Die
Benennung der weiblichen Kopftracht des Landvolks der deutschen Schweiz

---

Thèse

présentée à la Faculté des Lettres
de l'Université de Neuchâtel
pour obtenir le grade de docteur
par

Maria Beretta-Piccoli

Paul Haupt
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel, Bern und Leipzig
1936

Die
Benennung der weiblichen Kopftracht des Landvolks der deutschen Schweiz

---

Thèse

présentée à la Faculté des Lettres
de l'Université de Neuchâtel
pour obtenir le grade de docteur
par

Maria Beretta-Piccoli

Paul Haupt
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel, Bern und Leipzig
1936

*38880.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

La Faculté des Lettres de l'Université de Neuchâtel sur le rapport de MM.

E. Hoffmann-Krayer, professeur à l'Université de Bâle,

H. Schoop, professeur à l'Université de Neuchâtel,

Th. Delachaux, directeur du Musée d'Ethnographie,

autorise l'impression de la thèse présentée par Madame Beretta-Piccoli de Neuchâtel, en laissant à l'auteur la responsabilité des opinions qui y sont énoncées.

Neuchâtel, le 13 juillet 1933.

Le doyen de la Faculté des Lettres:
G. Méautis.

Vorwort

Die vorliegende Arbeit wurde seinerzeit angeregt durch Seminarübungen über Wortbedeutungslehre bei Prof. Dr. A. Bachmann (Universität Zürich). Es wird hier versucht, einen Zweig dieses umfangreichen Themas darzustellen, und zwar den Wort- und Sachwandel und das Verhältnis zwischen Wort und Sache. Im Laufe der Arbeit stellte sich das Bedürfnis ein, die wichtigsten Gattungen und Arten der Kopftracht im Bilde wiederzugeben und die Verteilung einer Sache und ihrer Benennungen an Hand von Karten zu veranschaulichen.

Nur langsam und ruckweise schritt die Arbeit voran, unter schweren äussern Hemmungen. Im Jahre 1930 beendigt, konnte das um ein Kapitel bereicherte Manuskript 1933 der Universität Neuenburg eingereicht, aus finanziellen Gründen aber erst dieses Jahr dem Drucker übergeben werden. Die Verfasserin ist sich wohl bewusst, dass sie nicht alle Probleme gelöst hat, die sich ihr stellten; sie hofft immerhin, es sei ihr gelungen, einige davon beleuchtet und den Nutzen der Sachnamenforschung dargetan zu haben. Manche Frage kann erst beantwortet werden durch systematisches Erforschen alten Kulturgutes, wie es die patrizischen Trachten der Vergangenheit darstellen, und wie es in Staats- und Familienarchiven aufbewahrt liegt.

Für wertvolle Literaturangaben und Förderung bin ich Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer in Basel sehr dankbar, ebenso danke ich der hiesigen Stadtbibliothek, der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern, der Bürgerbibliothek Luzern, dem bernischen Staatsarchiv und vielen Ungenannten und Ungenanntseinwollenden.

Neuenburg, im Oktober 1936.

Maria Beretta-Piccoli.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41555018_0006

Einleitung

1. Zweck der Arbeit.

Sie versucht einen Einblick zu geben in eine Seite des sprachlichen Lebens: in die Wechselbeziehungen zwischen Wort und Sache. Die Aufgabe wurde erleichtert durch die Abgeschlossenheit des behandelten Stoffes; denn die Kopftracht der Frauen in der deutschen Schweiz gehört im allgemeinen der Vergangenheit an, ihre Terminologie ist keinen Schwankungen mehr unterworfen. Daran ändert auch die gegenwärtige Trachtenbewegung nichts, die wohl einige alte Ausdrücke wieder in Umlauf bringt, im übrigen aber andere Ziele verfolgt: die Wiederbelebung der Sache und ihr Anpassen an modernes Empfinden.

2. Geographische Abgrenzung des Gebietes.

Die Arbeit befasst sich lediglich mit der Kopftracht der Frauen in der deutschen Schweiz, nur da, wo es zur Erläuterung eines Sachnamens nötig ist, wird die Sprach- oder Landesgrenze überschritten. Wenn je auf einem Gebiete, ist auf diesem eine gründliche Kenntnis der Sache nötig. Die deutsche Schweiz mit der Vielgestaltigkeit der Kopfbedeckungen für das weibliche Geschlecht bietet schon ein reiches Tätigkeitsfeld für die Erforschung des Ursprungs ihrer Bezeichnungen.

3. Zeitliche Abgrenzung.

Was die zeitliche Abgrenzung des Gebietes anbelangt, umfasst sie in der Hauptsache die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, ehe mit der Erbauung der Eisenbahnen und dem Ueberhandnehmen des Fabrikbetriebes rasch wechselnde Modeströmungen das Land überfluteten. Der Stand der Dinge beim Beginn des 19. Jahrhunderts zeigt immer noch die gleichen Verhältnisse, wie sie gegen Ende des vorangegangenen bestanden hatten, es ist daher manchmal nötig, auf sie zurückzugreifen. Viele Sachnamen gehen mit der Sache in die frühere, z. T. in die mittelhochdeutsche Zeit zurück und beleuchten kulturgeschichtliche Zustände und Strömungen. Da wo die alten Trachtenstücke noch getragen werden, haben sich auch viele alte Benennungen mit erstaunlicher Frische von einer Geschlechtsfolge zur andern

erhalten in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung. Daß da auch die Fähigkeit zu Neuschöpfungen am Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht erloschen war, ist begreiflich.

4. Stofflicher Inhalt und Umfang.

Die festtägliche und sonntägliche Kopfbedeckung der Volkstracht macht Inhalt und Umfang des Stoffes aus. Ganz beiseite gelassen wird die Alltagstracht, weil sie in der Hauptsache nichts anderes ist als abgelegte Sonntagstracht. Das bunte Kopftuch, das z. T. noch zur Sonntagstracht gehört, wird mit seinen mannigfaltigen Benennungen den Gegenstand einer besondern Abhandlung bilden, ebenso die eigentliche Haartracht, die Anordnung der Haare zu Zopf, Scheitel, Locke usw. Sie wird lediglich herangezogen, um die Entwicklung des Haarschmuckes (Band, Nadel) zu beleuchten und zur Feststellung einer Grenze (vgl. Karte II). In einigen wenigen Fällen kommt auch noch die modische Kopfbedeckung zum Wort, die das Trachtenstück ablöste.

5. Quellen, Hilfsmittel.

Zur Ausarbeitung meiner Aufgabe benutzte ich vor allem die volkskundliche Literatur des 19. Jahrhunderts, aber auch die aus frühern Jahrhunderten wurde herangezogen soweit sie zur Behandlung des Stoffes nötig war, ebenso einige handschriftliche Quellen aus Bibliotheken und Archiven. Ferner benutzte ich die sprachwissenschaftliche Literatur; das Schweiz. Idiotikon; die Mundartwörterbücher von Stalder, Tobler, Matthias, Carisch, Carigiet, Tschumpert und V. Bühler; das Idiotikon Rauracum und einige kleinere, z. T. handschriftliche Wortsammlungen; die Wörterbücher der welschen Schweiz und des Auslandes. Zum Studium der Sache benutzte ich die Schätze der Museen und die mir aus Privatbesitz bereitwillig zur Verfügung gestellten Stücke. In der Hauptsache habe ich persönlich verschiedene Trachtengebiete besucht, daneben aber flossen mir in reichem Masse mündliche und schriftliche Mitteilungen zu und leisteten mir nach gründlicher Prüfung grosse Dienste. Das Einsammeln des Stoffes war in grossen Zügen vollendet, als die Bücher der verdienstvollen Trachtenforscherin, Frau Heierli, erschienen, die mir in vereinzelten Fällen die gesuchte sachliche Aufklärung gaben.

Ein unerlässliches Hilfsmittel zur Veranschaulichung eines Sachnamens ist die bildliche Darstellung der Sache. Soweit möglich, habe ich diesem Bedürfnisse Rechnung getragen durch Beigabe von Photographien und Zeichnungen nach eigenen Aufnahmen oder aus mir zur Verfügung gestellten Werken. Auf verschiedene Trachtenbilder wird im Text Bezug genommen, besonders auf die im Hist. Museum Bern sich befindende Sammlung des Luzerner Malers Josef Reinhard.

Kapitel I.

Sachübersicht.

Es ist nötig, einen kurzen Ueberblick zu geben über die Kopfbedeckungen und Kopfzierden, die in dieser Arbeit behandelt werden.

A. Aufgesetzte Kopftracht.

a) Kranzähnlicher Kopfschmuck.

In der Volkstracht des 19. Jhs. ist der Kranz aus Flittern, oder, um einen schriftdeutschen Ausdruck zu gebrauchen, die Brautkrone, ganz allgemein das Abzeichen der Jungfrauschaft. Die Ausstattung der Brautkronen bestand aus Gold- und Silberflittern, Filigran, Glasperlen, Stoffblumen und aus sonstigem Zierat, der von Gegend zu Gegend ein etwas anderes Aussehen hatte und eine andere Anordnung. Einige Kronen haben figürlichen Schmuck. Darunter sind Marienfiguren bemerkenswert, die besonders deutlich hervortreten an der hohen Schaffhauserkrone (§ 62). Bei einigen Kronen sind lang herabfallende Bänder angebracht (Innerschweiz, Jestetten), rote Wollzöpfchen (Jestetten, Knonau), Fransen und Wollborten, die um den hintern Rand der Krone laufen (Luzernbiet). Alle diese mannigfaltigen Verzierungen haben kaum ein paar Namengebungen hervorgebracht (§§ 35, 37, 56, 62), von denen eine ins Mittelalter zurückgeht. In der Ausstattung der Kronen spielt die Mode eine Rolle. Was am Ende des 18. Jhs. auf den Markt kam, ist heute nicht mehr erhältlich. So müssen die Zieraten der Freiburger Kronen aus Frankreich bezogen werden und laufen durch die eidgenössische Kontrolle [1]).

Form.

Es lassen sich mehrere Formen nachweisen, die aber meistens auf die Kronen- oder Reifenform zurückgehen. Eine weit verbreitete Kronenform setzt sich zusammen aus einem mehr oder weniger breiten, mit Goldpapier oder Stoff überzogenen Kartonstreifen, auf den oben als Abschluss ein

[1]) Mündlich.

Kranz aus Stoffblümchen zu liegen kommt, aus denen etwa grüne Blättchen herausschauen. Diese Form ist verbreitet im Kt. Schaffhausen [1]), auf der Zürcher Landschaft [2]), im Aargau [3]), im Luzernbiet [4]), in der Innerschweiz [5]) und im Kt. Zug [6]). Bei einigen Kronen hat sich die Zweiteiligkeit insofern verwischt, als die Stoffblümchen weggelassen und Goldflitter an ihre Stelle getreten sind. Oft lässt sich die Zweiteiligkeit nur noch auf der Innenseite erkennen.

Im allgemeinen sind alle diese Kronen nach oben offen. Bei einem Stück aus dem Kt. Luzern ist die Oeffnung ausgefüllt mit Bändchen, die in der Mitte in eine Masche zusammenlaufen. Hieher gehört auch die Krone aus Untervaz, auf der nach bündnerischem Brauch Blumen aufgestellt sind, von einer roten Stoffverkleidung umgeben [7]). Die gleiche Form, noch breiter ausladend, ist im Bregenzerwald zu Hause [8]).

Eine andere Form der Krone hat als Unterlage einen Ring aus Meerrohr, auf dem sich ein Drahtgestell erhebt, das mit Glanzpapier überzogen und mit Flittern behängt ist. Das ist der Fall bei den ovalen Freiburger- und Guggisberger-Kronen, die nur in Grösse und Weite voneinander abweichen [9]); bei den Krönchen aus dem Fricktal und dem benachbarten Waldshut [10]). Von ähnlicher Form sind zwei aus dem Baselbiet stammende Krönchen, von denen eines die Jahreszahl 1775 trägt; das andere soll noch älter sein [11]).

Auf einem Ring aus Draht aufgebaut sind auch die kleinen Kronen der Ostschweiz. In der altsanktgallischen Landschaft waren sie um 1800 herum eine Art Kranz «mit vier roten Rosen aus Federn gemacht» [12]). Eine ähnliche Form hat der Flitterkranz im Appenzellischen und im Toggenburg [13]). Im Bündner Oberland und im Engadin sind auf dem Drahtring Blumen aufgestellt (s. oben), die höchste in der Mitte [14]). Diese Bündner Krönchen pflegten, ebenso wie die in Guggisberg und in Deutschfreiburg, auf Käppchen aufgesetzt zu werden.

Von besonderer Art sind die Krönchen im Oberhasli und im Lötschental. Beide haben ein Bödeli aus Deckelpapier als Grundlage, im Oberhasli ist es mit Spitzen umrandet und das Flitterwerk ragt zu einem schlanken Sträusschen empor [15]), im Wallis bildet es ein winziges Krönchen [16]).

---

[1]) Landesmuseum. [2]) ebd. [3]) Hist. Mus. Bern. [4]) Rathaussammlung Luzern; LM. [5]) Heierli Volkstracht I 137 ff. [6]) Idiotikon IV 1337. [7]) Rätische Trachtenbilder, Krönlein der Brautjungfer v. Untervaz. [8]) AzfsA. 1917, 2. Heft 134, Abb. 4, vgl. Die Schweizertracht, 5. Heftchen, Dez. 1930, S. 6. [9]) HMB; LM; MHN; Privatbesitz. [10]) Mus. für Völkerkunde Basel, Originale aus Magden und Zeiningen. [11]) ebd. [12]) Hartmann, Altsanktgall.; ähnliche Stücke aus dem Thurgau befinden sich im MVBs. und im LM; vgl. Jahresberichte St. Gallen 1910, Fig. 2. [13]) LM; vgl. HMB: J. Reinhard, Maria Bräger v. Bütschwyl 1793. [14]) s. ob. [8]), 134, Abb. 6—9. [15]) HMB. [16]) LM.

Ganz abweichend von allen diesen Formen ist die, welche im Bernbiet üblich gewesen ist. Ein wahrscheinlich aus dem 18. Jh. stammendes Stück hat die Form eines Hufeisens [1]; aus dem 19. Jh. haben sich breite Flitterbänder erhalten. Sie waren offenbar dazu bestimmt, um den Boden der schwarzen Kappe gelegt zu werden, die damals schon von Mädchen und Frauen zugleich getragen wurde [2]. Bemerkenswert ist die Beobachtung, die Frau von La Roche auf ihrer Schweizerreise im Jahre 1784 in Kirchberg und Umgebung machte [3]: «Bey Kindstaufen und Hochzeiten haben sie Kronen von Flittergold auf den Köpfen.» Wenn diese Bemerkung über den jungfräulichen Schmuck richtig ist, erhebt sich die Frage, ob diese Kronen wohl denen aus Guggisberg gleichgesehen und sich erst später zu dem bandartigen Schmuck verflacht haben, der um die Kappe gelegt wurde [4].

Von Strohmeier [5] wird das Vorkommen eines silbernen Krönchens im Solothurnischen erwähnt. Es scheint sich um ein zierliches Stück zu handeln, das mit Flittern im Silberton verziert war, aber kaum aus echtem Silber bestand.

Höhe und Umfang der Kronen sind sehr verschieden. Von der höchsten, der Schaffhauserkrone, bis zur kleinsten aus dem Lötschental gibt es verschiedene Abstufungen. Die Zürcher-, Aargauer-, Luzerner- und Innerschweizerkronen erreichen kaum eine Höhe von 15—16 Zentimetern, während die Freiburgerkrone höher ist. Nicht ihre Höhe jedoch, sondern ihr Umfang vergröbert sie (Abb. 64).

Wie oben erwähnt, haben die jungfräulichen Zierden meistens die Form einer Krone. Merkwürdigerweise aber hat sich der Name Krone in der mundartlichen Benennung nicht erhalten, wenigstens in der deutschen Schweiz nicht [6], ausser bei der Prozessionskrone der Knaben in den Fünf Orten [7] und als Bezeichnung einer himmlischen Belohnung im Jenseits [8]. Die Krone steht zu hoch, sie lebt ihr eigenes Leben, das nicht nach dem Masse unseres republikanischen Empfindens zugeschnitten ist. Sie bildete von jeher das Abzeichen der Herrscherfamilien; in kirchlichem Sinne jedoch das Symbol für ein reines und wohlangewendetes Leben. Aus diesem Grunde pflegte man in frühchristlicher Zeit über den Gräbern der Märtyrer Kronen

---

[1] HMB. [2] Schweiz. Archiv f. Volkskunde IV 1900, 344 aus: Usteri J. M. Collektaneen, mitgeteilt v. Prof. Hoffmann-Krayer. [3] Tagebuch 347. [4] Heierli Vt. III 76. [5] Gemälde X (Solothurn) 1836, 76. [6] In der französischen Schweiz ist der Ausdruck geläufig (couronne). Im 16. Jh. war er auch bei uns noch gebräuchlich, vgl. Id. III 829. In den Luzerner Osterspielen vom Jahre 1583 musste nach den Bühnenvorschriften die Schlange „ein Huben und Cron uff dem Hopt" tragen (Brandstetter, Bühnenrödel, abgedr. in Germania, Vierteljahrszeitschrift f. d. Altertumskunde 30, 325). [7] Mündl. (5 Orte — die 3 Urkantone mit Luzern und Zug). [8] Tobler, Volkslieder I 95; Schwyzerländli 1915, 153.

aufzuhängen als Weihegeschenk. So kommt Heyne [1]) dazu, das jungfräuliche Abzeichen als eine Art Weihegeschenk aufzufassen, das seinen ursprünglichen Charakter verloren habe.

In Deutschland ist der Name naturgemäss gebräuchlicher. Das niedrige Flitterkrönchen der Jungfrauen wird in einigen Gegenden Süddeutschlands z. B. noch Krönel genannt [2]).

An Benennungen für die Kronen kommen in der deutschen Schweiz vor: Borte, Börtli; Brûtschappel, Brûtschäppeli; Chranz, Chränzli; Gottechränzli, Gottenschäppeli; Haarband; Hostigschappel; Jepechränzli; Meili; Schappel; Schäppeli; Spängelichränzli; Spûsechranz; Spûsetschäppel; Zitterchränzli, Zitterhübeli.

b) Kappen.

Unter diesem Gattungsnamen versteht man in der Volkstracht schwarze oder bunte, nicht aber aus weissen Stoffen hergestellte Kopfbedeckungen.

Die Jungfernkappe ist a) am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jhs. ein mehr oder weniger breiter, der Kopfform angepasster Streifen aus meist schwarzem Stoff. Samt oder Seide, auch Wolle wird dazu verwendet. Sie ist mit steifer Leinwand gefüttert und um die aufgebundenen Zöpfe herum mit Haken geschlossen, so dass eine Oeffnung entsteht, das sog. «Züpfenloch», aus dem die Zöpfe hervortreten. Oertliche Verschiedenheiten in Form und Verzierung der Käppchen lassen sich feststellen. So pflegte man sie in der Inner- und Ostschweiz mit «Rosen» zu verzieren. Darunter versteht man eine aus schwarzen, geleimten Bändchen hergestellte Zierat, die zu beiden Seiten des Käppchens angebracht wurde und neben und über den Ohren herausragte. In Appenzell A. Rh. und im Zürcher Oberland wurden diese Rosen durch Metallschmuck ersetzt, in Schwyz fehlten sie im 19. Jh. ganz, nicht aber auf der Bergseite des Zugersees. Eine andere Art der Verzierung bildeten die schwarzen Spitzenflügel, die in mannigfacher Weise angeordnet wurden, was teilweise auch in der Namengebung zum Ausdruck kam (§§ 25, 40).

Im Zürcher Oberland scheint sich die Sache nicht erhalten zu haben. Man ist lediglich auf schriftliche Belege angewiesen, die Vorkommen und Benennung des Käppchens bezeugen. Ein ähnliches Stück Kopftracht war im 18. und zu Beginn des 19. Jhs. als bürgerliche Mädchentracht in manchen Städten und Städtchen der übrigen Schweiz gebräuchlich, z. B. in Baden und Olten, sowie in dem zum Fürstbistum Basel gehörenden Birseck.

---

[1]) Deutsche Hausaltertümer III 335; über den Einfluss der Christianisierung s. O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 5. Aufl. 1928 § 3. [2]) Weinhold, deutsche Frauen I 387.

b) Neben dieser festumrissenen Art gibt es einige Abweichungen. Diesen allen gemeinsam ist das Fehlen der Rosenverzierung. Als Jungfernkappe erweist sich die steife, mit schwarzem Samt oder Seide überzogene Kopfbedeckung der solothurnischen Landmädchen, die gegen die Stirne in einen Schnabel ausläuft und mit schwarzen Spitzen und Bändern verziert ist (s. unten Kinnschleife). Sie ist mit einem Zöpfenloch versehen, aus dem die Zöpfe herunterhangen. Dieses Merkmal besass auch die kleine Kappe der Ledigen in manchen Gegenden Bündens. Aber

c) die Jungfernkappe ist nicht überall durch das Zöpfenloch charakterisiert. Bei dem aus schwarzem Seidenband gearbeiteten Schnabelkäppchen der bäurischen Mädchen im Baselbiet und bei der nahe verwandten Fricktaler-Kappe fehlt es ganz. Beide weichen mit ihrem bestickten Bödeli am meisten von der unter a) beschriebenen Art ab und gehören zu den eigentlichen Kappen (s. unten Kopfschleife).

An Benennungen für die Jungfernkäppchen haben wir: Blätz, Blätzli, Bundchappe, Chappatusa (-tussa), Chappe, Chappentüsli (Capatisli), Chäppli, Drohthübli, Fideli, Florchappe, Gueffli, hohe Kappe, Hubefideli, Lochhube, Löchlichappe, Maitlichäppli, Mütschli, Mutzli, Rosechappe, Rosechäppli, Schlappe, Schnabelhube, Steglichappe, Stirne, Stirnechappe, Tschäppeli, By-tschäppli, Tuse (Tusse), Tûsenchappe, Tusli (Dusli), Wüschli.

Haben wir es beim Jungfernkäppchen mit einer eindeutigen Art zu tun, so zeigen andere Kappen eine mehr oder weniger grosse Verschiedenheit, die eine Einteilung erschweren. Suchen wir nach einem bestimmten Unterscheidungszeichen, so finden wir es oft bei Kappen verschiedener Beschaffenheit und Herkunft. Die Einteilung kann nach mehreren Merkmalen vorgenommen werden, z. B. nach dem zusammenschnürbaren Boden. Er kommt aber auch bei weissen Hauben vor. Das Fehlen der Bindbänder oder die Art ihrer Anordnung ergibt ein weiteres Merkmal, ebenso die Spitzenverzierung um den Vorderrand der Kappe herum.

Am geeignetsten scheint mir die Einteilung nach der Anordnung der Bindbänder: sie wurden unter dem Kinn zu einer Masche gebunden (Kinnschleife) oder oben auf dem Kopf (Kopfschleife) [1]).

Die K o p f s c h l e i f e sehen wir bei einigen Kappen aus der Nord- und Mittelschweiz:

a) Die l u z e r n i s c h e Spitzenkappe besteht, wie die meisten Kappen aus Patte (Vorderteil) und Boden (Hinterstück). Der Ueberzug ist helle Seide oder dunkler Samt und immer reich bestickt. Der zusammenschnürbare

[1]) Die oben auf der Kappe verschleiften Bindbänder geben Rose Julien Veranlassung, von dieser Art als von der „alemannischen Haube" zu reden (Volk und Rasse 1. Heft 1928, 40 ff).

Boden wurde später versteift. Schwarze Spitzen umgeben den Rand der Patte und mässig breite seidene Bindbänder bilden, vom Bödeli auslaufend, die Kopfschleife. Die Kappe gehört zur sog. Freiämtertracht, die sich über den Kt. Luzern (ausgenommen den Gerichtskreis Weggis) ausdehnte und dazu das Freiamt und einen Teil des Kts. Zug umfasste.

Benennung: Brönzchappe (-hube), Spitzlichappe.

b) Hieher gehört auch die W e h n t a l e r Kappe. Sie hat mit der luzernischen insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als sie wie diese einen zusammenschnürbaren Boden besass, der später versteift wurde. Bei neuern Stücken wurde die Kopfschleife weggelassen.

Benennung: Schächhube (-chappe), Spitzchappe.

c) Das oben erwähnte schwarze steife, oft farbig bestickte Käppchen der Mädchen im B a s e l b i e t ist ebenfalls mit einer schmalen Kopfschleife versehen.

Benennung: Tschäppeli, By-tschäppli.

d) Die F r i c k t a l e r Kappe mit dem Rand aus schwarzem Seidenband und dem eingeschobenen bestickten Bödeli ist gleichsam das Muster für diese Art. Die Kopfschleife vergrösserte sich im 19. Jh. dermassen, dass sie aussah wie eine auffliegende Taube. Bei einigen Stücken fehlt sie.

Benennung: Bundchappe.

Bei einer Reihe von Kappen aus verschiedenen Gegenden der Schweiz sind die B i n d b ä n d e r u n t e r m K i n n v e r s c h l e i f t [1]). Hieher gehören:

a) Die S c h n e l l c h a p p e. Sie wird gekennzeichnet durch einen, sich zwischen Patte und Boden einschiebenden radförmigen, mit Draht gestützten Auswuchs, der oft aus Chenille, schwarzen Spitzen oder in prunkvoller Art aus Gold- und Silberspitzen besteht. Sie wurde mit Schleifen unterm Kinn gebunden und im Nacken unter der Scheibe noch mit einer breiten Seidenbandmasche versehen. Das Bödeli ist mit Gold-, Silber- oder Seidenstickerei ganz bedeckt.

Diese hauptsächlich in der Ostschweiz übliche Kappe erhielt verschiedene Benennungen: Schnellchappe, Schwòbachappa, Goldhaube, Grillegatter, Grillenhaube, die katholisch Hube, Kilchehube, Radhube, Sandgatter.

b) Die B a n d c h a p p e. Sie hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Schnellkappe. Während aber bei dieser der Auswuchs sich zwischen Patte und Bödeli einschiebt, entwickelt sich bei der Bandkappe der Boden selbst in mannigfacher Weise. Ueberzogen wurde sie gerne mit schwarzer Seide oder einem mit Blümchen bedruckten Stoff. Wie bei der Schnellkappe sind auch hier im Nacken Bandschleifen angebracht, die lang über den Rücken fallen. Auch sie wird mit Bändern unterm Kinn gebunden.

[1]) Von Rose Julien wird diese Art als „schwäbische Haube" bezeichnet (a.a.O.).

Benennung: Amelette, Begine, Beginenhaube, Beginenkappe, Bandchappe, Bodechappe, Chübelchappe, Chüetritt, Freiämtertätsch, Felbechappe, Mutschchappe, Stockchappe, Stofelchappe, Schützeschibe, Tätschchappe, Tellerchappe, Zyttafele, Ziegelhube, Zugchappe.

c) Die schwarzseidene Kappe Schaffhausens. Sie hat ebenfalls eine Nackenschleife und über der Stirn einen rechteckigen, mit Spitzen ausgefüllten Ausschnitt, der ihre Eigenart ausmacht.

Benennung: Spitzchappe (-hube).

d) Die schwarze Solothurner Mädchenkappe gehört hieher (s. Jungfernkappe b). Wie Band- und Schnellkappe hat sie Kinn- und Nackenschleife.

Benennung: Chappe, hohe Kappe, Schnabelhube.

e) Die kleine Baselbieterkappe des 19. Jahrhunderts. Zu festlichen Anlässsen, besonders zu Hochzeiten, wurde sie aus weissen Stoffen hergestellt und mit reizender Stickerei verziert. Was ihr ein eigenartiges Gepräge gibt, sind das glatt angesetzte Bödeli, wie man es schon bei den ältern Käppchen des Baselbiets findet und im Gegensatz zu diesen die breiten, unterm Kinn verschleiften Bindbänder.

Benennung: Begine, Beginehübli.

f) Die reich verzierte Spitzenkappe des Bündner Oberlandes mit dem schwarzen oder braunen Samt- oder Seidenbezug und den breiten Bindbändern.

Benennung: Mudelchappa, Wallakappa.

Mischarten. Eine merkwürdige Mischung beider Arten stellt die Kappe des Schwarzbubenlandes dar. Die unter dem Kinn verschleiften Bänder deuten auf Verwandtschaft mit der Basler Begine hin, die Masche auf dem Kopfe zeigt die unter «Kopfschleife» beschriebene Art.

Benennung: Ohrechappe.

Bei der bernischen Spitzenkappe fehlen die Bindbänder. Dafür hat die kleine, vorzugsweise aus schwarzem Samt hergestellte Kopfbedeckung eine Nackenschleife mit lang herabfallenden Enden, eine Anlehnung an die Bandkappe.

Benennung: Blondechappe, Chappe, Chappi, Rosshaarspitzlichappe, Spitzlichappe.

Die Chrüzgangchappe Freiburgs bildet eine Art für sich. Sie besteht aus drei Teilen: dem fein gefältelten, zusammenschnürbaren Boden, zwei Seitenteilen, die mit schwarzem Samt umrandet und oft mit Goldstickerei versehen sind, und einem auf dem Scheitel aufliegenden Mittelstück, das aus der Stirn zurückweicht und unverziert bleibt, weil das Barett der Frauen darauf zu liegen kam.

c) Hauben.

Die weisse Haube der Verheirateten. Der zusammenschnürbare Boden der weissen Haube war in einem Teile der Schweiz (in Schaffhausen, im Knonaueramt, im Gebiete der Freiämtertracht und im Wallis) wenig Veränderungen unterworfen. Der Vorderteil jedoch enwickelte örtliche Verschiedenheiten. In Schaffhausen springt ein spitzer Schnabel weit ins Gesicht vor, und die beiden Seitenteile neben den Ohren ragen in die Wangen hinein. Aehnlich, wenn auch nicht so scharf ausgeprägt, sieht die Haube im Wallis aus. Im Gegensatz dazu verlor die Knonauerhaube im 19. Jh. ihre Schnabelform. Bemerkenswert ist die Verzierung der Hauben; sog. «Rosen» aus Metall (Schaffhausen) oder farbigen Glaskügelchen (Knonaueramt) sind neben den Ohren am Ansatz der samtenen Bindbänder angebracht, eine Eigenart dieser Gegenden. Um den Vorderrand der Hauben laufen Spitzen oder ein schmaler Besatz ziert die Patte.

Bei den prunkvollen Stücken aus der Ost- und Innerschweiz hat man Mühe die Grundform zu erkennen. Bei einigen erhielt sich das Bödeli, der Rand aber wurde nur noch von Spitzen gebildet (Unterwalden, Uri, I. Rhoden), bei andern verschwand es und nur ein schmaler Stoffstreifen bildet den Ansatz des Spitzenrandes (Schwyz).

Sehr einfach sieht daneben die weisse Haube der Freiämtertracht aus mit dem schmalen Spitzenrund, während die nach französischem Schnitt gearbeitete Haube der Solothurner Frauen mit ihrem breiten Spitzenrand der schwarzen bernischen Kappe nacheifert.

Benennung: Hube, Spitzhube, Spitzähuibä, Spitzlichappe, Stuchehube, Zughube (-chappe).

Uebrige Hauben und Kappen der Verheirateten. Die Kargheit der Benennungen für die weisse Haube in Gebieten, in denen sie sich in der Form annähernd gleich blieb, schlägt ins Gegenteil um dort wo sie mit dem schwarzen Mädchenkäppchen oder einem Ueberkäppchen einen zusammengesetzten Kopfputz bildete, wie das in der Ost- und Innerschweiz bei den Verheirateten der Fall war. Beide Kopfbedeckungen veränderten sich miteinander (Unterwalden, Uri, I. Rhoden), oder das Käppchen verschwand, um einem andern Platz zu machen (Schwyz), oder drei Arten liessen ihre Spuren an einem Stück zurück (Zug).

Diese Veränderungen spiegeln sich wider in den Bezeichnungen: Bollechappe, Bollenhaube; Chäppli; Fürechappe, Gueffe, Güeflihube; Huben und Chäppli, Huibä, Kammhaube, Lungerehübli; Marterkrone; Mutsch, Mutschehube (-chappe), Mutschehübli; Rosehube; Schînhuibe; Schnabelhuibe; Urnerschueh.

d) Mischarten.

Zwischen den beiden Gattungen Haube (weiss) und Kappe (schwarz oder bunt) steht das Walserhäubchen (Vals), das noch vielfach aus weissem Stoff hergestellt und, wie sein Vorbild, mit einer Zugschnur versehen wurde. Die Verheirateten sollen für ihre Häubchen dunklen, buntgeblumten Stoff verwendet haben und einen schwarzen Spitzenkranz um den Vorderrand der Patte herum; die Ledigen verzierten ihre bunt bestickten Häubchen mit weissen Spitzen. Was diese Kopfbedeckungen auszeichnete, war die schwerseidene Bandborte, womit das Vorderstück besetzt wurde, ein Verfahren, das auch bei einer Ausserrhoder Kappe angewendet wurde.

Benennung: Zughubi, Walserhübli.

Auch die Tusetta setzt sich aus Haube und Kappe zusammen in Anlehnung an einen früher in der Volkstracht üblich gewesenen Kopfputz. Sie ist in Ausserrhoden und Glarus heimisch.

Verschiedene Kopfbedeckungen haben keine ausgesprochene Eigenart, die nur einer bestimmten Gegend angehört hätte. Dazu rechnen wir die Stündelikappe und ihre luzernische Entsprechung, die Dächlikappe. Anderes wird in den folgenden Paragraphen erwähnt.

Die in Vals getragene Zopfkappe mit dem geschnabelten Vorderstück ist das Kennzeichen des Bündner Oberlandes, während das Capatisli in der Bedeutung «geschlossenes Käppchen» im übrigen Bünden weite Verbreitung gefunden hat.

e) Ueberkäppchen.

Ein Prunkstück, das an die patrizische Mode früherer Zeiten gemahnt, hat sich fest eingebürgert in der Volkstracht des 19. Jahrhunderts, und zwar besonders in einigen Gebieten der Innerschweiz und in Innerrhoden. In Schwyz hat es die Form eines Radschuhs, ist mit farbigem Seidenstoff überzogen und mit Flittern geschmückt. So beschaffen verdeckt es den Ansatz der weissen Haube. Es bildete noch am Anfang des 19. Jhs. den Kopfputz der bürgerlichen Frauen in vielen Landstädtchen, aber in veränderter Form, mit Ueberbleibseln abgelegter Kopftrachten ausgestattet (Zug, Sursee, Rapperswil). Wir treffen es in reicher Ausstattung auch im Baselbiet noch an.

In Innerrhoden ist das unversteifte Käppchen mit schwarzem Samt oder mit Goldstoff überzogen und mit Goldborten besetzt. Es bildet mit seiner roten oder dunklen Schleifenverzierung immer noch das Prunkstück des dortigen dreiteiligen Frauenkopfputzes.

In der 2. Hälfte des 17. Jhs. ist in den Mandaten vielfach von Ueberkäppchen die Rede. Der neu auftauchende Kopfputz wird verboten in einem Luzerner Mandat von 1685: «Denen Frawen sollen die Käpplein von Gold-

oder Silberstucken / oder Gestickt / oder mit Gold- oder Silbernen Spitzen oder Schnüren besetzt / hinder den Hauben oder anderwerts zutragen verbotten seyn / und sollen dieselben sich / wann es umb den Schutz dess Haupts zuthun / mit Käpplein von schwartzem Sammet einfältig ausgemacht / vergnügen.» [1]). Das gleiche trifft auch für die Ostschweiz zu. In der Vermögensbeschreibung des Junkers J. F. Peyer zur Fels und dessen Frau Elisabeth geb. Im Thurn vom Jahre 1697 werden unter der Aufschrift «Weiber Geschmuck» aufgeführt: «Guldene Hauben mit berl» (Perlen) oder «Loübli» (Pailletten) [2]).

Benennung: Baselhübli, Goldbortchäppli, Goldchäppli, Guefli, Mutzli, Rapperswilerhäubchen, Sammetchäppli, Schlappechäppli, Turpechlötzli, Zugerchäppli.

f) Die weissen Kopfhüllen.

Von den germanischen Frauen wird berichtet, sie hätten das Haar frei, ohne Hüllen getragen [3]). Ohne Zweifel aber hat damals schon die Frau das Haupt wenigstens vor Regen, Schnee und Kälte zu schützen gesucht. Das geschah durch ein schleierartiges Kopftuch, wie die Markussäule in Rom es zeigt [4]) oder mit einer Haube (§ 10). Eine Art Kopfschleier muss schon zur Zeit Wulfilas getragen worden sein bei den Gotenfrauen [4a]). Die bekannte Stelle im I. Kor. 11, 6 lautet nach seiner Bibelübersetzung: «Wenn ein Weib betet oder weissagt mit unverhülltem Haupt, beschimpft sie ihr Haupt; denn es ist ebensoviel, als wäre sie beschoren. Aber wenn das Weib sich nicht verhüllen will, lasse man es scheren; weil es aber schimpflich ist für ein Weib, die Haare abzuschneiden, verhülle es sich». In der ahd. Zeit fand diese Sitte ihren Niederschlag in Bezeichnungen wie «hullituoch, houbit-tuoch» [5]).

Das schleierartige Kopftuch gehörte zur Zeit Karls des Grossen zur Tracht der Vornehmen [6]). In der Minnesingerzeit kam diese Mode in Namengebungen wie «wimpel, rîse, sloiger und gebende» zum Ausdruck [7]). Mit solchen Schleiern oder schleierartigen Binden pflegten die Frauen im Winter Antlitz, Nacken und Kehle zu verhüllen, wie Hadlaub klagt [8]):

«der winter gît kalt winde und snê,
des ir antlüt, neckel, kelen bergent sint.
an hiuten lint tuot winter wê.»

Diese Schutzmassnahme war sicher auch bei den Frauen im Volke üblich [9]). Im 14. Jh. scheint sich der Kopfschleier endgültig durchgesetzt zu

[1]) Mandat Bbl. S. 11. [2]) Hs. im Staatsarchiv Schaffhausen. [3]) Heyne III 309, 316. [4]) ebd. 309. [4a]) Wir wissen nicht, ob der Schleier bei den Goten schon vor ihrem Uebertritt zur christlichen Lehre gebräuchlich war. [5]) ebd. [6]) ebd. 316. [7]) ebd. 317 f; Weiss, Kostümkunde 1864, 576 f; Schultz, Höf. Leb. I 182 f; Lexer mhd. Twb. S. 386. 199. 233. 60. [8]) Bartsch, Minnesänger Nr. 3 Vers 9 ff. [9]) Zürcher Stadtbücher I 185; Weinhold, d. Frauen II 323.

haben; es ist kein Zufall, dass zu dieser Zeit zwei Namen auf ihn angewendet werden, die sich bis zum Verschwinden der Sache behaupten: Stûche und Sturz. Am Ausgang des Mittelalters trübte eine Mode vorübergehend das überlieferte Weiss der Tücher: man pflegte in der Zeit der Burgunderkriege als Aeusserung höchster Eleganz die feinen Schleier gelb zu färben, eine Farbe, die sonst nur Dirnen und Jüdinnen zukam [1]).

Die Sitte der Kopfverhüllung überdauerte die nachfolgenden Jahrhunderte. Als Karl Borromäus von Mailand aus die 5 katholischen Orte besuchte, fand er dort die Kleidung der Frauen und Jungfrauen «ehrbar und bei den Weibern derart, dass sie das Gewand der Nonnen bei uns noch weit übertrifft, denn sie tragen das Gesicht so verhüllt, dass nichts als die blossen Augen unbedeckt bleiben» [2]). Wenn auch in den Städten die Adeligen und die reichen Kaufmannsfrauen verschiedenen Modekopfbedeckungen huldigten, behielten sie dennoch nach den Vorschriften die weissen Schleier als Kirchentracht bei und besonders als Trauertracht, die sich schon im 16. Jh. ausgebildet hatte [3]). Die weisse Kopfhülle wird damals in der Form von der noch um 1816 in Deutschfreiburg und anderswo üblichen Trauertracht nicht weit abgewichen sein. Wir dürfen in ihr die am Ausgange des Mittelalters festgesetzte, allgemein gebräuchliche Gattung erblicken. Zu ihr gehören drei Stücke: Haube, Kinntuch und Schleier [4]), der von verschiedener Länge und Weite sein konnte. Bald wurde er mehrfach gefaltet auf den Scheitel gelegt und fiel als breites Band über den Rücken [5]), oder bedeckte weit Schultern und Rücken [6]), bald verhüllte er als Ueberwurf die ganze Gestalt [7]).

Auch das Kinntuch war ein schleierartiges Gebilde, das Mund, Kinn, Hals und einen Teil der Brust bedeckte und oben auf dem Kopfe zusammengehalten wurde [8]). Bei einer Frau aus Kerzers erscheint es 1796 als wulstige Kinn- und Wangenbinde [9]).

Die Benennungen, die für das 19. Jh. in Betracht kommen, sind: Chirchenwindle, Fächtli (Gfächtli), Hoipttuech, das weisse Kleid, Leidtiechji, Mäschwindlu, Pannolino, Stûche, Sturz.

---

[1]) Heyne III 324; Anshelm Chronik II 390; vgl. Schultz, Höf. Leb. I 184: schon im frühern Mittelalter hatten die Prediger Veranlassung, sich über diese neue Frauenmode zu ereifern; Böhn, Mittelalter S. 189. [2]) Oechsli, Quellenbuch 1910, 355. [3]) Glaser Bs. S. 36; Hottenroth, Volkstrachten I 46 und Tafel 16. 18. 41; Pfeffel, Blatt 8 ff. 13, 20; Herrliberger, Zer. 1746, 41 f; Sachs, Fastnachtsspiele I 23. [4]) Heierli III 129; L. Vogel (LM), Trauerkleidung der nahen Verwandten bei Leichenbegängnissen im Deutschfreyburgergebiet 1816; AzfsA. 1917, 124 ff. usw. [5]) vgl. § 39 Fächtli; Holbein, Skizze zur Darmstädter Madonna; ähnl. bei Glaser S. 38 f. [6]) In Freiburg, Schaffhausen, Vorarlberg; vgl. § 39 Stûche. [7]) Lötschental, Bosco, Pommat (vgl. §§ 43, 28, 48). [8]) Bündner Oberland, Freiburg. [9]) Reinhardslg. HMB.

g) Hüte.

Der Strohhut.

Seine Spuren lassen sich bis ins frühe Mittelalter zurückverfolgen, aber abgesehen von den bekannten Strohhüten der Sachsen, von denen im 10. Jh. Widukind berichtet [1]), bietet das Mittelalter wenig Belege für sein Vorkommen. Wenn er überhaupt im Gebrauch gewesen ist, hat er lediglich praktischen Zwecken gedient. Man sucht seine Spuren vergeblich in den Dichtungen, die sonst Aufschluss geben über die Kleidung der Gesellschaft. Erst später, am Ausgange des Mittelalters, wird sein Vorkommen unzweifelhaft bezeugt. J. J. Fugger kaufte den kostbaren Hut Karls des Kühnen aus der Grandsonbeute und nannte ihn einen «fast zierlichen Schaubhut», der so geformt sei, «wie man zu dieser Zeit die italienischen Hüt mit einem runden Schirm für die Sunnen und hohen runden Gupfen machet» [2]). Karls Hut hatte zwar einen gelben Samtbezug [3]), aber die Aufzeichnung beweist, dass die höhern Stände damals neben den allgemein üblichen Filzhüten auch aus Stroh geflochtene trugen, in Süddeutschland wie in der Schweiz. Als Schattenspender bei der sommerlichen Hitze wird er auch in der Folgezeit besonders auf dem Lande beliebt gewesen sein, denn im 17. Jh. finden wir in den Freien Aemtern bereits Ansätze der spätern Strohindustrie [4]). Erst dem 18. Jh. aber blieb es vorbehalten, ihn so auszubauen, dass er zum Kennzeichen der festlichen Volkstracht werden konnte. In Schwyz gehört er schon um 1739 zur Kirchentracht des weiblichen Geschlechts [5]).

Die Strohhutmode kam aus Frankreich, wo sich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jhs. eine Bewegung geltend machte, die gewissermassen schon eine Rückkehr zur Natur bedeutete. «Watteau», sagt Marie de Villermont [6]), «avait mis à la mode le genre champêtre, genre faux, n'ayant de champêtre que le nom». Die Damen ergriffen mit Eifer das neue Spielzeug, und alle namhaften Künstler stellten sich in ihren Dienst. «On inventa des chapeaux de bergères, coquets objets de paille, ornés de rubans et de fleurs» [7]). Diese Mode gelangte rasch auch in die Schweiz und fand besonders da günstigen Boden, wo der französische Einfluss massgebend war, in Bern [8]), Solothurn, Luzern, Freiburg und im Wallis. Sie gab den Antrieb zum Aufblühen der Strohindustrie im Freiamt, in Gümmenen und in Freiburg, indem sie den bisher üblichen einfachen und zweckgemässen Hut eine Stufe höher stellte.

---

[1]) Heyne III 273; Weiss, Kostkd. S. 521, 566, 579. [2]) Usteri, Collektaneen S. 57; Böhn, Mittelalter S. 230. [3]) Böhn ebd. [4]) Corrodi, Hutgefl. S. 27 (nach dem Zinsbuch des Klosters Hermetschwyl bei Bremgarten aus den Jahren 1643/44); um 1672 wird das Strohflechten auch auf dem Rafzerfelde ausgeübt (Wild, Zürcher Rhein 2. T. 21 ff.). [5]) Heierli I 133. [6]) Villermont, Coiffure S. 656. [7]) ebd. [8]) Portraits bernois II S. XII (Bild d. Tochter Mich. Schüpbachs v. J. 1754: Kleiner koketter Hut).

Die einfache Technik der Strohbehandlung besserte sich langsam, das Strohflechten wurde zur einträglichen Beschäftigung, denn beide Geschlechter trugen den verfeinerten Hut. Durch Reiseschriftsteller erfahren wir, dass eine vervollkommnete Art besonders in Gümmenen hergestellt wurde [1]). Der wohlhabende Bauer im aargauischen Bernbiet unterschied sich von seinen Dienstboten nur durch den Strohhut [2]), für den die reichen Emmentaler Bauern bis zu einem neuen Louisdor bezahlten [3]). Dass der weibliche Strohhut an Feinheit des Geflechts nicht hinter dem männlichen zurückstand, braucht kaum der Erwähnung. Auf einem Prozessionsgemälde vom Jahre 1752 in der Flurkapelle Adelwil bei Sempach tragen junge Frauen einen feinen weissen Strohhut, geschmackvoll mit Blümchen verziert [4]).

Andreae aus Hannover gibt im J. 1763 eine Aufzählung der weiblichen Strohhüte, die damals in der Schweiz vom Landvolke getragen wurden [5]): «Von Thun bis Bern tragen Ihre Geschlechtsverwandte niedergeschlagene schwarze Männerhühte. Im Canton Freiburg kleine artige Strohhühte. Von Roche bis Aigle sehr grosse Strohhühte mit gethürmten Kipfen. Im Canton Solothurn endlich, wie in einem Theile des deutschen Berner Gebietes, kleine artige Strohhühte.» Aehnliches wird aus Luzern [6]) und Schwyz [7]) berichtet. Das kleine Strohhütchen war damals sehr beliebt. Man darf aber nicht vergessen, dass die Formen einem verhältnismässig raschen Wechsel unterworfen waren. Vom koketten Festhütchen bis zum breitrandigen Schirmhut gab es am Ende des Jahrhunderts verschiedene Abstufungen, die dann erstarrten und auf Jahrzehnte hinaus der Kopftracht einer bestimmten Gegend das eigentümliche Gepräge gaben, nach Form oder Verzierung, die meistens aus Bändern und Blumen bestand. Manchmal fehlte sie ganz (Solothurn). Der Schmucktrieb war damals bei beiden Geschlechtern tätig, die Männerhüte waren oft bis zur Geschmacklosigkeit mit Schleifen und Blumen verziert [8]).

Eine Reihe von Benennungen für den weiblichen Strohhut ist auf uns gekommen: Bindellehuet; Haslihued; Krêshued; Schaubhuet, Schaubhüetli; Schinhuet; Schirmhuet; Schwefelhuet, Schwefelhüeti (-hüetli); Walliserhued; und als Nachlese Lampihuet und Tellerhuet. Der Name Strohhuet hat sich als Bezeichnung der Gattung fortgepflanzt und spielt in der mundartlichen Benennung keine Rolle.

Der Filz- und Wollhut.

Lange vor dem Strohhut gehörte der Filzhut zur allgemeinen Kopftracht. Seine Entwicklung siehe unter Wollhut (§ 30).

---

[1]) La Roche, Tagebuch S. 50 berichtet, dass die kostbaren Hüte 30—40 Gulden gekostet hätten; vgl. Ris, Emmental S. 81. [2]) Meiners, Briefe I 2. Aufl. S. 208. [3]) ebd. 259. [4]) eig. Aufn. [5]) Andreae, Briefe S. 284. [6]) Helvet. Kalender 1789, 9. [7]) Meiners S. 123. [8]) vgl. Reinhardslg. HMB; Meisner, Kl. Reisen 3, 103.

Die Benennungen sind nicht zahlreich und meistens vom Männerhute her übernommen worden: Drîangel, Drîrêrehietli, Leidhuet, Schopfhuet, Wollhuet (Wullhuet, Wullihuet).

Das Barett

bildet eine Art für sich, eigentlich eine Mischung von Kappe und Filzhut. Es ist

a) im 19. Jh. ein Hütchen oder Käppchen aus Samt, Pelz oder Filz, das oben auf dem Kopfe sitzt (Klettgau, Haslital, Sensebezirk) und oft mit einem Band unter den Zöpfen durch gebunden wird (Guggisberg);

b) ein schwarzes breites Samtband, das quer über den Kopf gelegt wird und dessen spitzenbesetzte Enden auf den Rücken fallen (Wehntal, Knonaueramt). Es ist dies das Ueberbleibsel des einstigen Baretts.

Im 15. Jh. gehörte es zur männlichen Ordens- und Amtstracht, aber es drang auch in weitere Kreise, besonders am Anfang des 16. Jahrhunderts [1]). Als Kopfbedeckung der Frauen kam es uns wahrscheinlich aus den Niederlanden zu, wo es im 16. Jh. mit den spanischen Statthalterinnen seinen Einzug gehalten hatte [1a]). Um 1577 ist es auf seinem Wege rheinaufwärts in Basel angelangt und ist als neue Tagesmode auf dem Bilde einer Basler Patrizierin von Hans Bock verewigt worden [2]). Hier ist es ein flaches Deckelchen aus Samt, wie die spanische Mode es vorschrieb, das oben auf dem Kopfe auf eine weisse Haube gelegt ist. Aber es gab damals schon örtliche Verschiedenheiten. In St. Gallen [3]) und in der westlichen Schweiz [4]) wurde das etwas anders geformte Käppchen reich verziert über einem Gold- und Perlennetz getragen; man trifft aber als Unterlage auch die weisse Haube an [5]). In Basel verkleinert es sich zusehends und verschwindet schliesslich. Auf den Kupferstichen von Glaser ist es noch zu sehen [6]), aber ausschliesslich als Kopfputz vornehmer Bürgerinnen, während den niedrigen Klassen mitsamt dem Bauernstand eigenartig eingedrückte oder niedrige Filzhüte zukommen [7]).

---

[1]) Weiss, Kostkd. S. 687; Schultz, D. Leben S. 330, 343, 384, 388. [1a]) Villermont S. 401 f; das federgeschmückte Barett des ausgehenden 15. Jhs., das Landsknechtliebchen, aber auch ehrbare Frauen trugen (vgl. Schultz D. L. 388) hat nichts mit dem Barett der im 16. Jh. aufkommenden spanischen Mode zu tun. [2]) Porträts, Basler I: Catharina Hornlocher-Oeder; die Mode kann uns auch auf anderem Wege, von Oberdeutschland aus zugekommen sein, vgl. Zemp, Bilderchroniken S. 164; Bürgersfrau v. 1576 mit Barett, vgl. folg. Anm. [3]) Jahresberichte St. Gallen 1910 S. 11; Villermont S. 435. [4]) Portraits br. I 5: Anne de Neuchâtel 1584. [5]) ebd. Elisabeth Wurstemberger 1621; HMB.: Barbara Daxelhoffer, Magdalena Manuel. [6]) Glaser S. 33. [7]) ebd. S. 53—55, Glaser stellt die Bauern freilich nicht in Kirchenkleidung dar, aber in einem Basler Mandat v. 1673 werden die „Bauren-Hütlein" der Landfrauen besonders erwähnt (Usteri Coll. 21).

Aehnliche Verhältnisse wie in Basel bestanden am Anfang des 17. Jhs. im Kt. Bern. Zur Hochzeit schenkt ein vornehmer Herr seiner Braut «Eine goldene Kette und ein Ketteli um das Paret» [1]). Wie in Basel, trägt auch hier nur die Patrizierin das Barett, das sich hier zu einer Art Cylinder ausgewachsen hat (vgl. § 63 Hüetli). Ein Scheibenriss aus dem Jahre 1630, der eine Hochzeit bernischer Bauern darstellt, zeigt die Bauernfrauen mit dem flachen Barett auf der weissen Haube [2]). So oder ähnlich wird damals und auch später noch das Barett auf dem Lande ausgesehen haben. Bei Unverheirateten fiel die weisse Haube weg [3]). Ein Stich von Wilhelm Stettler aus dem Jahre 1696 zeigt ein Landmädchen aus der Umgebung Berns mit dem Filzbarett über den Hängezöpfen, ähnlich wie es im Haslital getragen wurde [4]). Nur bei Hochzeiten und ähnlichen Festen wurde es mit dem Kranze vertauscht, oder der Kranz wurde darauf gesetzt. Das war besonders da der Fall, wo das Barett bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft war (Wehntalerzone), oder wo es die geeignete Unterlage dazu bot (Haslital, Guggisberg, Sensebezirk) [5]). Im 19. Jh. kommt das Barett nur bei den Ledigen vor [5a]).

Die Namengebung ist reichhaltig im Hinblick auf den Umfang des Gebiets, wo sein Vorkommen festgestellt werden kann (vgl. Karte IV) : Biremessli; Burehüetli; Chäppi; Chalberdräckli, Chüedräckli; Gottehüetli; Gupfi; Gigeli (Gügeli); Hirzi; niederen Hut, Hüetli; Tätschli; Techeli; Trütschechappe; Wibuhuba; Wullhüetsi.

In der Volkstracht ist der einstige Gattungsname nicht mehr anzutreffen, er blieb auf die patrizischen Kreise beschränkt. Er bezeichnet die Kopfbe-

---

[1]) Bächtold, Bräuche 182, Anm. 4 (Beleg aus d. J. 1594). [2]) v. Rodt, Bern im 17. Jh. S. 71. [3]) Pfeffel, Bl. 20: Bäuerin mit ihrer Tochter (Zürcher Landschaft). [4]) Orig. im Basler Museum. [5]) Ein von Reinhard (1790) im Bilde dargestelltes Mädchen aus Grindelwald, M. Dällenbach, trägt zur Bernertracht ein farbiges Barett mit schwarzem Rand, in der Form den damaligen Freiburger Baretten ähnlich. Man glaubt, damit auf freiburgische Herkunft des Mädchens schliessen zu müssen. Die Dällenbach gehörten aber damals zu den in Grindelwald Angesessenen; das einzige, der Gemeinde gehörende Wirtshaus wurde von Christian Bohren und seiner Frau Anna Dällenbach geführt, ein Bruder der Wirtin war Bergführer in Grindelwald (Berner Tb. 1918, 142). Eine echte Freiburgerin hätte schwerlich Bernertracht angezogen und so ihre Herkunft verleugnet, denn auf den Höfen des Berner Jura, wo Freiburger sitzen, halten die Mädchen noch jetzt an ihrer überlieferten Kirchentracht fest. Das Vorkommen des Baretts in Grindelwald am Ende des 18. Jhs. wird auch sonst durch ein Bild von Caspar Wolf (1735—1798) bezeugt (Sammlung Engelmann): Une fille du Grindelwald. Ihr Kopfputz ist das Barett: rote, gelbe und blaue Streifen laufen von einem dunklen Rand aus in der Mitte des gewölbten Käppchens in einen Knopf zusammen. Von einem ähnlichen Barett wird aus den Walser-Kolonien am Monte Rosa berichtet (§ 42 Wibuhuba). Alle diese Anzeichen lassen darauf schliessen, dass das Barett früher viel allgemeiner verbreitet gewesen war und in mannigfachen Formen. [5a]) Ausgenommen in Freiburg.

deckung hoher Magistratspersonen, die von Geistlichen und Juristen, die ihn auch zuerst verwendeten [1]). Im alten Bern war noch die Bezeichnung «Barettlitochter» im 18. Jh. in Gebrauch in der Bedeutung «Tochter eines der barettgeschmückten Wahlherrn, welche die Ergänzungswahlen in den grossen Rat besorgten» [2]). Der Name verblieb für die Kopfbedeckung der Wahlherren bis zur Staatsumwälzung von 1798; noch länger aber bezeichnete er die eigenartige Kopfbedeckung der Geistlichen [3]).

B. Haartracht und Haarschmuck.

In der Volkstracht sehen wir einen grundlegenden Unterschied in der Haartracht der Ledigen. In einem Teile der Schweiz wurden Hängezöpfe, im andern aufgebundene Zöpfe getragen (vgl. Karte II). Im Mittelalter trugen nur Frauen und Witwen aufgebundene Haare [4]), die Jungfrauen liessen sie lose oder in Zöpfe geflochten über Schultern und Rücken fallen [5]). Am Ausgange des Mittelalters sehen wir, dass die Tracht der aufgebundenen Zöpfe auch bei Ledigen Anklang zu finden beginnt [6]); in den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs. hatte sie sich schon in verschiedenen Gegenden Deutschlands festgesetzt, wie Johannes Agricola berichtet [7]): «Die jungfrawen deutsches landes tragen berline bendel; an ettlichen orthen, als am Rein, in Schwaben und Beyern, auch in der Schweitz schlagen sie die harflechten hinder sich zu rucke. In Meissen und Döringen flechten sie die zöpff auff iren heuptern hoch empor wie ein storcken nest. In Sachsen und Hessen schlagen sie sie umb ire ohren herumb.» Die Stelle gibt uns zugleich Auskunft über die Herkunft und das langsame Vorrücken dieser ursprünglichen Frauentracht. Während aber die Verheirateten ihre Haare sorgfältig unter Haube und Schleier bergen mussten, erhielten die Ledigen das Vorrecht, die aufgebundenen Zöpfe unbedeckt zu tragen (vgl. Kp. I, A. b.). Nur die Gefallenen mussten «beschlossene käpplin» aufsetzen [8]).

Die Haartracht hängt eng zusammen mit der Haarverzierung. Nur da, wo die Zöpfe aufgesteckt wurden, stellte sich das Bedürfnis ein, sie mit einer Nadel zu stützen und gleichzeitig zu schmücken. Die Ziernadel kam schon früh vor, wie Gräberfunde beweisen [9]), sie scheint als

[1]) Heyne III 299. [2]) Berner Tb. S. 192 f, Oechsli W., Geschichte der Schweiz im 19. Jh. 1903, 54. [3]) Wochenblatt Bern XXVI 1796; IV 1789; XIII 1790; Jeremias Gotthelf, Gesammelte Werke, Bd. XII Berlin 1861, 5; Ineichen, Volksmund S. 52. [4]) Schultz, Höf. L. I 180; ebdrs. D. L. S. 385; Weiss, Kostkd. S. 414, 581. [5]) ebd. 581, 413; Schultz, D. L., S. 394; ebdrs. Höf. L., S. 179; usw. [6]) ebdrs. D. L., S. 385. [7]) ebd. 364; Spiess, Meth., S. 141. [8]) Rechtsquellen XVI, 14: Stadtrechte von Bremgarten und Lenzburg S. 186 (1726); Usteri, Collekt. S. 40 (Zuger Mand. v. 1723): Die Gefallene durfte die Haarnadel nicht mehr tragen. [9]) Heyne III 84.

Haarschmuck besonders bei Römern und Byzantinern in Gebrauch gewesen zu sein [1]). Sie kam und ging mit der Mode. In der Schweiz z. B. reicht sie kaum über das 17. Jh. zurück, denn erst gegen Ende dieses Zeitabschnittes wird sie in Verfügungen gegen den Luxus erwähnt [1a]). In Schaffhausen verbot die Obrigkeit um 1701 «guldene Ketten in Haar zu flechten und um die Nadel zu winden» [2]); wenn später (1710) in Zürich zwei Mägde vornehmer Häuser wegen des Tragens allzu kostbarer Haarnadeln bestraft wurden, ist das ein Zeichen, dass die Nadel in städtischen Verhältnissen sich schon ausgebildet hatte [2a]). Die ältesten einfachen und unverzierten Pfeile und Doppelnadeln Unterwaldens und Appenzells dienten sichtlich nur dazu, die Zöpfe festzuhalten. Erst mit der Entwicklung der Art entstanden die feinen Bearbeitungen mit dem Stichel, die durchsichtigen Filigranverzierungen (§ 35). Die Motive, die der Goldschmied zur Schmucknadel verwendete, bestanden in der Nachahmung einer Blume in mannigfachen Abstufungen; besonders beliebt war das Rosenmotiv. Auch der Knauf eines Degens oder Schwertes wurde nachgeahmt.

Für die Haarnadel haben wir eine Reihe von Benennungen, die meistens aus Gebieten stammen, wo sie noch heute getragen wird [3]): Blech; Degehoornodle, Haarleffel, Haarglimpf, Haarnadle, fingranig Haarnadle; Leffel; Maitlihaarnadle; Milchlöffel; Pfyl; Rosehaarnadle; Schild; Schuehleffel; Schufle; Spiegel und, als einzige mir aus Bünden bekannte Bezeichnung, Savetscha.

Was bei den aufgebundenen Zöpfen die Nadel, ist bei den Hängezöpfen das B a n d oder die S c h n u r [4]). Damit will nicht gesagt werden, dass das Band nur hier verwendet worden wäre, denn in der Innerschweiz, in diesem ausgesprochenen Haarnadelgebiet, bildete es durch die Verschiedenheit seiner Farbe sogar das Abzeichen einzelner Stände.

Das Haarband trägt zunächst die beiden grundlegenden Bezeichnungen Haarband und Haarschnuer; sodann: Flaudere; Haarbändel; Tritschfadeband; wissi und roti Zipfe; Zupfebändel und Liszipfe [5]).

Eine andere Quelle der Namengebung entspringt der Sitte, die Zöpfe mit dicken, wattierten Einlagen zu v e r s t ä r k e n. Manchmal wurde auch ein anderes Verfahren beobachtet: so begannen die Luzernerinnen in den

---

[1]) Villermont S. 65ff; Weiss, S. 538 f; Schmuckbuch S. 149, Abb. 124; solche Nadeln sind bei fast allen Völkern des Morgen- und Abendlandes anzutreffen, es hält aber sehr schwer zu entscheiden, wie Rückert (S. 157 ebd.) bemerkt, zu welchem Gebrauch eine Nadel gedient hatte. [1a]) Man kannte damals schon Haarnadeln mit grossen Köpfen (Gufen) zum Befestigen der Stûche (vgl. Schultz, D. L., S. 357). [2]) Chronik Schaffhausen V 91. [2a]) Zürcher Tb. 1858, 221. [3]) Die zur Haarnadelgruppe gehörenden Kte. Thurgau, St. Gallen, Glarus haben keine uns bekannte mundartl. Bezeichnung für die Nadel geliefert. [4]) Vgl. z. B. Schultz, D. L., S. 394 (1440); ebdrs. Höf. L. I 212, 181 f. [5]) Ueber den von Prof. Th. Dela-

30er und 40er Jahren des letzten Jhs. ihr breites seidenes Haarband (§ 44 Haarschnuer) zusammenzunähen, so weit die Zöpfe reichten, und den Hohlsaum mit einem Endi (Streifen zu beiden Seiten eines Stückes Tuch) auszufüllen. Meistens umging man eine diesbezügliche Benennung, was die Spärlichkeit der überlieferten Sachnamen erklärt, von denen z. B. ein paar aus dem Sensebezirk auf uns gekommen sind: Haarstranga, Tritschfade.

Etwas für sich bildet das um den Ansatz der Haare laufende H a a r b a n d, das in veränderter Form noch heute vorkommt (§ 37 Haarfressere). In der Frauentracht des Sensebezirkes begegnen wir auch einem aus der städt. Mode übernommenen K a m m, Klêper genannt (§ 37).

---

chaux mitgeteilten Ausdruck „Suivez-moi, jeune homme" ist uns aus dem Berner Oberland nichts bekannt. Er würde die Hängezöpfe zur Reiztracht stempeln; die bei rascher Bewegung fliegenden Bänder würden jenen Anziehungsreiz ausüben, den Fritz Rumpf dem flatternden Frauenhaare zuschreibt (Der Mensch und seine Tracht, S. 58): „Gib die Verfolgung nicht auf, ich verlange danach, eingeholt zu werden." Aber die Volkstracht bietet sozusagen keine Angriffsflächen für solche Folgerungen, dazu ist sie zu steif, zu sehr von Vorschriften und Ueberlieferungen abhängig. Der oben erwähnte Ausdruck kann nur als neueste Entlehnung angesehen werden (vgl. Nyrop III 581).

Kapitel II.

Das Verhältnis zwischen Wort und Sache.

Allgemeines.

Bei der Betrachtung der Bezeichnungen für die Kopftracht stösst man, wie überall bei den Benennungen für Kleidungsstücke, auf Schwierigkeiten hinsichtlich der Einteilung. Am einfachsten und vorteilhaftesten ist eine Gruppierung nach dem Verhältnis, in dem sie zur Sache stehen. Demzufolge lassen sie sich in zwei Hauptgruppen einteilen nach den begrifflichen Eigenschaften, die ihnen anhaften. Sie sind

a) unanschaulich, farblos;
b) anschaulich, malerisch.

a) Zu der ersten Gruppe gehören alle Sachnamen, die bei den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft die gleichen allgemeinen Vorstellungen auslösen. Jeder stellt sich zunächst darunter den allgemein gültigen Begriff vor, der durch lange Ueberlieferung sozusagen geheiligt ist; jeder weiss, was eine Haube ist, eine Kappe, ein Hut, ein Kranz und ein Schleier. Der Sinn dieser Sachnamen ist ohne weiteres verständlich, sie sind Gattungsnamen. Jede Gattung oder Einheit hat aber im Laufe der Zeit unzählige Arten hervorgebracht, ohne dass der überlieferte Name dafür sich geändert hätte. Zufolge dieser Vielheit kann sich jedermann unter einem Gattungsnamen vorstellen, was ihm gerade passt. Man kann sich z. B. die Kappe in verschiedener Grösse, Farbe und Form vorstellen. Eine alte Frau wird darunter etwas anderes verstehen als der Sportsmann oder der Student; der Schuhmacher etwas anderes als der einflussreiche Politiker, der darüber nachdenkt, wie er es machen könne, die auseinandergehenden Meinungen unter eine — seine — Kappe zu bringen. Jedes Alter, jeder Stand und jeder Beruf kann sich darunter vorstellen, was ihm am nächsten liegt, und dennoch ist Kappe der sprachliche Ausdruck für eine Kopfbedeckung, die im Laufe der Zeit manchen Veränderungen unterworfen war, ohne dass das Wort selbst sich verändert hätte. Höchstens hat der Wert des Wortes sich verschoben (vgl. § 72). Eine ähnliche Entwicklung haben die meisten Gattungsnamen durchgemacht auf Grund der kulturgeschichtlichen Veränderung der Sache.

b) Die zweite Gruppe, unendlich viel zahlreicher vertreten als die erste, ist räumlich begrenzt, indem eine Sache in verschiedenen Gegenden verschiedene Bezeichnungen hervorrief. Es gibt hier ein Nebeneinander von Bezeichnungen für die gleiche Sache (vgl. Sachübersicht § 6), je nach der Vorstellung, die sie bei einem Einzelwesen erweckte. Diese Namen sind nach der Eingebung des Augenblicks geschaffen worden aus einem wirklichen Bedürfnis, dem Trieb zur Veranschaulichung der Sache heraus. Zu dieser Gruppe gehören alle jene Ausdrücke, die im Volksmunde entstanden sind, die der muntere Fluss des Volksempfindens ans Ufer warf. Man vergleiche z. B. miteinander:

Haube : Schächhube
Kappe : Rosshaarspitzlichappe
Hut : Bindellehuet
Kranz : Zitterchränzli
Schleier: Leidtiechji.

Alle diese Veranschaulichungen erwecken den Eindruck einer bestimmten Kopfbedeckung, die begrifflich beschränkt ist. In allen betätigt sich der Trieb zum Malerischen, zur Individualisierung, zur Bündigkeit und Genauigkeit. Zu der reichen Fülle von Bezeichnungen dieser Art mag auch der Umstand beigetragen haben, dass bei der Kopftracht der deutschen Schweiz, wie anderswo auch, örtliche Merkmale und Besonderheiten in hohem Masse sich entwickelt haben.

Dabei darf man nicht vergessen, dass mit dem Wandel der Sache in den meisten Fällen eine sprachliche Neuschöpfung verbunden war; dass immerwährend neue Arten geschaffen wurden, die mehr oder weniger lange anhielten. Dieses Aufundab und Nebeneinander der Arten förderte die Neigung zur Bildhaftigkeit, regte zu Vergleichen an je nach dem Aussehen der Sache und ihrer Bestandteile, nach der Verzierung eines Stückes oder der Art, wie es getragen wurde. Es führte zu bewusstem oder unbewusstem Betonen von Gegensätzen; beleuchtete die Bestimmung und den Zweck der Sache, ihre Zugehörigkeit zu einer andern Sache oder zu Personen, sowie ihre Sesshaftigkeit in bestimmten Ortschaften und Gegenden. Scherz und derber Spott kommen darin zum Ausdruck, ebenso das Gefühl der Minderwertigkeit einer Sache und die Tätigkeit, die man ihr zuschrieb.

Dass die Fähigkeit zum Veranschaulichen von jeher lebendig gewesen ist, besonders im Volke, zeigt ein Blick in die Texte und Wörterbücher der mittelhochdeutschen und der spätern Zeit, in die Schriften der Zeitgenossen (Luxus- und Sittenprediger) und in die Kleidermandate der Städte. Es kommt zu allen Zeiten auf die geistige Einstellung des Schreibenden oder Sprechenden an. Die Farblosigkeit oder der Farbenreichtum der Sachnamen beleuchtet die gedankliche Regsamkeit oder die Unbeweglichkeit eines Einzel-

wesens oder einer Gesamtheit, die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte und die Freude an Neuschöpfungen. Dabei werden Sache und Name nicht immer gleich behandelt: in Gegenden, wo die Sache sich zäh erhält, blüht die Neuschöpfung mehr als da, wo sie gleichgültig behandelt oder gering geschätzt wird.

Jeder neugeschaffene, anschauliche Sachname bildet ein befreiendes Element in der Geschichte einer Gattungsbezeichnung. In dem Masse wie der Bedeutungsumfang des Gattungsnamens sich vergrössert, hat er schwerer zu tragen daran bis der günstige Moment eintritt, wo eine Neuschöpfung ihn sozusagen entlastet.

Letzten Endes steht hinter jeder Sache und ihrer Bezeichnung der Mensch, sein Leben und Denken, seine Beschäftigung. Eine grosse Anzahl von Sachnamen stammt aus dem Gesichtskreis des Landwirts; die Geräte und die Tiere, die ihn täglich umgeben, werden zum Vergleiche herangezogen. Der Fabrikant, der Krämer mit seiner Berufssprache und die bäuerliche Modistin, der Reisende aus dem Ausland und der Schweiz, sie haben alle zur Entwicklung der anschaulichen Sachnamen beigetragen.

6. Die Bedeutung der Sachnamenforschung.

Sie ist zunächst von grossem volkspsychologischem Interesse. Darüber hinaus leistet sie der Sachforschung wertvolle Dienste, denn da, wo ein Stück der Kopftracht sich nicht erhalten hat und keine bildlichen Aufnahmen ihr Vorhandensein bezeugen, gibt ein erhaltener Name Aufschluss über ihr Vorkommen und ihre Verbreitung (vgl. §§ 30 Tuse usw.; 29 Stirne; 57 Bletzli) [1]. Die Sachnamenforschung ist zur Erforschung der Dinge ein unerlässliches Hilfsmittel.

A. Unanschauliche Sachnamen.

7. Kulturgeschichtliche Entwicklung.

Die zu dieser Gruppe gehörenden Sachbezeichnungen blicken auf eine lange kulturgeschichtliche Entwicklung zurück. Auf diesem Felde wuchsen die Gattungsnamen, die allgemeine Geltung und Verbreitung hatten. Nicht der Name spiegelt die kulturellen Verhältnisse eines Zeitabschnittes wider, er ist dunkel und nichtssagend, aber die Umstände die ihn begleiten, die Sitten und Gewohnheiten der Zeit machen ihn wertvoll, die Sache, die hinter ihm steht und die Personen, die mit ihm verknüpft sind.

---

[1]) Pessler W., Richtlinien, S. 191; Spiess, Volkstrachten, S. 71 f; usw.

8. Schapel. (Abb. 65.)

Diese Bezeichnung für die Flitterkrone der Jungfrauen ist in der deutschen Schweiz weit verbreitet (vgl. Karte I). Sie kann, wie das gleichbedeutende Chranz, auf eine lange Entwicklung zurückblicken. Der Name tritt uns auf deutschem Sprachgebiet zuerst entgegen am Ende des 12. Jhs. bei Hartmann v. Aue in seinem Erek [1]). Da gibt er in Vers 1572—1576 eine Beschreibung des Kopfputzes der jungen Braut Enîte, die von der Königin Ginever zum Fest geschmückt wird:

«ein borte ir hâr zesamne bant:
der was ze masse breit,
kriuzwîs über das houpt geleit.
so guet was des schapels schîn
esn mohte niht besser sîn.»

Das Wort bedeutet bei seinem Auftreten einen aus golddurchwirkten Borten zusammengesetzten Kopfschmuck vornehmer Jungfrauen, der aber auch von Frauen getragen wird als Reif [2]) oder Krone [3]) aus edlem Metall. Mit einem Schapel aus frischen Blumen und Blättern [4]) pflegten sich Damen und Herren bei sommerlichen Festen gegenseitig zu beschenken. Die Jungfrau trug es auf dem blossen Haar [5]), die Frau auf dem Gebende, der weissen Kopfhülle. Das Schapel gehörte damals zur Ausdruckskultur des Rittertums, denn die höfischen Dichter können sich nicht genug tun in seiner Beschreibung und Lobpreisung [5a]). Nach dem Zerfall des Rittertums und dem Niedergang der höfischen Dichtung, fand es willkommene Aufnahme in den aufblühenden Städten, von wo es ins Volk drang [6]) und neben dem gleichbedeutenden Chranz allgemeine Verbreitung fand. Es sind jetzt nicht mehr die beredten Zungen der höfischen Dichter, die uns Aufschluss geben über das Wesen des Schapels: die nüchternen Verordnungen einer hohen

---

[1]) Herausgeg. v. M. Haupt. [2]) Bartsch, Nibelungenlied, Str. 16, Zeile 2 ff. [3]) Heyne III 335. [4]) ebd.; Walther v. d. Vogelweide, Nr. 13, Vers 1—4, 9—12; ebd. Str. 2; Heyne III 300. [5]) Benecke mhd. Wb. schapel: schapel uf blôsses houbet, als megden ist erloubet. [5a]) Schultz, Höf. L. I, S. X sagt, er habe die höf. Dichter niemals auf einer Unwahrheit ertappt, was die Schilderungen des Luxus anbetreffe; aber sie schildern nur die allervornehmsten Regionen. Der niedere Adel, der Bauer, der Bürger seien selten berücksichtigt. [6]) Einen Beweis für das frühe Vorkommen des künstl. Schapels in der Volkstracht glaubt man in den Marienfiguren zu finden, womit viele Brautkronen verziert sind. Man möchte darin ein Kennzeichen erblicken für ihre Herstellung vor der Reformation. Nach den Denkmälern aus jener Zeit waren die Kronen aber nur niedrig gehalten: ein schmaler Reif umgab den Kopf. Schwerlich hätte da figürl. Schmuck angebracht werden können. Eher ist das 16. Jh. als Ausgangspunkt für diese Verzierung anzusehen, wie denn auch die kostbare Basler Brautkrone aus d. Anf. d. 17. Jhs. allerhand figürl. Schmuck zeigt.

Obrigkeit [1]), kulturgeschichtliche Beschreibungen [2]), die knappen Aufzeichnungen der Wörterbücher treten an ihre Stelle. Das Schapel war in der Zeit vor und nach der Reformation sehr beliebt bei beiden Geschlechtern, sogar die Räte setzten es bei festlichen Gelegenheiten auf [3]). Allmählich aber schält sich seine Bedeutung als jungfräuliches Ehrenzeichen immer deutlicher heraus, wohl durch den Einfluss von Kranz. Schon Konrad v. Ammenhusen [3a]) tadelt an den Frauen, dass sie sich nicht zufrieden geben wollen mit den Kleidern, die ihnen zukämen, dass sie auch noch gerne ein Schapel tragen möchten. In diesem Sinne will der Zürcher Rat den Frauen — auch den Nonnen — das Schapel verleiden machen, indem er ihnen den Schmuck in kostbarer Ausführung zu tragen verbietet, den «tochtern und megt» aber zu tragen erlaubt [4]), eine Verordnung, die das üppige Wesen der vorreformatorischen Zeit getreu widerspiegelt. Immerhin scheinen die Frauen allmählich auf das künstliche Schapel verzichtet zu haben, zugunsten der Ledigen, in der Schweiz wenigstens, wenn auch in der Zeit nach der Reformation das Schapel aus frischen Blumen noch von allen Kreisen getragen wurde [5]). Im 17. Jh. und bis zum Verschwinden der Volkstracht war das Schapel das alleinige Vorrecht der Jungfrauen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass es auch vom Bräutigam getragen wurde und von den Hochzeitsgästen, sei es auf dem Hut oder am Kleid [6]): der Glanz der Unschuld, der das Haupt einer reinen Braut umgibt, verbreitet seinen Schimmer über den Mann, der ihr angetraut wird und über alle Versammelten. Den gleichen Sinn hat auch der Brauch, dass bei kirchlichen Festen auch Knaben ihr Haupt mit dem Schapel schmückten.

Die Bedeutung des Schmuckes wird ins helle Licht gerückt durch die Strafen, die das unerlaubte Tragen nach sich zog. Schon die spätern Minnesinger geben uns Aufschluss darüber. Wenn die Neigung zu ungebundenem Leben ein Mädchen trotzig ausrufen lässt: «mir ist von strôwe ein schapel und mîn vrîer muot lieber danne ein rosenkranz, so ich bin behuot» [7]), so muss sie dennoch unter der Schande gelitten haben, als sie nachher ihr Haupt mit dem Gebende bedecken und einen Strohkranz daraufsetzen musste. Noch im 19. Jh. mussten in vielen Gegenden der Schweiz Gefallene den Strohkranz auf den Kopf setzen [8]). Schon früh beschäftigten sich auch die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten mit den Händeln, die aus dem unerlaubten Tragen des Schapels erwuchsen [9]). Auch im 17. Jh. wurde der Begriff der jungfräulichen Ehre strenge aufgefasst: «Kopuliert ohne Kranz und Schapel», meldet kurz das Pfarrbuch von Wetzikon um 1650 [10]). So-

---

[1]) Zürcher Stadtbücher I, Nr. 372; Schultz, D. L., 357 f., 310 (v. J. 1411). [2]) Schachzabelbuch Vers 4942—4951. [3]) Id. VIII 990 ff. [3a]) s. Anm. [2]). [4]) Zürcher Stadtb. a. a. O. S. 185 ff. [5]) Id. VIII 990. [6]) ebd. 997. [7]) Bartsch, Liederdichter Nr. XXXIV, 29 (Burkart v. Hohenfels). [8]) Id. VIII 994. [9]) ebd. [10]) ebd.

gar Geldbussen mussten dafür entrichtet werden. Im 19. Jh. bildete die allgemeine Verachtung, die eine Jungfrau traf, wenn sie ohne ihr Ehrenzeichen zum Altar gehen musste, eine viel grössere Strafe als es Geldbussen gewesen wären.

Als Bestandteil der Volkstracht verliert das Schapel das Spielerische, das ihm von der mhd. Zeit her noch anhaftete, es wird Schmuck und Kennzeichen der Jungfräulichkeit. Der Name hat sich unverändert erhalten als Bezeichnung der Brautkrone in Schaffhausen und in Bünden.

8 a). Das Wort Schapel wird hergeleitet von afrz. chapel. Es bedeutet ursprünglich parva cappa, qua caput tegitur. Diese Bedeutung hat es auch noch in altfranzösischen Denkmälern. Karl der Grosse trägt ein Barett oder eine Kappe auf dem Kopf bei seiner Begegnung mit dem Patriarchen von Jerusalem [1]:

«L'emperedre le vit, si'st encontre levez,
Et out trait son chapel, parfont li at clinet.»

Es ist bekannt, dass Hartmann v. Aue, der in seinem um 1195 entstandenen Erek das Wort zuerst anwendet, sich an das gleichnamige Werk seines Vorbildes Chrestien de Troyes anlehnt. Man dürfte wohl annehmen, er habe es von diesem entlehnt. Im Erek von Chrestien findet sich das Wort aber nicht, in seinem Chevalier au lion bedeutet es «Kopfbedeckung unter dem Helm» und in seinem Conte del Graal «Kopfbedeckung» [2]. Wenn man aber bedenkt, dass Chrestien seinen Erek zwischen 1160—1170 schrieb, und dass der gleichnamige Roman Hartmanns etwa 30 Jahre später entstanden ist, kann das Wort inzwischen die Bedeutung eines kostbaren Kopfschmuckes im eingangs erwähnten Sinne angenommen haben. Der kleine Hut oder die kleine Kappe wurde mit einer Goldborte verziert, später wurde die Goldborte allein zum Schmücken des Haares verwendet und endlich zum schmalen Reif und Krönchen ausgebaut. Wo diese Entwicklung vor sich gegangen ist, ob in der Heimat des Wortes oder auf deutschem Boden, ist nicht sicher festzustellen. Nach den Quellen ist Schapel erst im 13. Jh. in der Bedeutung eines Kranzes im Mutterlande belegt [3].

Der Weg der Einwanderung ist unsicher. In die deutsche Schweiz ist es wohl aus dem benachbarten deutschen Reich gekommen. Die welsche Schweiz als Vermittlerin von Wort und Sache anzunehmen, ist naheliegend; es fehlen aber die Beweise für ein tatsächliches Vorkommen des Wortes in diesem Gebiete (vgl. auch Karte I).

---

[1]) Clédat, Chrestomathie du Moyen-Age, p. 38; Schultz, Höf. Leb. I, 237, 181. [2]) W. Förster, Wörterbuch zu Chr. de Troyes sämtlichen Werken 1914, 77. [3]) Langlois, Roman de la Rose II, Vers 551—556, wo Dame Oiseuse es trägt: d'orfois ot un chapel mignot; chapel de roses tot frais ot desus le chapel d'orfrois. Wie bei den Minnesingern und später in der Volkstracht sehen wir auch hier das 2teilige Schapel; vgl. Schultz, H. L., S. 181 Anm. [4]).

9. Chranz.

Dieser Gattungsname, der heute alle andern Benennungen für den jungfräulichen Kopfputz aus künstlichen Blumen verdrängt hat, ist wie die meisten Gattungsnamen im Mittelalter nachweisbar. Er bedeutete schon spätalthochdeutsch einen Kopfschmuck — diadema, ornatus capitis, cranz — der sich der Form nach aus dem Kranz des Siegers und der Bedeutung nach aus der christlichen Auffassung der Mutter Jesu als einer reinen Jungfrau entwickelt hat. In diesem Sinne vertrat er die geistige Bedeutung der Krone [1]). Der grundlegende Begriff als Abzeichen der Keuschheit hat sich nicht, wie Heyne [2]) meint, in das blosse Zeichen des Unverheiratetseins verflacht, er hat im Gegenteil seine Bedeutung beibehalten überall da, wo der Kranz noch getragen wird. In der Zeit vor dem Kriege wenigstens war das Gefühl dafür noch in vielen Gegenden lebendig.

Die höfische Zeit hat mit ihrer spielerischen Art die Bedeutung vorübergehend überdeckt. Der Kranz aus frischen Blumen bildete beim Reigen auf der Wiese das Abzeichen beider Geschlechter. Die Benennung «Kranz» war offensichtlich im Volke heimisch. Bei Walther (s. § 8 Anm. 4), dessen Liebesgedicht sich an ein Mädchen niedern Standes wendet, steht er zwar neben dem höfischen Namen Schapel, aber Neidhart v. Reuental [3]) und Steinmar [4]) gebrauchen ihn mit Vorliebe. Der Name hat sich als ungewöhnlich lebenskräftig erwiesen, wenn er auch in der Volkstracht des 19. Jhs. auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt blieb (vgl. Karte I).

10. Hube (Huibä).

Unter den Fittichen dieses Gattungsnamens birgt sich im 19. Jh. eine stattliche Anzahl von weissen Hauben, die alle den gleichen Ursprung haben.

Mit Bestimmtheit kann die Haube, abgesehen von ihrer Verwendung als Teil der militärischen Ausrüstung (s. § 14), im 13. Jh. als Tracht eines Stutzers nachgewiesen werden. Wenn dieses Stück nicht auf dichterischer Phantasie beruht, haben wir es hier schon mit einer hochentwickelten Art zu tun, einem Kunstwerk aus geschickten Nonnenhänden. Die vielleicht weisse Haube des jungen Meier Helmbrecht ist über und über bestickt mit Darstellungen von Episoden aus der damals bekannten antiken und mittelalterlichen Literatur [5]). Dass auch Frauen damals solche Prunkhauben getragen hätten, wird nicht gesagt; nach einer vielleicht ins 12. Jh. zurückgehenden Quelle kamen um diese Zeit Frauenhauben aus seidenen Stoffen vor [6]).

---

[1]) Vgl. Kap. I A a). [2]) Heyne III 335. [3]) Bartsch, Liederdichter, Nr. XXV Vers 219. [4]) Minnesinger Nr. XIX, 7, Vers 15—17. [5]) Meier Helmbrecht, Vers 14—109. [6]) Weinhold, d. Frauen II 331.

Ohne Zweifel musste unter dem Einfluss christlicher Anschauungen die verheiratete Frau die Haare verhüllen. Die Stelle im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes spricht aber nur davon, wie sie sich beim Beten oder Wahrsagen zu verhalten habe, von der Haus- und Alltagstracht wird nichts gesagt. Wir dürfen annehmen, sie habe wie später aus einer einfachen Leinenhaube bestanden, über die bei religiösen Handlungen ein Kopftuch gelegt worden sei. In der höfischen Zeit ist wenig von Frauenhauben die Rede, das weisse «gebende» (Stirn- und Wangenbinde) und der «rîse» (Schleier) [1]) bildeten die Kopftracht der vornehmen Frau, denn nur diese wird von den Dichtern besungen. Dass Haube, rîse und Pfauenhut am Ausgange der höfischen Zeit die weibliche Kopftracht gebildet haben, wie Ulrich von Lichtenstein [2]) erzählt, ist möglich, denn im 14. Jh. ist die Haube sicher belegt als Kopfputz der Frau [3]).

Allein oder als Unterhaube zu Stûche oder Sturz getragen, entwickelte sie sich im Laufe der Zeit zur Kopfverhüllung der Frauen aller Stände. Im 17. Jh. wandelte sie sich bei den patrizischen und bürgerlichen Frauen zur spitzenbesetzten Prunkhaube um [4]), während sie bei den Bäuerinnen zunächst in alter Einfachheit verblieb. Immer bestand sie, abgesehen von vorübergehenden modischen Einflüssen, aus weissem Stoff (Leinen oder Seide) und immer war sie das Abzeichen der verheirateten Frau. Darin hat sich über Jahrtausende hin die Vorschrift des Apostels ausgewirkt unter dem Einfluss kirchlicher Gewalt. Auf diesem Boden ist auch die Redensart gewachsen vom «unter die Haube kommen», sich verheiraten. Xaver Herzog, der Pfarrer von Ballwyl, lässt einen Bauern sich über eine jungverheiratete Frau aus der Nachbargemeinde äussern [5]): «Nit sübener (sauberer) d'Marei unter d'Hauben gekommen, ist es besser, wir haben sie nicht [im Dorf].»

a) Die weisse H u b e der Frauen im Knonaueramt geht auf die glattanliegende, einfache Form früherer Jahrhunderte zurück. «Im alten Amte Knonau», sagt Meyer von Knonau im Jahre 1834, «wird noch von vielen

[1]) Die Zusammensetzung dieser Tracht lässt sich nicht sicher feststellen, sie kann aus einem geschickt aufgebauten Schleier bestanden haben, wie die Superbia im Hortus deliciarum ihn trägt (Dieffenbacher, Deutsches Leben II 58), wozu das mhd. rîsen, aufsteigend niederfallen, zu stellen ist, od. aber aus 2 od. 3 Stücken, wie später. [2]) Weinhold a. a. O.; Heyne III 320. [3]) ebd.; Böhn, Mittelalt. 218, erwähnt eine Haube, Kruseler genannt. Ammenhusen ist sie um 1337 noch unbekannt, aber es ist möglich, dass mit dem von ihm erwähnten „reidiu tüechelin" diese weisse Haube mit spitzenartiger Krause um den Vorderrand ihren Anfang genommen hat. s. § 8 Anm. [8]). Um 1500 hatte sich ihre Form verändert: Anshelm spricht von den „hoch buschhuben" der Frauen und nennt sie eine Tracht der Landsknechtliebchen (Chronik S. 390). Schultz, D. L., S. 294: In Speier wird den Frauen 1356 der Schleier, „Kruseler" genannt, nur 4 Fache lang zu tragen erlaubt. [4]) Jahresberichte St. Gallen 1916, 13ff. [5]) Herzog, Der Melancholiker 1863, 163; vgl. Id. VI 879; II 950; Seiler, Basler Mundart, S. 171; usw.

Weibern folgende Kleidung getragen: eine leinene weisse Haube, die eng anschliesst, auf beiden Seiten Glasperlen, sowie glatte, enganliegende Spitzen hat und mit einem schwarzen Sammetband unter dem Kinn festgebunden wird» [1]). (Abb. 45.)

Die Glasperlen und das Samtband sind auch auf Hauben aus Wettingen und Umgebung zu sehen [2]). Die Einfachheit und Farblosigkeit der Haube haben keine anschaulichen Benennungen hervorgebracht. Als später im Gegensatz zu ihr die Bandkappe und städtische Kopfbedeckungen aufkamen, verhalf sie ihren Anhängerinnen noch zum Namen «Hubefraue, Hubefräuli» [3]).

b) Die H u b e der sog. Freiämtertracht (Abb. 53) scheint zuletzt nur noch im Entlebuch gebräuchlich gewesen zu sein, wie Kasimir Pfyffer mitteilt [4]): « Die Verheirateten tragen eine weisse platte Haube und darüber einen schwarzen Wollhut.» Ihr Vorkommen im Gäu bezeugt das Wandgemälde in Adelwil (Kap. I A. g.): alle Frauen tragen weisse, mit blauer Umrandung verzierte Hauben und darüber den Woll- oder Strohhut [5]). Die gleiche Haube war auch im Luzerner Hinterland [6]) und in der Buonasergegend gebräuchlich [7]).

Frau Isler in Wohlen besitzt laut Inventar von 1788 nicht weniger als 12 dieser Hauben [8]). Noch 1825 ist sie mitsamt dem Wollhut auf einem Ex voto aus Rickenbach, Nidwalden, abgebildet worden, das die Aufschrift trägt: «Es het eine gewüsst Weipspersohn, aus dem Kanton Luzern, alhero zur Heiligen Mutter Gottes versprochen» usw. [9]).

c) Die gleiche farblose Bezeichnung H u b a (Abb. 69) ist im Oberwallis noch üblich für die weisse Haube, die zuletzt im Lötschental [10]) getragen wurde. Um 1812 begannen die jungen Frauen im Rhonetal sich ihrer zu entledigen, sagt Dr. Schiner [11]): «On portait sous ces chapeaux des dentelles de tout prix, même des Valenciennes du prix de plusieurs louis d'or, mais cet usage cesse, et la jeunesse n'en porte déjà plus.»

---

[1]) Gemälde Zürich (I) 1. T. 74; zürcherische Familienbilder aus dem 17. Jh. beweisen die patrizische Herkunft dieser Verzierung (vgl. Porträts Z. I, 9). [2]) AzfsA. 1913, 58; leider ist uns aus dem aargauischen Gebiet keine Bezeichnung bekannt. [3]) Egli, Gemeindechroniken 1905, 31. [4]) Gemälde III (Luzern) 1. T. 163. [5]) Ein Ex voto in der gleichen Kapelle aus d. J. 1794 zeigt die Haube mit daraufgesetztem Bindellenhut. [6]) Reinhard: J. Bättig und seine Schwester, Willisau. [7]) ebd. Frau Vorsteher Meyer aus Buonas, hier fehlt der blaue Rand der Haube. [8]) Lehmann, Strohindustrie, S. 17. [9]) HSNSt. Von jeher war der Wallfahrtsort bei den Luzernerfrauen beliebt. [10]) Anneler, Lötschen, S. 121; mündl.; schriftl. [11]) Schiner, Description, S. 35; Schweizerland I (Monatshefte für Schweizer Art und Arbeit) 1915, 476.

Die Haube der Bäuerinnen in den Seitentälern verleugnete die direkte Nachahmung der Tracht der Vornehmen und Bürgerlichen nicht. Pfarrer Studer in Visperterminen kannte sie aus seiner Jugendzeit: «Den Kopf (der Weiber) zierte noch besonders die weisse Haube, welche von hinten den Haarzopf umfasste und von vornen, meistens mit kostbaren Spitzen versehen, die Ohren lappenförmig bedeckte» [1]). Engelhardt [2]) beobachtete sie um 1837 in Evolena, wo sie noch heute getragen wird.

d) H u i b ä. Der Kopfputz der Frauen erhielt in der letzten Phase seiner Entwicklung auch in Unterwalden seine eigenartige, gerade ein bestimmtes Gebiet kennzeichnende Form. Bei den Bäuerinnen Nidwaldens und Engelbergs bildete sich die weisse Haube aus und legte sich mit ihrem breiten Spitzenrand über das schwarze Unterkäppchen am Hinterkopf [3]) (Abb. 25). So in die Augen fallend war das Weiss des Spitzenrandes, dass das Unterkäppchen daneben gar nicht in Betracht gezogen wurde bei der Namengebung für diesen zusammengesetzten Kopfputz (s. Kap. I A: c).

e) Um 1835 wurde auch die Flügelhaube der Frauen im Kanton Schwyz mit dem überlieferten Namen H u b e belegt [4]): «Die Frauen bargen ihre Haare unter einer leinenen mit Spitzen verzierten Haube, deren Vorderteil etwas vorstand... Jetzt ist auch die anderwärts übliche Kleidung üblich geworden ..., einzig der Kopfputz der Frauen und Mädchen hat sich noch erhalten, zwar nicht mehr in seiner frühern bescheidenen Niedrigkeit, aber doch noch in den Hauptformen. Käpplein heisst es bei den Mädchen und ist schwarz; Haube bei den Frauen und ist weiss, dabei muss man sich aber gar nicht an den gewöhnlichen Begriff dieses Wortes halten, denn das Käpplein ist nicht Kappe (Mütze) und die Haube ist keine Haube. Beide gleichen sich ziemlich in der Form, zwei Flügel aus mehr oder weniger kostbaren Spitzen laufen vom Hinterkopfe oder Nacken aus in mässiger Entfernung parallel nebeneinander mitten über den Kopf bis über die Stirne, wo sie in einem Punkt oder Spitze zusammentreffen» (vgl. §§ 25, 34).

Der Name war allgemein üblich im Lande Schwyz, sowie auch in Weggis [5]) und in der Gegend von Aegeri [6]). Er genügte, um den Kopfputz der Frauen zu bezeichnen im Gegensatz zum «Käpplein» der Mädchentracht.

11. C h a p p e.

Die Benennung ist mit der Sache vom romanischen Sprachgebiet her zu uns gekommen. Sie ist in der Form cappa zuerst belegt bei Isidor von

[1]) Archiv V 244. [2]) Naturschilderungen, S. 114. Dort hat sich für die weisse Haube auch der überlieferte Gattungsname „coeffe" erhalten (mündl.). [3]) Mündl.; schriftl.; Heierli I 128 f. [4]) Gemälde V 98 f. [5]) Id. II 134. [6]) Schriftlich.

Sevilla [1]) in der Bedeutung von «Mantel mit Kapuze», einer Schutzhülle vor der Unbill der Witterung. Die Kapuze musste jeweilen verziert worden sein, darum erwähnt man die Schutzhülle auch als ornamentum capitis. Das Reiseüberkleid aller Stände könnte auf dieser Stufe der Entwicklung zum Bestandteil der geistlichen Tracht erhoben worden sein in der Bedeutung von «Chormantel mit über den Rücken fallender Kapuze»; für diese Auffassung spricht eine Stelle in einer der ältesten Chansons de geste, dem Pélerinage de Charlemagne [2]), wo erzählt wird, wie der Patriarch von Jerusalem seine Kleriker auffordert, die feierlichen Kleider anzuziehen (vgl. § 8):

«Et out mandét ses clers en albes atirez:
Il les fait revestir et chapes afubler.»

Die Kappe gehörte sichtlich damals schon zur Festtracht der Geistlichen, wie heute noch [3]). Der lange Chormantel durfte um 1360 in Zurzach 12 Florin kosten [4]).

Wann sich die Spaltung des Kapuzenmantels in Kappe und Mantel vollzogen hat, ist ungewiss [5]). Während im deutschen Sprachgebiet die Kopfbedeckung ihren Namen bis heute behalten hat, blieb der Mantel unter diesem Namen auf das romanische Sprachgebiet beschränkt [6]). Im Unterengadin pflegte man eine cappa naira den Knaben als Konfirmationsgeschenk zu überreichen [7]), im Oberengadin blieb sie lange als Amts- und Trauertracht der Männer erhalten [8]).

12. Bei den Frauen war die Kappe im 14. Jh. im Sinne von zipfelartiger Kapuze im Gebrauch. Sie konnte beliebig an die Kleider angenäht werden [9]). Ob die Frauen damals schon die Kappe im heutigen Sinne trugen, ist nicht wahrscheinlich; sicher bezeugt ist ihr Vorhandensein im 17. Jh. in der Bedeutung von Pelzkappe und schwarzer Kappe der Mädchen [10]). Jetzt hatte sie sich zum Gattungsnamen entwickelt, der sich in der Bedeu-

[1]) Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, S. 86; Meyer-Lübke, Wb. Nr. 1642; vgl. Gay Victor, Glossaire archéologique du Moyen Age et de la Renaissance, Paris 1887, 320 f. [2]) Clédat, Chrestomathie, p. 38. [3]) Sachs-Villatte I, 140. [4]) Rechtsquellen XVI, I 3 (Kaiserstuhl und Klingnau), S. 250. [5]) Heyne III, 290; Weinhold d. Frauen II, 292; Meyer-Lübke Wb. Nr. 1642. [6]) Das in der welschen Schweiz (Neuchâtel) im 17. und 18. Jh. vorkommende cape (Cappe), sorte de coiffure de femmes, ist die mächtige Pelzkappe, die in den Städten der deutschen Schweiz zu dieser Zeit Triumphe feierte (vgl. § 27 Hinderfür). Das Wort ist auch neuerdings in der welschen Schweiz belegt in der Bedeutung von Mütze (coiffure de jeunes garçon ou d'homme, bonnet bas, etc.), es kann mit der Sache, die es jeweilen vertritt, eine Entlehnung aus der deutschen Schweiz sein (s. Pierrehumbert II, 95). [7]) Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche, S. 51: Diese Trauermäntel pflegten nur mit einem Schulterkragen versehen zu werden. [8]) Archiv XVIII, 169. [9]) Zürcher Stadtb. I, 186. [10]) Mandat Bbl. 1671, 7, 10; 1685, 8, 11, 14; 1696, 7, 9, usw. (Luzerner Mte.); 1691, 22 und ä. (Zürcher Mte.).

tung scharf von Haube abhob. Die Mandate Berns [1]) übersetzen im 17. Jh. «Cappen» mit «Cappes» (vgl. oben Anm. 6) und die Marktanzeigen des 18. Jhs. unterscheiden sorgfältig zwischen den beiden Gattungsnamen: Kappe wird immer mit «bonnet» übersetzt [2]). In der Volkstracht des letzten Jahrhunderts gibt es verschiedene Kopfbedeckungen, die unter diesem Namen bekannt sind.

a) Die « C h a p p e » der Solothurnerinnen (Abb. 42, 48).

Die erste Nachricht über die schwarze Kappe der Solothurner Landmädchen bringt Pfarrer Petitpierre [3]), der sie im September 1783 auf einer Reise von Basel ins Oberland wahrgenommen hat. Als er mit seinem Begleiter die Tore Solothurns verliess, konnte er mit Musse die Tracht des Landvolks beobachten, das in hellen Scharen festlich gekleidet in die Stadt strömte zur Teilnahme an einer hohen kirchlichen Feier. «Nous rencontrions à chaque pas de groupes de paysans et de paysannes des villages voisins qui venaient de toutes parts à la fête. Ce tableau mouvant dura presqu' une heure. Les femmes étaient très bien mises, elles portaient sur la tête un béguin de toile ou de velours noir, garni d'un bout de dentelle ou de blonde.» Mit dentelle meint Petitpierre die weissen Spitzen der Haube (s. § 33), mit blonde die weichen, schwarzen der Kappe. Beide haben am Anfang des 19. Jhs. noch nebeneinander bestanden. Die Bilder J. Reinhards zeigen diesen nach einer spätern Beschreibung steifen Kopfputz aus schwarzem Samt mit den Kinnbändern und der Nackenschleife und der reichen Spitzenverzierung, auf der der Hut tronte [4]).

Der Name C h a p p e hat sich im Solothurnergäu, besonders in der Wasseramtei in der Erinnerung der ältesten Leute erhalten [5]) (vgl. §§ 26, 60).

b) Auch im Kanton Bern benutzte man mit Vorliebe «Chappe» zur Bezeichnung der Blonden- und Rosshaarspitzenkappe. Wie in Solothurn zur Haube, steht sie hier in unbewusstem Gegensatz zum Hut. Als allgemein geltender Name wird Kappe häufig für eine schwarze Kopfbedeckung erwähnt in amtlichen Schriftstücken [6]). Gotthelf gebraucht das Wort mit Vorliebe, ein Zeichen, dass die Kappe schlechthin zum täglichen Leben gehörte [7]).

---

[1]) Mandatenbuch (ugdr.) der Stadt Bern VIII (1664) 273; IX (1675) 140; Id. III 385. [2]) Wochenblatt Bern 1789, Nr. XVI; 1796, Nr. XLVIII; Ausschreibungsprotokoll der Stadt Bern III 1782, 408: „eine schwarze Kappen, darunter ein weisses Häublin" wird übersetzt mit „un bonnet noir par dessus une coeffe blanche". [3]) Berner Tb. 1918, 115. [4]) Heimatschutz XIX Heft 3, S. 38; Reinhard: Mädchenpaar aus Derendingen 1795; Mädchen aus Trimbach 1792; Originale im Museum Olten; Kap. I A: b, c; Kinnschl. d. [5]) Schriftlich. [6]) Aschp. Bern 1774—1779: Nr. 15, S. 177; Nr. 4, S. 200; Nr. 15, S. 204 usw. [7]) S. W. III 17, 86.

c) Im Zürcher Oberland scheint sie die alleinige Bezeichnung gewesen zu sein für die Bandkappe, die von Alt und Jung getragen wurde. Das Wort kehrt in den Schriften von Jakob Stutz immer wieder. Eine Kappe oder doch Zeug zu einer solchen pflegte man am Jahrmarkt in Bauma zu kramen:

«'s chunnt de Märt,
Dänn möcht doch Jedes gern es Fetzli Gwand.
Das möcht e Jüppe, das e Schooss,
E Chappe-n-oder Göllertätsch» [1]).

d) Auch in Davos wurde die Kopfbedeckung der Frauen und Mädchen «Chappa» genannt. Ob diese Benennung auch im Prätigau und im Schanfigg üblich gewesen ist für die gleiche Kappe, war nicht zu ermitteln, weil jede Erinnerung daran erloschen ist [2]). Sie kann der im Oberland getragenen Mudelchappa (§ 20) ähnlich gewesen sein. Valentin Bühler [3]) vergleicht sie mit der luzernischen Spitzenkappe: «Die Tracht der Weiber war auf Davos früher durchgehends auch dunkel, und trugen nicht nur dieselben, sondern auch die Töchter schwarzseidene Hauben (Chappa), (mit hohen, aufrecht stehenden Tüllspitzen), namentlich Sonntags, so dass, wenn eine Weibsperson am Abendmahle ohne solche erschien, das für unehrbar und frech angesehen wurde, wohl in Rücksicht auf Aussprüche der Bibel, die sagen, dass das Weib in der Gemeinde bedeckten Hauptes sein soll. Auch jetzt werden viele solcher Chappa von Frauen noch getragen; junge Mädchen haben selbe nicht mehr, während ganz ähnliche im Canton Luzern jetzt noch nicht nur bei Erwachsenen, sondern auch noch bei jüngern Mädchen im Gebrauche sind.»

Es mag der Name vorübergehend auf Trachtenkappen anderer Gegenden angewendet worden sein [4]), was immer auf eine gewisse Starrheit und Unregsamkeit zurückzuführen ist, die sich nicht zu einer bildhaften Bezeichnung aufraffen konnte.

13. Eine der anziehendsten Namengebungen ist der Zusammenschluss der beiden Gattungsnamen in

«Huben und Chäppli» [5])

der Kopfbedeckung der Frauen in Uri. «Allgemeine Landestracht», sagt Dr. Lusser im Jahre 1834, «gibt es jedoch keine mehr, ausser dem Unterscheidungszeichen der Frauen, einem kleinen, nestartigen Häubchen, aus

[1]) Stutz, Gemälde III (1836), S. 9; vgl. ebd. II 88, 128, 187; III 174; IV 59; V 13; Id. VI 869; Schwyzerd. XVII, 12. [2]) Sprecher, Geschichte II 39. [3]) Davos, S. 63; Schweizer Trachten 1896, VI. Lieferung. [4]) Id. III 384; mit „Chappu" wird in Gressoney die aus der kathol. Ostschweiz eingewanderte mit Goldstoff überzogene Radhaube der Frauen benannt (Heierli V 107), der Name scheint aber neuern Ursprungs zu sein, die Wörterverzeichnisse von Schott und Giordani kennen das Wort nicht, vgl. Kap. I A b: Kinnschl. a. [5]) Id. II 950; schriftlich.

steifgeleimten, schwarzen Bändchen und weisser Mousseline, welches weder gegen Kälte noch Hitze schützt, aber den meisten Gesichtern gut steht« [1]).

In der Tat besteht der Kopfputz aus zwei ineinander verwachsenen Stücken:

1. aus dem von den Frauen kammartig umgestalteten Jungfernkäppchen, Chäppli, dessen alleiniger Ausputz in schwarzen Bändchen besteht und

2. aus der kleinen, weissen Spitzenhaube, Huba, der Verheirateten, die oben aus dem festanliegenden Käppchen herausschaut wie eine Knospe aus Blütenblättern (Abb. 28).

Das weisse Häubchen regte Osenbrüggen zu einer dichterischen Folgerung an, bezeichnend für die Zeit der ausgehenden Romantik: «Ich weiss nicht, wie es kam, dass ich dieses Blümchen für ein Sinnbild hielt, für eine Lotosblume, welche von der Isis als Lilie auf die Jungfrau Maria überging» [2]).

Sicher ist, dass im Zusammenrücken dieser beiden Sachen und Gattungsnamen eine bedeutsame geschichtliche Entwicklung ihren Ausdruck gefunden hat (vgl. darüber §§ 68, 72).

14. Gueffe (Abb. 30).

Darunter versteht man:

a) in der 1. Hälfte des 19. Jhs. das radschuhähnliche Ueberkäppchen, das von allen Frauen im Kanton Schwyz, im Gerichtskreis Weggis und von den patrizischen (herrischen) Frauen in Nidwalden getragen wurde. Es ist das zwischen beiden Flügeln der weissen Haube liegende Bödeli, das die Haare der Frauen bedecken muss, wie Meyer von Knonau sagt [3]): «Bey den Frauen... ist das aufgewundene Haar mit einer sogenannten Guffe (die erste Silbe betont) von seidenem, schöngesticktem Stoffe bedeckt.»

b) Der Name wurde übertragen auf das weisse, gestärkte Bödeli der Obwaldner Schynhube, was umso verwunderlicher ist, als in Obwalden die Schwyzer Gueffe nie üblich gewesen. Das steife Aussehen des Bödelis mag wohl die Uebertragung veranlasst haben, die als Ausstrahlung von Sache und Wort von Nidwalden her aufzufassen ist [4]) (Abb. 27).

c) Als weitere Entwicklung wurde in Schwyz, Nidwalden und Weggis die Bezeichnung auf die ganze Haube ausgedehnt, von der die Gueffe nur einen Bestandteil bildete, d. h. auf die weissen Spitzenflügel, die an ihr befestigt wurden [5]) (Abb. 29).

---

[1]) Gemälde IV (Uri), 50; Heierli I 122ff; Lexikon geogr. V, 56. [2]) Osenbrüggen, Wanderstudien V 185. [3]) Gemälde V 134. [4]) Schriftl. [5]) Id. II 134; mündlich und schriftlich.

15. Herkunft des Namens.

Das Wort hat eine sehr anziehende Geschichte. Wir finden es im 6. Jh. bei dem spätrömischen Schriftsteller Venantius Fortunatus verzeichnet in der volkssprachlichen Form cofea und in der Bedeutung «Haube», die es in der Folgezeit in den meisten romanischen Sprachen beibehalten hat [1]). Die Herkunft des Wortes ist unbekannt [1a]); der Herleitung aus ahd. (langobardisch) chuppja «Kopfbedeckung unter dem Helme» [1b]) stellen sich Schwierigkeiten entgegen. Die Sache scheint ursprünglich unter den Soldaten üblich gewesen zu sein, denn auch später, als die Bezeichnung in den meisten romanischen Sprachen sich verbreitet hatte, bedeutete sie zunächst noch eine kriegerische Kopfbedeckung. Daraufhin weist jene Episode im Rolandslied, wo Roland mit Charnuble kämpft und ihm den Helm samt der darunterliegenden Haube zerhaut [2]):

«L'helme li fraint ou li charboncle luisent,
Trenchet la coife et la cheveledure.»

Als Fremdwort gelangt das afr. coife mit vielen andern Ausdrücken des Rittertums in das deutsche Sprachgebiet in der Bedeutung «Kopfbedeckung unter dem Helm». Wolfram von Eschenbach gebraucht es zuerst im Willehalm, zu dem ihm eine der Chansons de geste, la Bataille d'Aliscans, als Vorlage gedient hatte [3]). Die haubenartige Kopfbedeckung ging dann in der einfachen, damals üblichen Leinenhaube auf. Das ist die erste Stufe in der Entwicklung von Sache und Wort.

Im 17. Jh. erfolgte eine weitere Entwicklung, die besonders folgenreich war für die Schweiz. Die Uebernahme von Sache und Bezeichnung erfolgte ganz unabhängig von der ersten Entlehnung, die nur das Ritterwesen und das Kriegshandwerk beeinflusste. Das Wort hatte inzwischen in Frankreich und den romanischen Nachbarländern die Bedeutung einer weiblichen Kopfbedeckung angenommen, enganliegend und schmucklos, wie sie die Frauen aus dem Volke im Mittelalter und später noch trugen. Der Bussprediger Thomas benutzt sie um 1428 in seinem Feldzug gegen den hennin, den hohen und kostbaren Kopfschmuck der Damen im Norden Frankreichs. Er befahl: «Que les femmes portant haults atours n'allaient plus a ses predications, sinon en simples estat et coiffes ainsi que les portent femmes de labeur et de pauvre condition» [4]). Wie in deutschen Landen die Haube, so ist cofea in romanischen Ländern zum Gattungsnamen geworden (frz. coiffe, ital. cuffia) [5]). Coeffe rief schon im 14. Jh. einem neuen Beruf, dem der Coeffiere; wie Watriquet de Couvin angibt, ist es eine Person, die sich mit dem Kopfputz, der Coeffure, beschäftigt [6]).

---

[1]) Meyer-Lübke, Einf., S. 45. [1a]) ebders. Wb. Nr. 2024. [1b]) ebders. Einf., S. 45. [2]) Clédat, Roland, Vers 1326 f; Schultz, Höf. L. II 41 f. [3]) Kassewitz, S. 39. [4]) Piaget, Miroir, p. 17. [5]) s. Anm. 1; § 10, c. Anm. 2. [6]) Villermont, p. 203.

Coeffe und Coeffure halten im 17. Jh. mit den Frauen der Hugenotten ihren Einzug in die Schweiz. Aus den bernischen Refugiantenberichten von 1689 geht hervor, dass unter Coeffe damals die Fontange verstanden wurde, der springbrunnenartig in die Höhe steigende Kopfputz der eleganten Welt [1]). Bei der männlichen Jugend Berns erregte dieser Kopfputz ein solches Missfallen, dass dagegen eingeschritten werden musste: «Leurs Excellences ayant entendu auuec deplaisir par la Requeste des Français Refugiés les insultes que les Enfans (Garçons) de cette ville comettent enuers leurs femmes et filles, en dechirant leurs Coiffes, on mis les ordres necessaire pour y remedier» [2]).

Einige kleine Abweichungen ausgenommen, wird das ganze 18. Jh. hindurch in allen französisch abgefassten Kleidermandaten der bernischen Regierung Haube mit Coeffe, Kappe mit Bonnet übersetzt, ein Verfahren, das noch am Ende des Jahrhunderts in den Marktanzeigen innegehalten wurde [3]). In der 2. Hälfte des 18. Jhs. erst taucht Coeffe auch in den Mandaten anderer Schweizerstädte auf. Es bezeichnet jeweilen immer die neuaufgekommene, französische Kopfbedeckung der Vornehmen und der Bürgerinnen. So sind in Luzern die Coeffes aus feinen weissen Stoffen hergestellt [4]); in Basel nennt man sie «weisse Coeffures» [5]) und in Solothurn «weisse Coeffen» [6]). Dabei werden die Standesunterschiede strenge festgehalten; den bürgerlich gekleideten Dienstmädchen der Stadt Solothurn, die aber nicht wirkliche Bürgerstöchter waren, und den bäurisch gekleideten Mädchen ab der Landschaft wurden sie verboten [7]) . In Basel sind die Coeffes aus schwarzem, die Coeffures aus weissem Stoff [8]).

Dabei spielt der Stoff jedoch keine Rolle, der Name lag sozusagen in der Luft. Es genügte, dass man sich darunter etwas Fremdländisches oder doch Neues vorstellen konnte. Darum die Uebertragung des Gattungsnamens auf das bunte und steife Ueberkäppchen, das bis jetzt als Ausgangspunkt der Namengebung angesehen wurde. Solche steife, geschlossene Käppchen waren ausser in Schwyz und Luzern auch in Bünden und Basel im Gebrauch, vom Ueberkäppchen I. Rhodens ganz zu schweigen.

Die Frage nach der französischen oder italienischen Herkunft der Gueffe ist aufgeworfen worden, weil in literarischen Belegen das Lehnwort in der Form «Guffe» verzeichnet ist [9]). Die Herleitung aus dem italienischen Gattungsnamen cuffia wäre nicht von der Hand zu weisen, denn die innern

---

[1]) Livre I 6. [2]) Raths-Manual der Stadt Bern v. 13. July 1689, S. 413; Livre I 6. [3]) vgl. Wochenblatt Bern, Nr. XVI, April 1789 usw. [4]) Mandat Bbl. Ref. v. 1773. [5]) Ochs, Geschichte VII 651. [6]) Mand. Bbl.: die bürgerliche Ehrbarkeit, Soloth. Mand. v. 1772, 10. [7]) ebd. S. 11. [8]) Ochs a. a. O. [9]) Id. II 134; Steiner, Lehnwörter, S. 358 f.; Stalder II 521 verz. „Guffe für eine Art Coëffure", für Luzern und Zug. In Luzern nur bürgerliche Tracht.

Kantone liegen der italienischen Einflusszone näher als der französischen; aber gerade in Schwyz und Luzern überwog im 18. Jh. der französische Einfluss. Die literarischen Belege überzeugen nicht. Meyer von Knonau (s. oben § 14) schreibt Guffe mit Erstbetonung, um einer Betonung der Endsilbe vorzubeugen; er schreibt -u- und nicht -ue-, genau so wie er für das schwarze Samtband der Wehntalerinnen Hütli schreibt (§ 63), statt des mundartlichen ihm doch wohlbekannten Hüetli. In einem andern literarischen Beleg sehe ich ebenfalls lediglich eine Verhochdeutschung. Ein Schwyzerbauer erzählt von seiner verständigen Hausfrau [1]: «Auf die Hochzeit kaufte sie nur für eine Dublone Hauben und Gufli (Kopfputz) und sagte: jetzt habe ich für mein Lebtag genug; und doch ist sie seither eine anständig gekleidete und vielfältige Mutter geworden.»

Aus diesen Gründen halte ich eine Herleitung aus italienisch cuffia [2] für ausgeschlossen, zumal da Uri, das doch der italienischen Einflusszone am nächsten liegt, das Wort m. W. gar nicht kennt. Das würde doch der Fall sein, wenn Wort und Sache aus dem Tessin oder aus Italien in die Innerschweiz gelangt wären.

16. Huet.

a) Im Haslital [3] und im Lötschental [4] behielt der sonntägliche Strohhut allgemein bei den Einheimischen diesen Gattungsnamen. Im Haslital gab es daneben keinen andern Bewerber, im Wallis hingegen stand der festliche Krêshued neben ihm (§ 32).

b) Mit dieser Bezeichnung wurde auch die Schnellkappe belegt [5]. Der Name hängt wohl mit der Art zusammen, wie die Kappe aufgesetzt wurde. Schob man sie weiter nach vorn in die Stirn, so breitete sich das Rad über dem Kopfe aus, ähnlich wie der flache Rand eines nach hinten geschobenen Hutes. Bei Kappen mit schmaler Patte und gewaltiger Scheibe liess man den Mittelpunkt des Rades, das Bödeli, auf dem Wirbel ruhen, um ein Hinunterrutschen zu verhindern [6].

Die Bezeichnung kann aber auch auf Ueberlieferung beruhen. Man pflegte in St. Gallen die mächtige Pelzkappe des 17. Jhs. so zu benennen [7].

B. Die anschauliche Namengebung.

17. Bei dieser Gruppe stösst man auf ein paar Sachnamen, die wie Gattungsnamen auf eine lange kulturgeschichtliche Entwicklung zurückblicken. Dennoch gehören sie in diesen Abschnitt im Hinblick auf ihre Entstehung, die dem Streben nach Veranschaulichung entsprungen ist. Hier

---

[1] Kaleidoskop, S. 78. [2] vgl. Petrocchi I 661. [3] Mündlich. [4] Mündlich. [5] Mündlich. [6] Schweizer Trachten VI, Lieferg. Nr. 6 . [7] Jahresberichte St. Gallen 1910, 18.

sind zu nennen: Begine, Borte, Haarband, Haarschnuer, Schlappe usw. Eine scharfe Grenze zwischen ihnen und den eigentlichen Gattungsnamen gibt es nicht.

Wie schon bemerkt, sind die Wege, die zu anschaulichen Neuschöpfungen führen, mannigfacher Art.

1. Die Neuschöpfung ist ein Vergleich.

18. Eine Fülle von Sachbezeichnungen sind entstanden und entstehen immer noch infolge der Aehnlichkeit einer Sache mit einer andern. Oft ist es der Gesamteindruck eines Kopfputzes, der einem Vergleich ruft, oft das Aussehen (Form und Machart) eines Bestandteiles oder die Verzierung eines Stückes. Mit unsern sprachlichen Mitteln kann immer nur eine Seite der Sache in der Neuschöpfung beleuchtet werden, gewöhnlich wird die auffallendste herausgegriffen. Es kommt aber alles darauf an, wie sich der Einzelne dazu stellt, oder ob eine sprachliche, wirtschaftliche, politische oder kirchliche Einheit für sie empfänglich ist. Viele einzelgängerische Bezeichnungen sind ohne Zweifel verschwunden, weil sie keinen Widerhall fanden; viele sind nur durch die Schrift festgehalten worden.

Es ist erstaunlich, welch' mannigfache Bilder die gleiche Sache und sogar die gleiche Seite einer Sache bei verschiedenen Personen hervorrief; aber auch das Gegenteil kam vor, indem die zu erwartende anschauliche Bezeichnung ausblieb. In den Vergleichen liegt meistens ein Stich ins Scherzhafte und Lächerliche. Die berufliche Beschäftigung kommt darin zum Wort, der Niederschlag der kleinen Begebenheiten und Dinge des Alltags; nichts ist zu geringfügig, wenn es sich darum handelt, einen packenden Vergleich zu liefern.

a) Vergleich nach dem Gesamtaussehen der Sache.

19. Ein paar zum Teil stammverwandte Sachbezeichnungen beziehen sich auf die niedrige oder plattgedrückte Form der Kopfbedeckung. Einige davon gehen ins 18. Jh. zurück, in die Zeit, wo die turmhohen Pelzkappen aus der Mode kamen, um flachen Hauben und Kappen Platz zu machen. Hier sind zu nennen:

Mutschehube[1]) (Abb. 25).

Sie ist im 19. Jh. der zusammengesetzte Kopfputz der Bauernfrauen in Unterwalden (Kap. I, A c). Name und Sache sind verzeichnet in einem 1740 erlassenen Obwaldner Landesgesetz gegen den Kleiderluxus des Frauenzimmers. Den Frauen der Vorgesetzten und Ratsherren wird gestattet: «Die

[1]) Id. II 952; Heierli I, 102; Orig. im LM., HSNSt., HSObS., HMB. und in Privatbesitz.

Runden mutschenhouben ist Ihnen mit drei Ehlen und die geschnablete mutschenhuben mit 2½ Ehlen 10 Schillig wärtigen spitzlenen zuo umgeben zuo gelassen. Die Underchäppli megen sie auch mit 4½ Ellen Spitzli und 12 Schillig wärtigen bändelein auszien» [1]).

Diese weisse Mutschehube mit dem darunterliegenden Mädchenkäppchen hat sich in ununterbrochener Entwicklung bis über die Mitte des 19. Jhs. hinaus in Ob- und Nidwalden behauptet; nur die Form und die Gestaltung des Ausputzes machten Wandlungen durch, die sich jeweilen in der Benennung widerspiegeln. Die Haube verschwand in Obwalden, als das Ländchen dem Verkehr zugänglicher gemacht wurde. «Erst nach Erbauung der Brünigstrasse 1861 wurden den Fremden andere Moden abgeguckt und die Haubendekoration, welche kompliziert und teuer war, kam in Wegfall, obschon selbe Jahrhunderte lang einen Bestandteil der Obwaldnertracht bildete», sagt ein Gewährsmann aus Obwalden. In Nidwalden mag sie später aus ähnlichen Gründen verschwunden sein.

Die Mutschehube von 1740 war eine platte, enganliegende Haube mit riesigen Auswüchsen (Rosen) zu beiden Seiten der Ohren [2]). Der Name kann entstanden sein, als die hohen Kopfbedeckungen verschwanden. Das Eigenschaftswort m u t z (lat. mutius, itl. mozzo) bedeutet in den schweizerischen Mundarten «ungehörnt; stumpf; grob und dick; kahl, schmucklos; mürbe». Wenn sich die Haube in der Folgezeit auch verkleinerte, haftete ihr doch immer etwas Auffallendes und Eigenartiges an. Reisende zogen diesen Eindruck gern ins Lächerliche. Hofrat Meiners aus Göttingen z. B. vergleicht die seitlich hervorragenden Rosen des Unterkäppchens mit Hörnern [3]).

M u t s c h (Mutz).

Diese abgekürzte Bezeichnung für die Mutschehube ist um 1787 in Engelberg [4]) gebräuchlich, nach Stalder [5]) aber überall da, wo dieser oder ähnlicher Kopfputz in den 5 Orten vorkam; darüber hinaus auch für die in Amden [6]) getragene Form, die von der innerschweizerischen etwas abweicht. Die seitlich ohne Spitzenflügel angebrachten Rosen des Unterkäppchens bewirken, dass die Haube «nach oben kahl erscheint, gleichsam nur Ohren, keine Hörner hat» [7]). Hier beruht die Benennung auf einer Ausstrahlung von den innern Kantonen her.

---

[1]) Mandat Obwalden, nach einem handschriftlichen Auszug aus dem Landbuch Obwalden, gütigst zur Verfügung gestellt von alt Kantonsrichter Ming in Lungern. [2]) Heierli a. a. O., Abb. 87. [3]) Meiners I 103. [4]) Heierli I 105. [5]) Stalder, Id. II 227. [6]) Reinhard: Anna Gmür v. Ambden, 1703; das Fehlen der Spitzenflügel am Jungfernkäppchen der A. Gmür deutet auf glarnerischen Einfluss (Wehrli, Trachtenb. Nr. 222); Heierli II 85; Id. IV 600. [7]) Das Wort beleuchtet eine andere Seite der Bedeutung von mutz (s. oben).

Mutschechappe [1]).

In Kappel (Obertoggenburg) wurde die Bandkappe so benannt, die im Vergleich zu der von den katholischen Frauen getragenen Schlappe mit den hohen Spitzenflügeln einen zusammengedrückten Eindruck machte [2]). «Die Mutschkappe liegt in den letzten Zügen», sagt wehmütig ein Anhänger der alten Sitte und Kleidertracht, um 1867 [3]).

20. Eine andere Seite des Bedeutungsumfanges von mutz, die von «kahl, schmucklos» wird beleuchtet durch die Bezeichnung

Mudelchappa,

einer Kappe der Frauen in der deutschen Sprachinsel Obersaxen, die aber im ganzen Bündner Oberland getragen wurde. Bei Trauer entfernte man das Spitzenvolant und die Bandmaschen im Nacken und verlieh so der Kappe das kahle Aussehen, das ihr den Namen verschaffte [4]). (Abb. 17 a.)

Der Name geht aus vom Eigenschaftswort mudel (lat. mutilum) «stumpf, abgerundet»; er wurde auf ein Stück Vieh (Mudel, f. kurzgehörntes Kalb usw.) angewendet und hernach auf die Kappe, die im romanischen Bündner Oberland schlappa muota hiess, wenn Spitzenrand und Bänder weggelassen wurden [5]).

21. Der Begriff des flachliegenden ist enthalten in Benennungen wie

Techeli

(Deckelchen, Verkleinerung von Deckel).

In Guggisberg erhielt das Barett diesen Namen seiner Form wegen, die einem flachen Deckelchen gleich auf dem Kopfe liegt (Abb. 40) [6]). «Junge Mädchen trugen statt des Kopftuches kleine, mit Samtband überzogene, im Nacken mit Bändern gebundene Techeleni», berichtet E. Friedli [7]).

Tätschli [8]), (Verkleinerung von Tätsch),

d. h. das von einem Schlag flach Zusammengedrückte, ist eine andere Bezeichnung für das Guggisberger Barett. Der Sachname hat sich auf das benachbarte Freiburg (Brünisried) ausgedehnt [9]).

Chalberdräckli

ist eine in Guggisberg gebräuchliche, dem bäuerlichen Sprachschatz entnommene Benennung für das Barett [10]). Der Kot der Kälber musste als Ver-

[1]) Id. III 391. [2]) Die Bandkappe gehörte im obern Toggenburg zur Tracht der Reformierten, wie anderswo auch (s. jed. § 22 Freiämtertätsch). [3]) Heimatkunde Kappel, S. 22. [4]) Beiträge Gr. XI (Obersaxen) 1918, 39. [5]) AzfsA. 1917, 139 f. [6]) Berner Trachten 1927, 26; Schweizer Trachten 1896, 22. [7]) Bärndütsch III 445; Heierli III 85. [8]) Bärndütsch III 446; Dict. hist. I 179. [9]) Bärndütsch a. a. O.; R. Münger, Freiburgerin (zu Brünisried) mit Barett (Tätschli); Heierli III 127; mir ist der Name im übrigen Sensebezirk nicht genannt worden. [10]) Mündlich und schriftlich.

gleich herhalten für das flache Käppchen. Im weidereichen Guggisberg lag die Veranlassung dazu nahe.

Eine andere, lediglich auf Analogie beruhende Bezeichnung für die gleiche Sache ist Chüedräckli [1]).

Tellerhuet.

Nach dem Abgehen des Trachtenhutes (§ 32) kam im Luzernbiet, wie anderswo auch, ein anderer Strohhut auf. Er behielt von seinem Vorgänger den breiten Rand bei, der flach auf dem Kopfe ruhte. Um den Gupf lag ein schwarzes Samtband [2]).

22. Die horizontale Lage des Flachen, Plattgepressten wird ausgedrückt in einer Reihe von Neuschöpfungen, die meistens den Boden der Bandkappe zum Ausgangspunkt haben.

Tellerchappe.

Der Boden der Bandkappe wird mit einem Teller verglichen. Als Vergleichsgegenstand diente vielleicht einer der flachen Holzteller, die früher bei bäuerlichen Mahlzeiten im Gebrauch waren. Man ass die Speisen aus grossen Schüsseln, nur Fleisch und Speck wurden am Sonntag auf Holztellern dargereicht. Da, wo der Boden der Bandkappe sich zu einem ausgesprochenen Kreis entwickelt hatte, ähnlich manchen Rädern der Schnellkappe, war der Vergleich angebracht (Abb. 2).

Dekan Pupikofer meint diese Kappe, wenn er um 1837 sagt: «(Jetzt) tragen evangelische Mädchen eine Zitzmütze mit einem tellerförmigen, die Flechten verhüllenden Boden ohne Spitzen» [3]). Die Namengebung könnte demzufolge im Thurgau erfolgt sein, sie ist aber auch für Zürich belegt. Die Kappe mit dem Teller ist besonders am Greifensee [4]) bis gegen die Thurgauergrenze hin üblich gewesen; sie stellt ein Mittelding dar zwischen Band- und Schnellkappe. Sie gab die Veranlassung zur Neuschöpfung, die nachher auf die andern Bandkappen überging, so weit ihre Verbreitung reichte über den ganzen Kanton Zürich [5]) hin bis ins Freiamt [6]), wo sie unter diesem Namen später noch einen Bestandteil der Trauertracht bildete.

Schützeschîbe.

Der Boden der Bandkappe entwickelte sich, wie schon bemerkt, in einzelnen Fällen zu einem Kreisrund, das auch einer Scheibe im Schützenstand gleichsieht. Die Bezeichnung wurde vom Boden aus auf die ganze Kappe ausgedehnt. Sie war weit herum im Zürichbiet üblich, am Greifensee [7]) sowohl als im Wehntal und in Bülach [8]), wo man die Bandkappen der Wehn-

[1]) Mündlich und schriftlich. [2]) Schriftlich und mündlich. [3]) Gemälde XVII 61; schriftlich aus Maur und Bülach; AzfsA, 1912, 172. [4]) Bei einem vom Greifensee her übersandten Stück fehlen die Nackenschleifen. [5]) Diener, Oberglatt, S. 378; Bolleter, Bachs, S. 176. [6]) Id. III 396. [7]) Schriftlich aus Maur. [8]) Schriftlich.

taler- und Rafzerfelderfrauen so benannte. «Zu den Flauderjüppen war auch eine neue Art Kopfbedeckung aufgekommen, die Teller- oder Bandkappe, oder wie der Spottname lautete, die «Schützeschibe» bezeichnet wegen des grossen runden, am Hinterkopf flach und steif stehenden Bodens», berichtet Frau Heierli über die Kappe im Wehntal [1]).

Zyttafele [2]).

Der Boden der Bandkappe bot wiederum Veranlassung zu einem Vergleich mit dem Zifferblatt einer Wanduhr (ebenda).

Amelette.

Nicht weniger zutreffend ist der Vergleich des Bodens der Kappe mit einem Eierkuchen (Omelette). August Corrodi verzeichnet die Neuschöpfung in seinem Herbstidyll aus dem Zürichbiet [3]). In einem heitern Zwiegespräch wird eine Reichsdeutsche über die Verlogenheit vieler Schweizer Trachtenbilder aufgeklärt:

«Die erwartet persee, dass euseri püürischi Chleidig
Dene verlogene Helglene glycht, wo mä «Schweizerkostüm» heisst.»

Dann wird gesagt, wie die Bauernfrauen im Zürichbiet in Wirklichkeit sich kleiden:

«Roti Röck bis a d'Chnü?» Bla Chölschröck bis über d'Chnöde.
«Schwöbelhüetli mit Maie?» En Amelette vo Taffet
Hinne sämkrächt am Chopf und en Lätsch wie verfahrene Teigg dra.»

Tätschchappe (-hube)

ist eine Bezeichnung, wiederum hervorgerufen durch den flachen Boden der Bandkappe. Das schallnachahmende «tätsche» (mhd. tetschen) ein klatschendes Geräusch vollbringen, führte zu «Tätsch», das durch die Bewegung Hervorgebrachte, Flachgedrückte (§ 21). In vielen Mundarten wurde das Wort auf den Eierkuchen «Eiertätsch» übertragen, und diese Bedeutung liegt Tätschchappe und Amelette zugrunde. Der Sachname könnte überall da entstanden sein, wo die Bandkappe getragen wurde; sein Vorkommen ist sicher bezeugt nur in Maur [4]) und im Freiamt [5]).

Hieher gehört das sinnverwandte Wort Freiämtertätsch für die vom Zürichbiet her ins Frei- und Kelleramt eingewanderte Bandkappe [6]). (Abb. 4).

---

[1]) AzfsA. 1912, 174. [2]) AzfsA. 1922, 48. [3]) Corrodi, Der Herr Doktor, abgedr. in Schwyzerd. 14, S. 24, 26. [4]) Schriftlich. [5]) Schweiz 1897, 103 f; Lehmann, Die gute alte Zeit, S. 636. [6]) Mündlich.

Chüetritt [1]).

Diese ergötzliche Bezeichnung stammt wiederum aus bäuerlichen Kreisen. Wenn der Boden der Bandkappe im Nacken zusammengezogen ist, kann er den Umrissen gleichen, die eine schwerwandelnde Kuh im Boden zurücklässt (Abb. 3). Auf vollständige Genauigkeit machen solche Namengebungen keinen Anspruch, meistens genügt es, wenn sie in grossen Zügen die Sache widerspiegeln, die zum Vergleich herangezogen wird.

23. Oertliche Verschiedenheiten in der Gestaltung des Bodens der Bandkappe finden ihren Niederschlag in Vergleichen wie

Chübelchappe [2]).

In der Gegend des Greifensees erfuhr die Bandkappe in der 2. Hälfte des 19. Jhs. eine Veränderung in der Form: statt wie ein Teller flach vom Hinterkopf abzustehen, schob sich der Boden nach hinten hinaus und bildete so die Form eines Kübels, vielleicht beeinflusst durch die städtischen Hüte der Biedermeierzeit (Abb. 5).

Ziegelhube.

In Schleitheim am Randen wurde die Bandkappe so bezeichnet, als der Boden sich zu jenem ziegelförmigen Auswuchs erhoben, der für die schaffhausische Kappe charakteristisch ist (Abb. 6). «Der Kopfschmuck», sagt A. Pletscher in seiner Beschreibung der Gemeinde Schleitheim [3]), «bestand in der sogenannten Ziegelhaube».

24. Hieher gehören auch ein paar Neuschöpfungen für die Schnellkappe:

Radhube.

«Im nördlichen Kantonsteil war aber auf dem Lande die Radhaube allgemein und später die Schnellhaube, beides Hauben mit kleinen Käppchen für den Hinterkopf und mächtigem Rad dahinter», wird 1903 über die Kopftracht der Frauen im St. Gallerland berichtet [4]). Zutreffend wird der Auswuchs zwischen Bödeli und Patte mit einem Rad verglichen (Abb 9). Die Bezeichnung scheint literarischen Ursprungs zu sein, mundartlich hätte sie in der 1. Hälfte des 19. Jhs. «Radchappe» gelautet (s. § 72). Es ist anziehend, die literarischen Quellen auf diese Namengebung hin zu untersuchen und festzustellen, wie darin der Auswuchs am Kappenboden beschrieben wird: Meyer v. Knonau [5]) vergleicht ihn mit einem riesigen Kreis am Hinterkopf; Pupikofer [6]) und Schuler [7]) mit einem Pfauenrad; Tob-

[1]) Schriftl. aus Maur. [2]) Schriftl. aus Maur. [3]) Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 1908, 72. [4]) Der Kt. St. Gallen 1803—1903, 596; schriftl. aus Arbon. Beide Hauben sind artgleich. [5]) Gemälde V 59. [6]) Gemälde XVII 61. [7]) Erinnerungen S. 12.

ler [1]) mit einem Heiligenschein. Demzufolge fehlten die Vorbedingungen zur Namengebung nicht, dennoch ist sie anscheinend erst am Anfange des jetzigen Jhs. in Umlauf gebracht worden.

Sandgatter [2]).

Das Grundwort Gatter (ahd, gataro) bedeutete ursprünglich, wie z. T. jetzt noch, ein Tor oder eine Hofumzäunung, bestehend aus einem Gefüge von Holz- oder Eisenstäben, die in bestimmten Zwischenräumen auseinanderstehen, wie das noch jetzt der Fall ist bei Gartentoren [3]). Dieses Gatter entwickelte sich unter anderm auch zu einem selbständigen mit hölzernen oder eisernen Stäben oder mit Drahtgeflecht überzogenen Gestell, durch das Kies, Sand oder Erde mit Schaufeln geworfen wird [4]). Der Vergleich des Kappenrades mit einem solchen, Sandgatter genannten Gestell, ist erklärlich, weil das Innere des Rades mit gitterartiger Chenille überzogen ist, während der Rand dazu den Rahmen bildet (Abb. 9).

Die volkstümliche Namengebung breitete sich von der Thurgauer und St. Galler Landschaft her bis an den Zürichsee aus. Pater Curti berichtet von den Chenillekappen der Frauen in der Umgebung Rapperswils, sie seien gewöhnlich «Sandgitter» genannt worden [5]), was eine jüngere Entwicklung von Gatter darstellt.

Grillegatter [6]).

Die Bezeichnung ist eine Verschmelzung von Sandgatter und Grillenhaube (s. § 31), ein Gemisch von städtischer und volkstümlicher Redeweise. Der Kappenboden, der die Bezeichnung veranlasste, erweckte die Vorstellung eines Gatters (Siebevorrichtung), das mit Grille (gitterartiger Chenille) überzogen ist.

25. Weitere Vergleiche nach dem Gesamteindruck, den eine Sache erweckt, sind

Turpechlötzli [7]).

Es bildete um 1800 herum und bis ins 19. Jh. hinein die Kopftracht der bürgerlichen Frauen in Rapperswil. Es hängt eng mit der Zugerkappe (§ 53) zusammen. «Aus drei Teilen», sagt Pater Curti [8]), «setzt sich das niedliche Ding zusammen, aus einem kleinen gewölbten Boden, steifgeleimt, 9 cm lang, 5½ cm breit und 4 cm hoch, aus einem etwa 2 cm breiten, ebenfalls steifgeleimten Rand, der sich der Kopfform anpasst, und einer Spitzengarnitur».

[1]) Sprachschatz S. 405. [2]) Mündl; AzfsA. 1922, 48. [3]) Id. II 495f. [4]) ebd; mündl. [5]) AzfsA. 1918, 118. [6]) Schriftl. [7]) AzfsA. 1918, 117 mit Abb. 1. [8]) ebd.

Denkt man sich die Verzierung weg, so hat das Käppchen eine grosse Aehnlichkeit mit einem kleinen Stück Torf (Chlötzli, Verkl. v. Klotz m. plumpes Stück). Der Name ist vielleicht von der Hutmacherin geprägt worden, die das Ding in stufenweiser Entwicklung entstehen liess.

Urnerschueh [1])

ist eine Bezeichnung, zu der die eigentümliche Kopftracht der Urnerfrauen die Anregung gegeben hat: das weisse Häubchen schaut aus dem schwarzen Käppchen heraus wie ein weisser Strumpf aus einem schwarzen Schuh (Abb. 28 und § 13).

Biremessli

(kl. Mass zum Ausmessen v. Birnen oder sonstigem Obst).

Das kleine Barett aus Filz, Pelz oder Samt, das im 19. Jh. noch von den Klettgauermädchen getragen wurde, [2]) verdankt den Namen seiner Form, die einem umgekehrten hölzernen Fruchtmass gleicht, wie es früher im Kleinhandel benutzt wurde. Der Name ist nach einer Aufzeichnung schon 1730 üblich gewesen, ein Zeichen, dass die Neigung zur Veranschaulichung einer Sache zu allen Zeiten lebendig war: «Stauchen und Hütlein oder sog. Birremessli» [3]).

Dreiangel [4]), (lat. triangulum, Dreieck),

wurde in Obwalden das dreieckige schwarze Filzhütchen benannt, das die Frauen nach Männerart auf den Kopf setzten [5]), eine Namengebung, die im Volke beliebt war. Verbreiteter war aber dennoch die Bezeichnung

Drîrêrehietli (Dreiröhrenhütchen)

für den Wollhut, der damals in Unterwalden eine besondere, dem Männerhut nachgeahmte Form hatte, wie man sie ähnlich schon auf einem Bild aus Schwyz vom Jahre 1696 findet [6]). Der Rand des Hutes wurde in die Höhe gestülpt zu drei Ausbuchtungen, die drei Röhren bildeten (Abb. 52) [7]).

Der aufgeschlagene Hut der Männer stammt aus dem 17. Jh. und ist vielleicht der Soldatentracht entnommen. Ein Schweizeroffizier kann den weiblichen Hut aus Paris mit nach Hause gebracht haben, oder seine Frau Liebste selbst: die Damen am französischen Hofe trugen solche Hüte bei Jagden [8]). Diese Reit- und Reisehüte wurden in Luzern im Jahre 1685 den Frauen als «sonderbahre Hoffart» verboten [9]). Auch anderswo trugen elegante Damen die Hüte, so in Zürich [10]), im Wallis [11]) u. s. w. Genau nach

---

[1]) AzfsA. 1922, 48; Heierli I 83. 126. [2]) Wie Dr. H. Bächtold mir freundlichst mitteilte, hat seine Mutter noch ein Biremessli besessen. [3]) Heierli, Klettgau S. 14 Taf. VI. XII. [4]) Mündl. aus Obwalden. [5]) Heimatschutz 1919, 31. [6]) Heierli I Abb. 17. [7]) Id. II 1790. [8]) Böhn III (17. Jh.) 183, Villermont p. 647, Fig. 457. [9]) Mandat Bbl. S. 11. [10]) ebd. Ref. v. 1691, 18. [11]) Schiner Descript. p. 35.

der französischen Mode wurden sie mit Zobel verbrämt, mit Federn und mit Gold- und Silberborten verziert. In Zürich gehörten sie sogar zur Hochzeitstracht der vornehmen Braut, wenn sie zur Trauung ritt [1]).

In der Volkstracht hat sich der Hut einzig in Unterwalden erhalten. Coxe [2]) und Meiners [3]) bemerken auf ihren Reisen durch die Urkantone das Eigentümliche der weiblichen Landestracht und den bald weiblichen (Strohhut), bald männlichen Hut (Wollhut), der eine aufgestülpte dreieckige Form habe [4]).

Als der Schulherr von Stans, Alois Businger, seinen Beitrag an die Gemälde der Schweiz schrieb, gehörte der Hut schon der Vergangenheit an, und er konnte sagen, dass «ein wollenes Dreiröhrenhütchen, an den Schuhen eiserne Tötzchen und im Munde ein Tabakpfeifchen» früher zur Tracht und zu den Gewohnheiten der Landfrauen gehört hätten [5]).

Chorbchappe (Abb. 18).

Die im 18. und 19. Jh. in Bünden weit verbreitete, nach vorn zugespitzte Frauenkappe, wurde in Langwies so benannt [6]), weil sie wie ein umgestülptes Körbchen aussah (s. § 47).

Stockchappe [7]).

Mit diesem Namen wurde in A. Rhoden eine Kappe belegt, die in der Form eine gewisse Aehnlichkeit hatte mit der weissen Unterhaube der Tusetta (§ 30). Sie wurde aus dunkler mit farbigen Blumen bewobener oder bestickter Seide hergestellt und mit Seidenbändern unterm Kinn gebunden (Abb. 8). (Original aus Rehetobel).

Ausgangspunkt der Namengebung scheint der Haubenstock gewesen zu sein, ein steifer mit Werg ausgestopfter Kopf, in A. Rh. «Stock» genannt, über den die Staatshauben gestülpt wurden, um sie vor dem Zerknittern zu bewahren. Der Name des Haubenstockes ging auf eine Kappe oder Haube über, der die Schleifen (Schwengel) fehlten. Zutreffend wird von Tobler [8]) die Tusetta ohne die schwarzen, spitzenumsäumten Schwengel (s. § 30) als «Tosettastöckli» bezeichnet.

---

[1]) Pfeffel, Blatt 16. [2]) Voyage I 313f. [3]) S. 103 f. [4]) Helvetische Monathsschrift I 1800; Geschichtsforscher IV 1822, 332. [5]) Gemälde VI 44; M. Thomann (Alt Engelberg 1812, 30) berichtet von der schädlichen Gewohnheit des Rauchens der Frauen im Engelbergertal. Das Hirtenleben mag wesentlich dazu beigetragen haben. Noch am Ende des 19. Jhs. trug die „Länder Seppe" bei ihrem grosszügig betriebenen Viehhandel oft das Pfeifchen im Munde. [6]) Tschumpert Id. S. 174. [7]) Schriftl. aus Speicher und Rehetobel. [8]) Sprachschatz S. 148; nach einer Angabe soll bei der Stockkappe eine Bandmasche angebracht worden sein im Nacken: es kann ledigl. eine Verwechslung mit der Bandkappe sein, die m. W. in A. Rh. nicht getragen wurde.

Chranzchappe

ist eine der Benennungen für die im Glarnerland getragene sonntägliche Bandkappe aus schwarzer Seide. Am vordern Rand der Patte ist eine weisse gefältelte Einlage angebracht, die sich den Wangen anschmiegt. «Vorne scheinen halbmondförmige Spitzen ungefähr zwei Zoll weit neben den Augen und der Stirne hervor» [1]). Aus der dunklen Kappe hervorleuchtend, umgeben sie wie ein weisser Blütenkranz das Gesicht und die Kappe, was ihr den Namen eintrug (Abb. 46).

Steglichappe

(Verkl. v. mundartl. Stege f. Treppe, mhd. stege) [2]).

Die kammförmig emporsteigenden, fächerförmigen schwarzen Spitzen am Kopfputz der Jungfrauen im Lande Schwyz müssen die Veranlassung gegeben haben, sie mit einer kleinen Treppe, einem Stegli, zu vergleichen (Abb. 24). Darunter kann nur die Steigung der Treppe gemeint sein, die feinen Spitzen liessen keinen Vergleich zu mit den zackenförmigen Stufen einer Treppe. Merkwürdigerweise ist die Benennung nicht auf die Flügelhaube der Frauen ausgedehnt worden.

Kammhaube.

Die Haube der Obwaldnerfrauen bildete in Nidwalden das Abzeichen der bürgerlich gekleideten Frauen, der sog. Dörferinnen oder Halbherrischen, die sich in ein Gemisch von franz. Mode und Obwaldnertracht kleideten. Sie wurde durch die «Kammhaube» entstellt, wie Businger sagt [3]). Die vom Nacken bis auf den Scheitel aufsteigenden Spitzen haben eine grosse Aehnlichkeit mit einem Hahnenkamm (Abb. 26; vgl. vorherg. Bez.). Wenn der Name auch nur literarisch überliefert ist, kann er dennoch eine Zeitlang im Volke üblich gewesen sein.

Rörlichappe [4]).

Die Benennung bezieht sich auf die glarnerische Bandkappe (Zughube), ursprünglich aber hat die weisse Unterhaube zur Tusetta (§ 30) die Neuschöpfung veranlasst: das feine, weisse Stoff- oder Spitzenvolant der Haube wurde mit einem heissen Eisen röhrenförmig gefältelt (geröhrlet). Nach dem Abgang der Tusetta verdichtete sich das Volant zur Einlage an der schwarzseidenen Bandkappe (s. ob. Chranzchappe). (Abb. 46).

Spiegel [5]).

Als man anfing, die breiten Doppelnadeln der Nidwaldner Bäuerin zu polieren, gaben sie Veranlassung zu dem zutreffenden Vergleich mit der glänzenden Fläche eines Spiegels (Abb. 59).

---

[1]) Gemälde VII 307; vgl. Schweizer Trachten 1896; Lex. geogr. V 56; Heierli II 53. [2]) Id. III 396. [3]) Gemälde VI 44; Fleiner Streifzüge S. 138; Heierli I 119. [4]) Id. III 394. [5]) Mündl.

b) Vergleich nach der Form oder dem Schnitt der Sache.

26. In andern Fällen regte die Form oder der Schnitt der Sache oder eines ihrer Bestandteile zu vielen Neuschöpfungen an. Hieher gehören:

Gupfi [1])

(Verkl. v. Gupf m. oberer Teil eines Hutes, mhd. gupf).

Beim Haslikäppchen sind Krämpe und Gupf so ineinander verschmolzen, dass die Bezeichnung leicht erklärlich wird. Das eigenartige Haslibarett erregte schon im 18. Jh. die Aufmerksamkeit der Reisenden, die das bisher noch unerforschte Tal besuchten. So schreibt Schinz [2]) im Jahr 1773: «Die Kleidung der Weiber in Ansehen des Kopfgerüsts ist sonderbar: sie tragen alle Zöpfe, auch selbst die Frauen und eine schwarze Mütze von Filz oder Sammet, die wie eine aufgelitzte Hutgüpfe aussieht».

Die gleiche Vorstellung liegt der in Düdingen üblichen Bezeichnung Gigeli (Gügeli Verkl. v. Gugl, m. Hutkuppe) zugrunde. Ohne die darübergeschlungenen Zöpfe sitzt das schwarze Samtbarett der Frauen wie eine runde Hutgüpfe auf dem Kopfe (Abb. 41) [3]).

Löchlichappe.

In Werdenberg war diese zutreffende Benennung für das Mädchenkäppchen üblich. «Die Ledigen», berichtet N. Senn [4]),«trugen eine Band-Sperrkappe; sie wurde hinten mit zwei Häftchen geschlossen, wobei eine Oeffnung für die aufgewundenen Zöpfe blieb, daher Löchlikappe».

In Bünden wird jetzt, angeregt durch die Zeitströmung, das alte Mädchenkäppchen wieder zu Ehren gezogen und «Lochhube» geheissen [5]). Der Name kann auf Ueberlieferung beruhen, wenn auch -hube auf neuere Entstehung hinweist. Das Käppchen besteht aus einem in Falten gelegten Seidenband, das radförmig den pfeildurchstochenen Haarknoten umgibt, eine nicht unglückliche Nachahmung des frühern Abzeichens der Ledigen. Ob es wirklich im Rheinwald getragen worden ist, wie angegeben, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Bodechappe.

Sie ist im 19. Jh. im obern Toggenburg sinngleich mit der Bandkappe, die hervorsticht durch «den hinten aufstehenden grossen, kreisförmigen, flachen, sogenannten «Boden» aus geblümtem oder gestreiftem Tuch und zwei lange, hinten herabhangende, oft kostbare Seidenbänder» [6]). Diese Kappe war auch im St. Galler Oberland [7]) und im obern Rheintal anzutreffen [8]).

---

[1]) Berner Trachten 1927, 30 f. [2]) Zürcher Tb. 1892, 225. [3]) Beiträge Gr. XVI, 52; mündlich. [4]) Werdenberg, Chronik, S. 282. [5]) Mündlich. [6]) Id. III 391; Der Kt. St. Gallen 1803—1903, 596. [7]) ebd. [8]) Id. III 392; schriftlich.

Der Name kann beim Auftauchen der Bandkappe mit dem auffallenden Boden entstanden sein, er kann aber auch auf Ueberlieferung beruhen. Das ganze 18. Jh. hindurch handeln amtliche Aufzeichnungen und Erlasse von ihm. Die Protokolle der Zürcher Reformationskammer berichten im 1. Viertel des Jahrhunderts häufig von Bussen, die über Frauen und Jungfrauen und besonders über Mägde vornehmer Häuser verhängt wurden, wegen zu kostbarer Bodenkappen [1]).

Die Benennung war in der Schweiz und in Deutschland weitverbreitet [2]). In der Stadt Basel verstand man im 18. Jh. unter «Bodenhaube» «eine sehr starke Eckhaube des ledigen Frauenzimmers, welches die Züpfen, die über dem Nacken aus dem sogenannten Züpfenloche herausgingen, um die beiderseits herausragenden Ecken breit und zierlich geflochten zu winden pflegte», wie Spreng [3]) mitteilt. Ihm verdanken wir die Kunde, dass im 18. Jh. auch in Basel von den Ledigen eine Lochkappe getragen wurde. Nach den 60er Jahren des Jahrhunderts verschwand sie, während der Brauch, die Zöpfe um die Kopfbedeckung zu winden noch bis 1800 anhielt (§§ 47, 57 By-tschäppli, Tschäppeli) [4]).

Schnabelhuibe [5]).

a) Dieser für die Obwaldner Frauenhaube gebräuchliche Name kann aus dem 18. Jh. stammen. Um 1740 wurden in Obwalden runde und geschnabelte Hauben nebeneinander getragen (§ 19 Mutschehube), Formen, die sich immer wieder erneuerten und immer wieder Anstoss zur Bildung eines Sachnamens obiger Art gaben (Abb. 27).

b) Mit «Schnabelhube» belegt man in Solothurn die steife Jungfernkappe aus schwarzer Seide oder Samt mit dem gegen die Stirne vorspringenden Schnabel [6]). (Abb. 42 und § 12a.)

Die Namengebung beruht hier schwerlich auf Ueberlieferung, sie ist entstanden durch die Beschäftigung mit alten Trachtenstücken und angeregt worden durch die einschlägige, moderne Trachtenliteratur. Zu dieser Annahme berechtigt schon die Form -hube (vgl. aber oben Bodenhaube). Hauben und Kappen mit Schnäbeln waren in frühern Jahrhunderten weitherum üblich [6a]); um 1780 gehörte eine schwarze Schniepenhaube (Schnabelhaube) noch zur Augsburger Volkstracht [7]); eine ähnliche mit noch ausgeprä-

[1]) Zürcher Tb. 1858, 220 f; Gemälde I, 2. Bd., 181, 183; Id. III 390. [2]) Archiv fbbs. 4. Heft, Nr. 30 (v. J. 1754) usw.; Martin-Lienhardt, I 1897, 299. [3]) Alemannia 15, 194; Id. II 952. [4]) Die Lochkappe gehörte dem Anschein nach zur bürgerlichen Tracht. [5]) Mündlich; Heierli I 119. [6]) Mündlich; Schweizer Trachten Nr. 13; Heimatschutz XIX 40; Originale in Oltner Privatbesitz. [6a]) Böhn, Mode 17. Jh. Bildnisse niederländischer Damen: W. Hollar, 1648 (S. 130); Frans Hals (S. 145). [7]) Hottenroth, d. Volkstracht, S. 163.

term Schnabel wurde in Nürnberg [1]) getragen. Die Schnabelform gehörte zum Modebild.

Dächlichappe.

Die farbenfreudige Luzerner Spitzenkappe erhielt in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Nachfolgerin in einer steifen Kappe, an der unten am Bödeli ein schräg abstehender Fortsatz angebracht wurde, der wie ein Vordächlein sich über den Nacken ausbreitete (Abb. 13a) [2]). Das Merkmal war stark genug, um eine Neuschöpfung hervorzubringen, so dass der schwarze Kappenbezug aus Seide oder Samt davor zurücktrat, ebenso die Bandschleifen und Posamenterien, mit denen die Kappe verziert wurde, und die hochstehenden Spitzen, «die ein Sonnenrad um den Kopf bildeten» [3]). Die Benennung ist durch mündliche Ueberlieferung auf uns gekommen.

Namengebungen sind an keine Zeit gebunden; reichlich 100 Jahre früher war in Zürich die gegen Ende des 17. Jhs. entstandene Benennung «Tächli-Tüechli» üblich für den gleich einem spitzen Giebel geformten feinen weissen Kirchenkopfputz der vornehmen Zürcherinnen [4]).

Leffel (Löffel).

Die ovale Doppelnadel, die bei den Verheirateten in Nidwalden vor Zeiten üblich war [5]) und jetzt noch bei den Ledigen Obwaldens gebräuchlich ist, gleicht in ihren blattartigen, leicht vertieften Auswüchen an beiden Enden einem kleinen Löffel (Abb. 55). Zu diesen Nadeln wurde gewöhnlich Silber, aber früher auch Messing und Kupfer verwendet. Sie zeigen grosse Uebereinstimmung in der Form und weichen nur in der Grösse voneinander ab. Alois Businger sagt um 1836 von der Haartracht der Obwaldner Mäd-

[1]) Hottenroth, d. Volkstracht 164; vgl. Böhn, Mode 17. Jh., S. 130, 145; auch in der schweiz. Volkstracht begegnet man immer wieder der Schnabelform, deren Vorbild wohl in der städt. Mode zu suchen ist. In einem Zürcher Mandat v. 1703 wird befohlen: „an denen sog. Boden-Chappen sollen die Schnäbel nicht länger sein als bis in die Mitte der Stirne" (Id. III 392); Zürcher Porträts I (1691), Selbstbildnis der Anna Waser; s. auch MHN Schnabelkappe aus Zürcher Privatbesitz; Basler Porträts III 16 (1684) Verena Koch-Abegg, vgl. II 18 (1667) Margaretha Zäslin-Schönauer, II, 20 (1684) Salome Steiger. Die Zürcher wie die Basler Schnabelkappen und -käppchen dürften die Erzeugnisse der von den Niederlanden heraufgekommenen Mode gewesen sein, die nach Zürich von den süddeutschen Städten aus, nach Basel wohl auf dem Wasserwege gelangt waren. Solothurn scheint hier eher den Einfluss von Zürich erfahren zu haben (vgl. Rosenkappe § 34). [2]) Mündlich; Katalog, S. 85. [3]) Heimathskunde Sempach, S. 90; Gemälde III 1. Bd. 162. [4]) Herrliberger Zer., S. 41; Mandat Bbl. Ref. von 1691, 17; AzfsA. XIII 194; Discourse, S. 175; Pfeffel, Blatt 8. [5]) Originale in dem HSObS. und HSNSt.

chen: «Die Haare sind in Zöpfe geflochten, mit weissen Bändern durchzogen und mit einer silbernen Nadel, oft in Form eines doppelten Löffels gehalten» [1])

Die Löffelform ist heute in I. Rhoden noch allgemein verbreitet [2]), früher kam sie auch in andern Gegenden vor, so im Werdenbergischen [3]). In die Urkantone kann sie durch die Vermittlung der Stadt Luzern gelangt sein, wo sie zur bürgerlichen Haartracht gehörte [4]). Auch Dienstmädchen durften ihre Haare um dieses Instrument winden, «das an beyden Seiten wie ein Löffel hervorsteht», wie Meiners 1788 berichtet [5]). Die bürgerliche Tracht verpflanzte sich in die kleinen Landstädte, so nach Sursee (§ 44) und Baden [6]), ohne dass die Form ihren Ausdruck gefunden hätte in einem Sachnamen, wie er aus Unterwalden überliefert ist.

Schuehleffel [7]),

ist in Unterwalden eine andere Bezeichnung für die Doppelnadel, entstanden im Hinblick auf ihre gewölbte Form, ebenso Milchlöffel, eine Neuschöpfung, die von Rochholz erwähnt wird in seiner Beschreibung der Haartracht der Ob- und Nidwaldnerin: «Beide heften die nestartig gewundenen Flechten am Hinterhaupt jetzt mit einem Pfeil, früher mit dem durchgesteckten Milchlöffel fest» [8]).

Schufle [9]).

Nach dem Ablegen der Mutschehube wurde bei den Frauen Nidwaldens der doppelte Löffel sichtbar, den bisher die weisse Haube verdeckt hatte. Er vergrösserte sich zusehends, ohne aber seine Wölbung aufzugeben, so dass die beiden Nadelhälften leicht mit einer stiellosen Kiesschaufel verglichen werden konnten [10]). (Abb. 58.)

Der «Schild» oder die «Schilde» [11]).

Diese Neuschöpfung drückt das abermalige Grösserwerden der Doppelnadel der Nidwaldnerinnen aus. Die beiden Seitenteile schmiegen sich dem Hinterkopf an, gleich zwei schützenden Schilden (Abb. 59).

Pfyl,

ist eine Benennung, die erst später für den Haarpfeil der Unterwaldner Mädchen aufkam. Die pfeilartige Haarnadel ist schon zu Beginn des 19. Jhs.

---

[1]) Gemälde VI, 43; Fleiner, Streifzüge, S. 138; Engelberger, S. 428; Heierli I, 150 ff. [2]) Schriftlich und mündlich; Appenzeller Geschichten, S. 63. [3]) Schriftlich aus Grabs. [4]) La Roche, Tagebuch, S. 158. [5]) 3. Bd., 147. [6]) Hess, Badenfahrt, S. 67. [7]) Mündlich. [8]) Rochholz, Glaube II, 253. [9]) Mündlich und schriftlich. [10]) Mit einem ähnlichen Namen belegte man den hohen, gewölbten Einsteckkamm der städtischen Mode. [11]) Mündlich.

in reicher Ausgestaltung anzutreffen [1]). Meisner [2]) erwähnt sie um 1821 als Schmuck des rotbebänderten Zopfknotens der Nidwaldnerin: «Quer hindurch war eine lange silberne Haarnadel gesteckt, deren mit farbigen Steinen besetzter breiter Kopf auf der rechten Seite weit hervorstand» (Abb. 57).

Dennoch ist der Name kaum echt mundartlich, sondern weist eher auf benachbarte luzernische Einflüsse hin [3]); jetzt noch ist die Haarverzierung der Nidwaldnerin unter diesem Namen im Luzernbiet bekannt. Es sind diese Einflüsse, die in L. Hildebrands Gedicht, Das Länderbürli, nachwirken, obschon es nidwaldnerisches Gepräge hat [4]):

«in ire (der Mädchen) Hoore steckid Pfyl.
Sie suechid hondli noch me Zyl.»

Osenbrüggen [5]) vergleicht denn auch die lange spitze Haarnadel mit einem Amorpfeil, vor dem die Männer sich zu hüten hätten. In Nidwalden ist der ursprüngliche Name Haarnadel auch jetzt noch weit üblicher als der eingewanderte Name Pfyl [6]).

Savetscha [7]).

Die Pfeilform der bündnerischen Haarnadel fand ihren Ausdruck in der einzigen mir aus Bünden (Oberland) bekannten Bezeichnung Savetscha (rtr.), aus lat. sagittam, Pfeil [8]).

Degehoornodle.

Eine in der 1. Hälfte des 19. Jhs. von den Mädchen I. Rhodens getragene silberne Haarnadel hatte die Form eines Degens. Die Klinge ist leicht geflammt, der Griff gleicht dem Säbelgriff unserer Offiziere [9]).

Die Entstehung des Namens ist leicht ersichtlich; an die Entstehung der Sache aber knüpft sich ein Sagenzug. «Erwähnen möchte ich noch», berichtet Osenbrüggen [10]), «dass, als ich das letzte Mal in Appenzell war und mich nach den Veränderungen erkundigte, welche seit dem vorigen Jahrhundert mit der kleidsamen, schmucken Tracht der Appenzellerinnen vorgekommen seien; eine ältere Frau mir erzählte, sie habe früher im Haargeflecht am Hinterkopf eine grosse Nadel in Form eines Degens getragen, wie andere Mädchen, und das sei eine Erinnerung gewesen an die Kriegerinnen der Schlacht am Stoss» [11]), an den Tag also, an dem die Appenzellerinnen

[1]) Heierli I, Abb. 141 v. J. 1806; vgl. Porträt: Mädchen mit Blume in der HSObS. [2]) Kl. Reisen, 3. Bd., 104; Engelberger, S. 243, 284. [3]) Schwyzd. 31, 46 (J. Roos, Michelchrüz-Chilbi: Lue die Chüsnachter Meitschi, mit dene Chöltsch-Röcke und dene Pfyle im Hoor und dene Hackbretter vor de Brust). [4]) ebd. 35/36, 100. [5]) Wanderstudien, 4. Bd., 175; ebders. Cult. hist., S. 32. [6]) Id. IV 667. [7]) AzfsA. 1917, 133. [8]) vgl. C. Pult, Le parler de Sent. Diss. Lausanne 1897, 51, 225. [9]) Schriftlich aus Appenzell; Orig. im LM. [10]) Wanderstudien 3, 297 f. [11]) 17. Juni 1405.

sich in die weissen Hirtenhemden ihrer Männer gekleidet und die Feinde durch ihr Erscheinen in Verwirrung gebracht hätten [1]).

Wenn der mächtige Einfluss solcher Ueberlieferungen auf den Vorstellungskreis von Einzelwesen und Völkern auch nicht zu unterschätzen ist, entbehrt die Entstehung der Sache doch im vorliegenden Fall einer sichern Begründung. Das Degenmotiv ist glaubwürdiger auf die Schöpferlaune eines Goldschmieds zurückzuführen. Ausgangspunkt ist wohl der Degen, mit dem sich jeder Appenzeller bewaffnet, wenn er an die Landsgemeinde geht [2]). Der Degen gehörte bis ins 19. Jh. hinein auch anderswo zur feierlichen Kirchen- oder Amtstracht der Männer [3]). Ein ähnliches Waffenmotiv kommt auch bei der Urner Haarnadel vor, wie Lusser [4]) angibt.

Bemerkenswert ist, dass der Name nicht literarisch festgehalten wurde. Die «Appenzeller Geschichten», die eine Aufzählung mit Preisliste des l. Rhoder Schmuckes geben, erwähnen die Degenhaarnadel nicht. Es ist möglich, dass die Trachtenforschung der neuern Zeit den Namen wieder in Erinnerung und in Umlauf gebracht hat.

c) Vergleich nach der Art des Aufsetzens der Tracht.

27. Neben dem Schnitt der Kopfbedeckung kommt auch in Betracht, wie sie aufgesetzt wurde. Das so entstehende Verhältnis zwischen Sache und Trägerin musste die Neigung zur Bildhaftigkeit schüren.

Hirzi.

Das über dem Wirbel aufgesetzte Haslitaler Barett mit seiner nach hinten erhöhten Form, beherrschte die ganze Erscheinung, was bei hohen, schlanken Gestalten noch mehr hervortrat, besonders wenn bei festlichen Anlässen das Flittersträusschen hinzukam (Abb. 39). Dann war der Vergleich des Käppchens mit den aufragenden Hörnern einer Kuh oder mit einer Kuh von stolzer Gangart [5]) wohl möglich. «Zur Hochzeit oder als Taufpatin

[1]) Ein ähnlicher Sagenzug, aus dem 2. Villmergerkriege überliefert, knüpft sich an die Einsetzung des Meitlisonntags in Seengen; vgl. auch Dierauer, Die Schlacht am Stoss (Archiv für Schweiz. Geschichte, Bd. 19, 33 f, 36); Walser Chr., S. 226, erzählt den Vorfall. [2]) Ebel, Gbv. I 300; der bürgerliche Ehrbegriff knüpfte sich an diese Waffe: Am Schapel hing die Ehre (einer Jungfrau), wie nunmehr am Degen beim Manne (Tobler, Sprachschatz, S. 382); an der Landsgemeinde in Trogen am 24. April 1776 fanden sich 337 Schützen ein, „deren jeder mit Hut, Stock, Degen und eigenem Glattrohr erscheinen und dasselbe daselbst laden musste" (Walser, 4. Bd. 11). [3]) Nach einem Sittenmandat des Abtes von St. Gallen musste ein unkeusches Brautpaar mit Kranz und Degen von Stroh zur Kirche gehen (Id. III 367); Spazier, S. 240, 406; Lehmann, Graubünden II 303; Chronik Werdenberg, S. 281, 300; Beiträge Thurgau 1905, 127; usw. [4]) Gemälde IV 50; vgl. noch Heierli II 79. [5]) Id. II 1663.

steckte man auf dieses Hütli, Hirzi genannt, das Kränzli oder die kleine Flitterkrone» sagt J. Heierli in ihrer Beschreibung der Haslitracht [1]).

Fürechappe.

In Schwyz und in den benachbarten Gebieten des Kts. Zug, wo die weisse Haube der Schwyzerfrauen üblich war, entstand diese Bezeichnung: die Spitzen senkten sich vom Scheitel nach vorn in die Stirne [2]).

Hinderfür.

Mit dem Beginn des 17. Jhs. kam in der Schweiz eine Pelzkappe auf, die in den Städten grosse Triumphe feierte und im 18. Jh. noch in die Volkstracht überging als Kopfbedeckung älterer, wohlhabender Frauen (Abb. 22). Bei dieser Kappe ist gewöhnlich nur der rundherum laufende Rand mit Pelz besetzt (verbrämt), das Bödeli aus Samt oder Tuch wurde freigelassen und oft mit Gold- oder Silberstickerei verziert [3]). Um 1728 gab es Kappen, die mit kurzgeschnittenen Seiden- oder Wollfransen besetzt waren (Originale im LM.).

Das Auffallende an den Kappen ist ihre Form und die Art, wie man sie auf den Kopf setzte. Schmäler im Nacken, steigt der Rand über Ohren und Stirne zu beträchtlicher Höhe empor. Das mag schon beim Aufkommen der Kappe der Fall gewesen sein.

Sie brachte eine Aenderung des Trachtenbildes mit sich. Die seit dem Ende des 15. Jhs. über den am Hinterkopf aufgesteckten Zöpfen aufragende Haube wurde flach; die Zöpfe mussten jetzt auf dem Kopf verteilt werden, damit die im Nacken enganliegende, neue Kappe aufgesetzt werden konnte [4]). Das auf der Haube ruhende Barett (Kap. I A: g Barett) verschwand, an seiner Stelle erhob sich der wulstartige, breite Kappenrand. Im Gegensatz zum Modebild des 16. Jhs., das den Hinterkopf verlängert und vergrössert erscheinen liess, zeigte sich jetzt die Stirne erhöht und verbreitert. Das mag den Anstoss zur Benennung «Hinderfür» gegeben haben, als einer Kopfbedeckung, die man «z'hinderfür» (verkehrt, das Hintere vorn) aufsetzt [5]).

---

[1]) Lexikon geogr. V 54; Heierli III 97f, 101; Berner Trachten, S. 30f. „Hirzi" soll fälschlich aus dem alteingesessenen „Hietsi" entstanden sein. (Gefl. Mitteilung von Lehrer Sooder, Rohrbach.) [2]) Id. III 389; schriftlich. [3]) AzfsA. 1911, 268 f; Glaser, 23, 40 f, 57; Porträts Bs. III 18, 13, 20; Jahrbuch Basel 1897, 167, 169 f; Archiv 14, 113; Portraits br. I 14 usw.; Id. III 394; I 964; Jahresberichte St. Gallen 1910, 12 f, Fig. 1, Bild 3, 4 usw. [4]) Schultz, D. Leben, S. 386 f, 323 f.; Böhn, Mittelalter, S. 264 (Dürer, Nürnbergerin im Hauskleid), 284 (ebders., Nürnbergerin im Tanzkleid, beide von 1500); Glaser, S. 41. [5]) Schwyzd. 22, 31; AzfsA. 1911, 269; Id. I 964.

Der Name ist für Zürich [1]), Schaffhausen [2]), Bünden [3]), Schwyz (Einsiedeln) [4]) und Unterwalden [5]) sicher belegt. Er ist durch die neuern Trachtenforschungen beinahe volkstümlich geworden, während andere im 17. und 18. Jh. in den Schweizer Städten gebräuchliche Benennungen für die Kappe nur literarisch erhalten sind.

Fideli [6]),

das schwarze Unterkäppchen (Mädchenkäppchen) in Unterwalden musste der weissen Haube als Unterlage dienen (s. Kap. I A a). Die Bedeutung des Vergleichs kommt noch mehr zum Ausdruck in Hubefideli. Ueber die glatt zurückgestrichenen und am Hinterkopfe aufgerollten Haarflechten wurd «das aus Carton gefertigte und mit schwarzem Tuch oder Samt überzogene Unterkäppli (vulgär «Hubefideli») festgesteckt, von der aus der breite Tülleinsatz [der Haube] mit Spitze sich erhob und etwas gegen die Stirne zog» [7]). (Abb. 21.)

Ringli [8]).

Das breite, schwarze Samtband (§ 37), womit die Mädchen ihre Haare von der Stirne zurückhielten, wurde im Aargau mit diesem Namen belegt, weil es in geschlossener Form, gleich einem Ring oder Reif, um die Haargrenze gelegt wurde. Zu der Namengebung hat vielleicht der in den Mundarten vielfach «Ring» genannte Reif (Heiligenschein) um das Gesicht der Heiligen beigetragen.

d) Vergleichende Benennungen, die sich den Gattungsnamen nähern.

28. Die Aehnlichkeit einer Sache mit einer andern führt zu Benennungen, die sich den Gattungsnamen nähern. Sie haben eine mehr oder weniger lange Entwicklung hinter sich.

Bletz [9]) (Blätz),

ist eine der Bezeichnungen für das Jungfernkäppchen der Ostschweiz. «Hauben (bey den Mädchen Blätze geheissen)», berichtet G. L. Hartmann von den Trachten in der Alt St. Gallischen Landschaft [10]), «trug sonst Alles

---

[1]) Um 1605 zuerst verzeichnet im Inventar eines Hutmachers in Zürich: „hinderfür" (AzfsA. 1911, 261); vgl. Id. I 964. [2]) Chronik Schaffhausen IV 322: „samatene Hinderfür" werden 1641 verboten; ebd. V 110: es sollen „die Weibspersonen wie nit weniger die ledigen Töchtern so allbereit zum Tisch des Herrn gegangen, schwarz gekleidet und entweder in Hinterfür oder in Stauchen in der Kirche erscheinen". [3]) AzfsA. 1917, 129. [4]) Heierli I 99. [5]) ebd. [6]) Heierli I 109. [7]) Aus den Aufzeichnungen von Frau Landammann Wirz; mündlich. [8]) Id. VI 1078. [9]) Id. V 264 ff. [10]) Hartmann, Altsanktgall., S. 167 f; Jahresberichte St. Gallen 1916, 16.

vom weiblichen Geschlecht. Die Blätze sind eine etwa vier Finger breite Sammetbinde, schräg über den Kopf, mit kürzern oder längern, feinern oder gröbern schwarzen Spitzen besetzt, so dass die Stirn und bey den alten auch die Ohren verhüllt sind und nur an dem Hinterhaupte die Haarflechten (Zöpfe) hervorragen ... Die bey ältern Personen an den Kopfseiten anliegenden Hauben und Plätze stülpen jüngere über den Ohren auf, dass sie wie vom Winde ausgebreitet oder zurückgestrichen erscheinen.»

Der Name war im Appenzellischen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts üblich für den gleichen Kopfputz, besonders in A.-Rhoden [1]; er wanderte bis ins Zürcher Oberland zur Bezeichnung des dortigen Mädchenkäppchens (§ 58 Bletzli). Name und Sache gehen ins 17. Jh. zurück. Nach einem Mandate der Stadt St. Gallen vom Jahre 1702 werden verboten «alle unförmlich grosse Spitz so in unproportionierter grösse, an die so genannte Bletz, Schlutten, Krägen und anderswohin versetzt werden» [2].

Die Benennung kann aus dem Schnitt des Käppchens heraus erklärt werden. Es ist ein mehr oder weniger grosser, der Kopfform angepasster Tuchlappen (Bletz, mhd. blez, Lappen, Flicken, Fetzen) oder wie Hartmann ihn nennt, eine Binde (Abb. 20), die unter den aufgesteckten Zöpfen durch eingehängt wurde.

Eine Ergänzung dazu bildet W ü s c h l i, wie das zürcherische Mädchenkäppchen in Bauma genant wurde [3]. «Das Wüschli oder Bletzli, das noch zu Anfang des 19. Jhs. bei festlichen Gelegenheiten statt der Haube getragen wurde, bestand aus einem auf die Mitte des Kopfes gelegten Lappen mit einem messingenen oder silbernen Knopfe in der Mitte, von welchem zu beiden Seiten messingene oder silberne Kettchen (Ohreschlänge) herabhingen, an deren Ende sogenannte Rügeli sich befanden» (s. § 29).

Wüschli (Verkleinerung von Wüsch, mhd. wisc) bedeutet hier einen leicht zusammendrückbaren Tuchlappen, den man bequem in der hohlen Hand bergen kann.

M e i l i

(anderswo Meieli, Verkleinerung von Meie m. Blumenstrauss, Maibaum).

Im Haslital ist diese zutreffende Benennung noch heute erhalten für das schlanke Flittersträusschen, das die Braut und die ledige Patin früher auf

---

[1] Id. V 266; Heierli II 73. [2] Wild, Auszüge, S. 244; auch sonst war das Wort gebräuchlich für ein kleines Stück Tuch als Abschnitt von einem grössern, man benutzte solche Abfälle gerne zu Kopfbedeckungen. „Nassen bletz" war ein Fachausdruck für Taschentücher in der sanktgall. Leinwandindustrie (ebd. S. 55; Zellweger, Geschichte III 395). [3] Id. IV 266; vgl. Mitarbeiterverzeichnis des Idiotikons 1868, 60, wonach A. Kägi als Gewährsmann für Bauma in Betracht kommt.

dem Filzkäppchen befestigten [1]). Es gleicht einem winzigen Maibaum, Meie, den die Burschen eines Dorfes vor das Fenster eines unbescholtenen Mädchens zu stellen pflegten in der ersten Mainacht [2]). (Abb. 38.)

Der Name für das zierliche Ding hängt enge zusammen mit dem alten Brauch. Meie ist das allgemein schweizerische Wort für Blumenstrauss, der aus dem Maibaum (mhd. meie), dem blühenden Baum hervorgegangen ist [3]). Ein Meie aus frischen oder künstlichen Blumen wurde bei festlichen Anlässen auf den Hut oder an die Brust gesteckt, er bildete das Abzeichen des Bräutigams, der Braut und der Hochzeitsgäste [4]), wie das der ledigen Paten [5]) und schmückte als Auszeichnung Menschen und Tiere, geradeso wie das bei den Kränzen der Fall war [6]). Ueber eine andere Benennung des Sträusschens s. § 56, Börtli.

Bîschli (Büscheli) [7]).

Ein Ableger der Jungfrauenkrone ist die Haarverzierung, die aus Flittern besteht. Im Lötschental gehörte zur Ehrentracht einer Jungfrau neben dem Kränzlein noch das Bîschli, eine herzförmige, mit Draht eingefasste, netzartige Zierat, die mit Flittern aller Art behängt wurde [8]). Das Bîschli bedeckte die am Hinterkopf aufgesteckten Haarflechten.

Der Sachname ist noch jetzt bekannt im Lötschental, wenn auch das Netz längst nicht mehr getragen wird. Seine Entstehung ist auf das Blumensträusschen zurückzuführen, das vielerorts «Büscheli» genannt wird [9]). Auch hier liegt ein alter Brauch zugrunde: als Zutat zum Kranz pflegte man noch ein Büschel Blumen (s. oben Meie) in der Hand oder am Mieder zu tragen. Im Lötschental wurde das Büschelchen vielleicht zuerst auf einem Haarnetz befestigt oder es hat sich allmählich zum netzförmigen Schmuck entwickelt, was zu dem winzigen Krönchen, das kaum talergross auf dem Kopfe sass, keinen vergröbernden Zuwachs bildete.

Hieher gehören auch zwei eigentümliche Sachnamen aus den ennetbirgischen Walserkolonien:

Mäschwindlu.

In Bosco tragen Frauen und Mädchen beim Gottesdienst und bei Prozessionen «einen weiten, bis über die Schultern fallenden Schleier, die Mäschwindlu» [10]) der im Pommat

[1]) Schriftlich aus Hohfluh und Meiringen. [2]) Originale im HMB. [3]) Kluge, Et. Wb., S. 316; Lexer, S. 158. [4]) Id. IV 10; Herzog, Volksfeste, S. 141; Id. IV 5f; VIII 997; Archiv 5/10 1918, 135. [5]) Gotthelf, S. W. XVII (Schwarze Spinne) 15, 18. [6]) Id. IV 6; VIII 997; Schwyzd. 31/32, 108; 36, 89; 7, 34. [7]) Id. IV 170; mündlich; Lex. geogr. V 56; Heierli III 167. [8]) Originale im LM. [9]) Stoll, Dämonenglauben, S. 58. [10]) N. Z. Ztg. 1906, 11. Oktober.

genannt wird [1]). Dieser weisse Schleier, der auch bei den Walsern im Heimattal, dem Wallis getragen wird, verdankt seine Namengebung der Aehnlichkeit mit einem nahtlosen, unverschnittenen Stück Leinwand, einer grossen Windel (ahd. wintala, mhd. windel, Wickeltuch) [2]) (s. auch § 48).

2. Der Sachname zeigt die Stelle an, wo das Trachtenstück zu sitzen kam.

29. Ein paar Bezeichnungen deuten auf die Stelle hin, wo die Kopfbedeckung aufgesetzt wurde, d. h. auf das für den Beobachtenden am meisten in die Augen springende Merkmal.

Stirne.

Unter dieser rätselhaften Bezeichnung versteht man:

a) Die zürcherischen Jungfernkäppchen, die ins 17. Jh. zurückreichen. Im Jahre 1662 kommen sie der Obrigkeit zu hoffärtig vor, und sie verbietet «die von erwachsenen Töchtern tragenden (getragenen) Stirnen mit vielen Nesteln unter dem Hinderfür hervor gehend» [3]). Es ist möglich, dass wir darunter ein schwarzes Schnabelkäppchen zu verstehen haben, das mit einer stumpfen Schneppe etwas in die Stirne hineinragte [4]), eine Form, die vielleicht die Namengebung hervorbrachte, in der Schweiz oder im benachbarten Oberdeutschland [5]).

Die Stirnen tauchen das 18. Jh. hindurch von Zeit zu Zeit in den Mandaten auf [6]). Sie wurden vorzugsweise aus schwarzem Samt hergestellt, mit schwarzen Spitzen und Bandnesteln verziert und mit Rosen aus Edelmetall, von denen Kettchen herabhingen (s. § 34 Rosenkappe, § 58 Bletzli und unten Stirnechappe). Noch am Vorabend der schweizerischen Staatsumwälzung, um 1785, wurde ein Verbot erlassen gegen die massiv goldenen mit Steinen besetzten «Rosen an Stirnen» [7]). Das Mandat richtet sich besonders an die Landschaft. Uebereinstimmend berichtet Pfarrer Maurer aus Höngg [8]),

[1]) N. Z. Ztg. 1906, 11. Oktober. [2]) Jahrbuch S. A. C. Bd. 34, 242 (1899); vgl. Schott, Kolonien, S. 344. [3]) Id. I 965; AzfsA. 1911, 262; Id. VI 1388. [4]) Porträts Z. I 14: Selbstbildnis der jungen Künstlerin Anna Waser. [5]) Hottenroth Vtr., S. 163, spricht von der „schwarzen Schniepenhaube oder Stirne", die unter der schwäbischen Bevölkerung bis tief ins 19. Jh. hinein verblieb; das erklärt auch die Namengebung: neben dem Hinterfür war nichts zu sehen als das in die Stirne hineinragende verzierte Käppchen, das vielleicht nichts anderes ist als der Vorläufer der später bei den Bauernmädchen Solothurns üblichen schwarzsamtenen Schnabelkappe. [6]) Id. III 392; Mandat Bbl. Zürcher Verordnung von 1691, alle Töchter sollen sich enthalten: „Der neuen Gattung Schwarz-Sammetener-Stirnen in die Kirchen"; Zürcher Tb. 1858, 214. [7]) Mand. Zürich: Ref. v. 1785. [8]) Kl. Reisen S. 267.

wo man unberührt von der städtischen Mode noch an der alten Kleidertracht festhielt: «Das weibliche Geschlecht trägt an dem Kopfputz eine vergoldete schwebende Zierath, die es «Rosen» nennt». Er lässt aber den Leser im Zweifel, ob dieser Kopfputz das Mädchenkäppchen, die Stirne, oder aber die weisse Frauenhaube sei, an der zum Beispiel im Knonaueramt und im Schaffhausischen ähnliche oder gleiche Verzierungen angebracht sind (s. Kap. I A c) [1]. Die Rosen wurden meistens paarweise verkauft und waren vielleicht dazu bestimmt, auf beiden Seiten neben den Ohren angeheftet zu werden. Einem Zürcher Goldschmied wurden 1784 entwendet «2 paar Stirnenrosen mit doppelten Ketten» [2].

Wahrscheinlich trug um diese Zeit auch das Mädchenkäppchen im Zürcher Oberland diesen Namen: der rosenförmige Knopf aus Gold, Silber oder Messing, den «ehemals die Bauernmädchen in der Mitte ihrer kleinen Hauben trugen» wird von Stutz [3] noch «Stirnechnopf» genannt, gerade so wie er in der Stadt Zürich «Stirnetätsch, Stirnerose» hiess [4]. Das gibt dem oberländischen Mädchenkäppchen zürcherisches Gepräge, wenn auch der später aufgezeichnete Name «Bletzli» (§ 58) auf ostschweizerische Einflüsse hindeutet.

Spuren der ursprünglichen Namengebung sind auch in der Ebene anzutreffen, in Dübendorf (s. unten Stirnechappe) und in der Umgebung von Winterthur [5]. Ich glaube daher berechtigt zu sein, diese Benennung für das Käppchen als zürcherische Eigenart anzusehen.

b) Inwieweit die Benennung «Stirne» auch für das samtene, schwarze Haarband gebraucht wurde, das der Haargrenze folgend das Gesicht umrahmte, lässt sich nicht feststellen.

Stirnechappe,

ist für die Jungfrauen von Dübendorf und Umgebung gleichbedeutend mit «Stirne». Sie wird geschildert als eine «Frauenhaube aus Pappe, mit Atlas überzogen und silbernen Rosen verziert, oben mit einem Kranze aus künstlichen Blumen (Schäppeli), [6]), an den Seiten mit Ohrenstücken und zierlich gearbeiteten Ohrgehängen aus Gold, Silber und Steinen, ein Bestandteil der Prunktracht noch zu Anfang unseres Jahrhunderts» [6a]).

Die Namengebung erklärt sich aus dem Bestreben heraus, den Gattungsnamen Chappe auch auf die von der Stadt aufs Land gewanderten Stirnen auszudehnen. Wie Stirne, kann aber auch diese Benennung vom Schwabenlande her eingewandert sein, denn schon 1733 trägt ein Mädchen

---

[1]) AzfsA. 1913, 55; Gemälde I 1. Bd., 212; Heierli, Klettgau, S. 12. [2]) Aschp. Bern III 1784, 239. [3]) Gemälde 2, 187; Id. III 753. [4]) Aschp. Bern IV 193. [5]) Id. IX 613; Stalder II 320 bezeichnet „Stirne" als wesensgleich mit der schwarzsamtenen Schlappe (Toggenburg). [6]) Für die Braut. [6a]) Id. III 396.

aus Schwaben eine «Stirn-Kappen» [1]), d. h. eine Kappe, deren Vorderteil in die Stirne hineinreichte. Ob das bei der Dübendorfer Kappe auch der Fall gewesen ist, lässt sich nicht feststellen, denn es scheint sich kein einziges Stück erhalten zu haben [2]).

Ohrechappe.

Die solothurnische Zugkappe wurde in Breitenbach (Schwarzbubenland) mit diesem Namen belegt, weil die Patte die beiden Ohren vollkommen verdeckte (Abb. 19) [3]). Für den Winter wurde sie wattiert, mit Steppstichen benäht und mit etwas breitern Vorderteilen versehen [4]) (s. Kap. I A b: Mischarten).

Aus ähnlichen Beweggründen hervorgegangen ist im hütereichen Wallis die Benennung

Schopfhut [5]),

für ein rundes schwarzes Filzhütchen ohne Krämpen. Es war mit einer Goldborte oder mit einem gelben Band umwunden [6]). Pfarrer Studer von Visperterminen (geb. 1815) machte in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Aufzeichnungen über ältere Wallisertrachten und erwähnte dabei das Hütchen, das damals wohl nur noch von alten Frauen getragen wurde. «Noch sonderbarer war die Tracht des weiblichen Geschlechts, wie ich sie noch oft gesehen. Das Kopfkleid war der sogenannte Schopfhut, der, ohne Rand, ähnlich einem Vogelnest, etwas seitwärts auf dem Kopfe sass, ringsum in eine breite, schwarze Binde eingefasst und auf der rechten Seite zusammengeknüpft, in Form einer Masche oder rundem Lätsch wie eine Cocarde bildend. Diesem Schopfhut folgte der Wollhut, der aber bald dem jetzigen weichen musste» [7]).

Die Bedeutung von Schopf als «oberster Teil eines Gegenstandes» und «Kopf des Hutes» [8]) ist schon um 1555 verzeichnet [9]). Sie ist hervorgegangen aus der Bedeutung von «das oberest haar auf dem haupt» [10]), worunter besonders das über der Stirn vorragende Haar gemeint ist. In der wallisischen Namengebung sind beide Stufen vereint. Der Schopfhut ist ein Hutkopf, der auf den obern Teil des Haares, auf den Schopf, gesetzt wird.

---

[1]) Archiv fbbs. v. 1733, S. 23, 33 f. [2]) vgl. Archiv 1923, Tafel I (Kirche Maur). [3]) Schriftlich und mündlich; Original und Porträt (um 1850) in Privatbesitz; die Kopfmasche ist auf Abb. weggelassen; vgl. Heimatschutz XIX 40. [4]) Aehnlich, nur mit einem ringsum laufenden Schulterstück versehen, ist der im Neuenburger Jura für den Winter üblich gewesene Capuchon à bavolet (Locle); vgl. Bandinelli, Costumes jurassiens Nr. 4375; Heierli V 80. [5]) Beiträge Gr. II, § 145. [6]) Id. II 1791. [7]) Archiv V 243. [8]) s. unter [5]). [9]) Id. VIII 1067: die beckelhuben mit dem schopf. Nach dem Stadtrecht von Aarau, S. 275 (Rechtsquellen XVI, I 1) war es 1578 fremden Krämern erlaubt, in Aarau Waren feilzuhalten, die nicht im Lande hergestellt worden, wie „schöpfhüten, di man nempt Strassburgerhüt". Vielleicht sind darunter die kegelförmigen Filzhüte zu verstehen, wie sie nachher in Basel z. B. zum Modebild gehörten. [10]) Id. VIII 1067.

Gällätzi Binde [1],

die Bezeichnung für das Haarband der Schaffhauser Bauernmädchen, ist hervorgegangen aus der eigenartigen Anordnung des Bandes. Das breite, bindenartige Haarband (mhd. binde f. Band, Binde) wurde um die Hängezöpfe herumgewunden, wie man das auf dem Bilde einer Hallauerbraut aus dem Jahre 1793 sieht, während nur das schmälere Band in die Zöpfe eingeflochten wurde [2].

Der gleiche Ausdruck, Binde, war in Obwalden üblich für die Enden der weissen Haarschnur, die früher gleichsam als Umrahmung um die aufgesteckten Flechten herumgezogen wurden [3].

3. Der Stoff und seine Eigenschaften.

a) Der Stoff an sich.

30. Ein weites Tätigkeitsfeld für die anschauliche Neuschöpfung von Sachnamen boten die Eigenschaften des Stoffes, den man zur Herstellung der Kopfbedeckung verwendete, sei es als Ueberzug oder als Verzierung. Sie wirkten sich aus in technischen Ausdrücken, die der Fabrikant gebraucht, um seine Ware in den Handel zu bringen; von da gingen sie in den Wortschatz des Krämers über, sowie in den der mehr oder weniger bäuerlichen Modistin (Hutmacherin), welche die Stoffe verarbeitete.

Tusetta (Tosetta).

Darunter versteht man eine Frauenhaube nach französischem Schnitt, die in der 2. Hälfte des 18. Jhs. als Modeneuheit bei den tonangebenden Frauen in den Städten aufkam und um 1781 in einem Mandate als Kirchenhaube der St. Gallerinnen erwähnt wurde [4]. Die Haube entwickelte sich eigenartig, je nach der Gegend, in der sie vorkam.

In merkwürdiger Uebereinstimmung pflanzen sich Name und Sache in zwei weit auseinanderliegenden Gegenden als Kennzeichen der Frauentracht fort: in A. Rhoden und in Glarus (s. Kap. I A d). In A. Rhoden setzt sie sich zusammen aus einer weissen Unterhaube aus Tüll oder feiner Leinwand mit einem Volant, das neben den Ohren ins Gesicht vorragt. Darüber legt sich ein schwarzes Käppchen aus leichter, weicher Seide, das nur aus einem Teile (Bödeli) besteht und, der Kopfform sich anschmiegend, im Nacken zusammengezogen ist. Es läuft neben den Ohren in breite, schwarze, spitzenumsäumte Bänder aus, die unterm Kinn durchgehen und oben auf dem

[1] Heierli, Klettgau, S. 18 und Tafel XII (Reinh.). [2] Dieser Unterschied fand in mhd. Zeit in Bezeichnungen wie hârsnuor und hârbant seinen Niederschlag. [3] Heierli I 151. [4] Hartmann, Geschichte, S. 480; vgl. Porträts Z. I 41; Porträts Bs. II 41, 39; Portraits br. I 38, 44.

Scheitel befestigt werden [1]). Ohne diese Bänder oder Schwengel war der Kopfputz unvollständig (s. § 25 Stockchappe). Die Schwengel hatten sich im Jahre 1793 noch nicht zu einem Bödeli erweitert, sondern wurden noch als breite Binde über die weisse Haube gelegt und unterm Kinn gebunden [2]).

Eine ähnliche Entwicklung machte die Sache im Glarnerland durch. Die Texte zu den Trachtenbilderausgaben vom Anfang des 19. Jhs. bringen in vereinzelten Fällen die landläufigen Bezeichnungen für die Trachtenstücke. So wird um 1811 bei der Beschreibung des sonntäglichen Kopfputzes der Glarnerfrau [3]) beigefügt, sie komme «in noch höherm Staat mit einer sogenannten Doucette» daher. Nach Schulers Aufzeichnungen [4]) ist diese Staatshaube wie in A. Rhoden «ein weisses Häubchen, über das ein schwarzes Häubchen angezogen wird, was dann zusammen die Tussette bildet». Schuler hat die Doppelhaube noch in ihrer Blütezeit gekannt, von da an kam sie aus der Mode, wenigstens beim höhern Stand [5]). Kaspar Zwycki kann zur Zeit der Reifröcke [6]) und Pfarrer Buss um 1881 [7]) nur noch ihr Verschwinden feststellen [8]).

Ausgangspunkt der Namengebung ist der französische Stoffname d o u c e t t e in der Bedeutung «Art leichtes Seidenzeug» [9]). Die erste mir bekannte Aufzeichnung von Wort und Sache findet sich in einem Steckbrief, erlassen von der Kanzlei Bern, am 8. Mai 1775, gegen eine Frau aus Bösingen (Freiburg). Sie trägt eine «weisse Haube und schwarze Doucette», was im französischen Begleittext mit «une coeffe blanche avec une doucette noire» übersetzt ist [10]). Ohne Zweifel ist Doucette die schwarze Ueberkappe aus leichtem Seidenzeug, der wir auch in der Ostschweiz begegnen; die weisse Haube bestand gewöhnlich aus Leinwand [11]). Der weiche Seidenstoff, doucette, hat augenscheinlich die Namengebung veranlasst, die vom französischen Sprachgebiet aus mit der Sache in die deutsche Schweiz wanderte, wo sie später auf den ganzen Kopfputz (Haube und Kappe) ausgedehnt wurde.

---

[1]) Originale aus Privatbesitz; Sprachsch., S. 148; Appenzeller Kalender 1916, Bild 6; Jahresbericht St. Gallen 1910, 25 f. [2]) Reinhard: Frau aus Herisau 1793. [3]) König, Costumes suisses, 138. [4]) Id. II 954, Beleg aus den 30er Jahren. [5]) ebd.; vgl. Schuler, Erinnerung, S. 12: „Alte Frauen erschienen jedoch noch in „Doucetten", einer Art seidener, eng an den Hinterkopf anschliessender Mützen mit breiten, weissen Tüll- oder Spitzenstreifen." [6]) Schwyzd. 7, 29. [7]) Buss-Heim, Elm, S. 22. [8]) Nach den Quellen bildete die Tusetta in der Volkstracht das Abzeichen der reformierten Frauen; auf diese Tatsache kann auch die weitgehende Uebereinstimmung zwischen der Glarner- und A. Rhoder Haube zurückgehen. Bei den reformierten Frauen im Toggenburg kamen nur solche aus schwarzem Stoff vor (Heierli II 89). [9]) Sachs-Villatte I 284; Dictionnaire de l'Académie, Complément, p. 363; Littré II 1230. [10]) Aschp. Bern, S. 59 f. [11]) In städtischen Kreisen bevorzugte man weissen Tüll.

Es ist nicht notwendig, eine direkte Uebernahme der Doucette aus Frankreich anzunehmen. Aehnliche Hauben, wie die erwähnte Freiburgerin aus niedrigem Stand, trugen auch die Frauen der angesehenen und wohlhabenden Kreise der welschen Schweiz [1]). Sie kommen allein für die Entlehnung in Betracht, wenn man bedenkt, dass die Tusetta in der deutschen Schweiz zuerst von den vornehmen oder doch wohlhabenden Kreisen übernommen wurde.

Tuse (Tusse).

Diese Benennung war nach Stalder [2]) um 1806 für das Jungfernkäppchen üblich in Glarus und in Sax (St. Gallen). Der Kopfputz bestand, wie überall in der Ostschweiz, aus einem «herzförmigen Lappen». Immerhin kamen kleine örtliche Abweichungen vor. So fehlten in Glarus und ebenso in Sax [3]) die sonst üblichen Spitzenflügel.

Der Name ist eine volkstümlich gekürzte Form von Tusetta (doucette). Der leichte Seidenstoff wurde damals mit Vorliebe zu Kopfbedeckungen verwendet (s. Kappetusse). Man könnte versucht werden, in Tuse das lombardische tôsa (Mädchen) zu erblicken, wofür auch die Verwendung der Sache als Kopfbedeckung der Mädchen spricht; in diesem Falle wäre tôsa in den Tusengebieten zu Tûse geworden, wie ital. spôsa zu Spûse in den gleichen Gebieten. Zuverlässig belegt ist aber -û- erst viel später in der bei Stalder noch fehlenden Bezeichnung Tûsenchappe (s. unten); zudem spricht die Schreibung Tusse nicht zugunsten einer Herleitung des Namens aus tôsa.

Die in Bünden gebräuchliche Bezeichnung Kappatuse, Chappatuse (-tusse) [4]) für den gleichen Kopfputz erklärt sich aus dem Bestreben heraus, die überlieferte Benennung Chappe auch auf Tuse, die aus dem Rheintal oder aus Glarus stammende Neuschöpfung zu übertragen. Stalder gibt keine genaue Angabe über die Verbreitung von Sache und Wort in Bünden, ebensowenig Tobler [5]). Das Jungfernkäppchen war schon 1806 unter dem Namen Kappatüssli, Chappatüsli (Verkleinerung von Kappatusse) bekannt in Bünden, Glarus und in Sax [6]), zum Teil auch in Romanisch-Bünden. Mit «Capatisli» bezeichnet Otto Carisch [7]) im Jahre 1848 eine «altmodische Mädchenhaube, die nur den obern Theil des Kopfes bedeckt und in der Mitte eine runde Oeffnung hat, um die Zöpfe durchzu-

---

[1]) Ein von Reinhard gemaltes Familienbild im MHN. zeigt eine alte Frau mit der Doucette; vgl. auch Reinhard: Dame aus Valangin 1790; Bandinelli J. Cost. jur. Nr. 4375: Paysanne d'Alle; usw. [2]) Id. I 30. [3]) Originale aus dem Rheintal im HMB.; Wehrli, Trachtenbl. Nr. 222; Heierli II 85. [4]) Stalder a. a. O. [5]) Sprachschatz, S. 148, der Name ist von Tobler in der Bedeutung von Tusetta (Weiberhaube von leichtem Stoff) verzeichnet. Auch Kappatuse kann im Rheintal oder im Glarnerland entstanden sein. [6]) Stalder a. a. O. [7]) Wb., S. 26.

ziehen, die dann an einer grossen, pfeilartigen silbernen Nadel befestigt wurden». Damit ist zur Genüge das Vorkommen des Käppchens in Bünden und die Richtigkeit von Stalders Aufzeichnungen dargetan, sollte sich auch kein Original dieses eigentümlichen Kopfputzes der Ledigen erhalten haben. Wie getreulich in der mündlichen Ueberlieferung die Sachnamen sich erhalten, zeigt der Name «Dusli» in Glarus [1]). Er besteht, obwohl die Sache, die er vertrat, nicht mehr scharf umrissen werden kann.

In Bünden ging die Benennung des Lochkäppchens auch auf einen Kopfputz mit Bödeli über, ein geschlossenes Käppchen, das jetzt allein unter dem Namen «Chappetüsli, Capatisli» bekannt ist, besonders in der Umgebung Churs und im Engadin [2]). Dem Anscheine nach wurde es von Frauen und Mädchen getragen, denn im romanischen Oberland z. B. war im 19. Jh. die Verschiedenheit des Standes nur an der Farbe der Kopfbedeckung zu erkennen [3]). Auch im Prätigau war ein ähnlicher kleiner Kopfputz zu Hause und ebenso im Domleschg [4]).

Wenn das offene Kappatüssli über Deutsch-Bünden hinaus als Mädchentracht vorkam, wie die Stelle bei Carisch andeutet, dann wird umgekehrt auch das geschlossene in Deutsch-Bünden getragen worden sein. Es stellt vielleicht nichts anderes dar als die Ausgestaltung eines der Ueberkäppchen des 18. Jhs., die sich in I. Rhoden und Schwyz zu einem Bestandteil der Tracht entwickelt haben.

Ohne Zweifel ist auch dieser Name aus der deutschen Schweiz nach Bünden gelangt.

Eine in der 2. Hälfte des 19. Jhs. in Bünden aufgezeichnete Benennung für das Käppchen der Ledigen ist

T û s e n c h a p p e.

Der Pfarrer von Zernez beschreibt sie in seinem bündnerischen Idiotikon als «Frauenkappe mit einer Oeffnung nach oben; die Zöpfe wurden durch diese hindurchgezogen und so zusammengelegt, dass sie einen über die Kappe hervorspringenden Knoten bildeten» [5]). Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass sie früher im hintern Prätigau getragen worden ist, aber auch anderswo in Bünden unter dem Namen C h a p p e n t ü s l i (s. oben). Leider ist sein Werk nicht bis zu diesem Stichwort gediehen, das uns wahrscheinlich über Verbreitung von Sache und Wort genauere Aufschlüsse gegeben hätte (s. unten Florkappe).

So viel aus den mir bekannten Quellen hervorgeht, ist Tûsenchappe zeitlich später entstanden als Tuse und ihre Ableitungen. Ob darin eine Umdeutung und Anlehnung an tôsa liegt, verraten die Aufzeichnungen nicht;

[1]) Heierli II 85. [2]) Dict. hist. III 635; mündlich. [3]) AzfsA. 1917, 132. [4]) Lehmann, Patr. Mag. 1790, 273; ebders. Graubünden II 260; Bridel, Fussreisen I 248. [5]) Tschumpert, Id. 1. Lieferung, S. 175.

Tschumpert versteht darunter eine Kappe der Frauen. Die Erinnerung an die einstige Mädchentracht hatte sich verwischt; der Name zeigt mit seinem -û- Anlehnung an Spûsetschäppel (s. § 49).

Florkappe[1]).

In der Grafschaft Werdenberg ging das Jungfernkäppchen unter diesem Namen, weil es aus Flor, einem dünnen, leichten Seidengewebe hergestellt wurde. Der Name bildet einen weitern Beleg für die Herleitung von Tuse aus doucette, auch Flor genannt[2]).

Sammetchäppli[3]).

Oft, und immer bei Trauer, wurde das Ueberkäppchen der Frauen I. Rhodens mit schwarzem Samt überzogen.

Felbenkappe,

wurde im St. Galler Oberland die Bandkappe genannt, weil zu ihrer Herstellung oft Plüschsamt verwendet wurde, Felbel (ital. felpa, lat. felapa), Plüsch, Wollsamt. Vielfach wurde der Samt noch gepresst und gemodelt und so in den Handel gebracht.

Diese Plüschbandkappe war nur für das Staatmachen bestimmt. Die Braut liess sich eine anfertigen auf die Hochzeit und trug sie dann nachher an Festtagen und festlichen Anlässen, geradeso wie unsere Grossmütter ihre seidenen Hochzeitskleider ihr Lebenlang als Festtracht in Ehren hielten. Der Oberlandforscher Florian Kaiser beschreibt die Kappe einer Braut um 1850 herum[4]): «Als Kopfbedeckung [diente] die Felbenkappe, eine Kappe mit Boden auf der Hinterseite, worauf Blumen gestickt sind, an der Kappe grosse seidene Bänder.» Die Blumenstickerei des Kappenbodens scheint beeinflusst zu sein von der Mudelchappa (§ 20) des Bündner Oberlandes.

Die Veranlassung zur Namengebung war am Ende des 19. Jhs. verblasst, der Name allein hat sich erhalten als ein Lehnwort, das mit der Sache, dem Plüschsamt, aus Italien eingewandert ist durch Vermittlung des Handels. Wallenstadt z. B. bildete eine der Zwischenstationen an der grossen Verkehrstrasse, die von Italien über die Bündnerpässe nach der Ostschweiz führte. «Cette communication», berichtet Coxe[5]), «produit ici un concours assez considérable de négocians d'Italie, dont la langue est comprise et parlée par plusieurs des habitans. Notre hôte parle l'Italien, et a répondu fort exactement dans cet idiôme aux questions que je lui ai faites.»

---

[1]) Chronik Werdenberg, S. 282. [2]) Ein Zürcher Mandat von 1765 erwähnt einen Kopfputz „aus schwarzem Flor oder Taffet" (Zürcher Tb. 1858, 230). [3]) Schriftlich. [4]) Kt. St. Gallen, S. 678. [5]) Voyage I 43 (Aufzeichnung. vom 28. Juli 1776); Grellet Pierre, La Suisse des diligences 1921, p. 24; Volkswirtschaft, S. 296f.

Pannolino.

In Bosco (Gurin) wird an Kirchenfesten der pannolino, ein die ganze Gestalt einhüllender Schleier aus Leinentuch (ital. panno lino) getragen. «Bei diesen Bittgängen und Prozessionen», sagt Dr. Bähler [1]), «hat man auch Gelegenheit, die eigentümliche Boskesertracht zu sehen, die für Frauen und Mädchen in dunklem, bis über die Brust hinaufreichendem Tuchrock und heller, langer Schürze und schwarzem, rot eingefasstem Mieder besteht. Um den Kopf geschlungen ist ein grellfarbiges Taschentuch. Dazu ist die Gestalt verhüllt durch einen weissen Ueberwurf, den «pannolino», der in der Val Maggia und seinen Seitenthälern noch vielerorts bei kirchlichen Anlässen getragen wird.»

Vom Maggiatal herauf ist der italienische Sachname nach Bosco gewandert und hat sich dort neben der alteingesessenen Bezeichnung «Mäschwindlu» (§§ 28, 48) festgesetzt. Dickenmann fand aber um 1906 noch immer den alten Ausdruck vor, während er den eingewanderten gar nicht erwähnt [2]), ein Zeichen, dass dieser im Volke noch nicht festen Fuss gefasst hatte. Ob mit der Einwanderung des neuen Namens auch die Sache sich änderte, ist mir nicht bekannt.

Wullhuet [3]).

Der schwarze, flache Wollhut mit mehr oder weniger breiter Krämpe gehörte noch in der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur Kirchentracht der Frauen auf der Luzerner Landschaft, in einem Teile des Kantons Zug und im Freiamt. Diese Gegenden bildeten neben Wallis das Kernland des Wollhuts, der aber auch in der innern Schweiz vorkam [4]) und im Werdenbergischen, wohin er vielleicht vom benachbarten Vorarlberg aus gedrungen ist (s. § 39 Stûche). Immer trugen die Frauen dazu eine weisse Haube oder ein weisses Tüchlein.

Schon früh kannte man die Verarbeitung der einheimischen Schafwolle zu Kleidern und Kopfbedeckungen; man fand bei Moorgrabungen runde wollene Mützen, die aus früher Zeit stammen [5]). Der Mütze folgte der grobe Wollhut (kutzhuot) und der Filzhut von verschiedener Güte und Feinheit. Ueber die Stoffe, die im 14. Jh. zu Hüten verwendet wurden, berichtet Konrad von Ammenhusen [6]):

«Swie nun das sî,
das ich niht vant geschriben dabî
von den huotären,
doch hörent si wol zuo disen mären,
wan si mit breiten messern scherent
ir hüete, das si niht entberent,
die alle heissen lanifices,
als mich die buoch bewîsent des
das si mit wullen umbegânt,
hüten und vellen.»

[1]) Jahrbuch S. A. C. 34 (1899), 242. [2]) N. Z. Ztg. 1906, 11. Okt. [3]) Id. II 1792. [4]) Heierli I 135. [5]) Heyne III 214 ff., 272. [6]) Schachzabelb., Vers 11397 ff.

Gegen Ende des 15. Jhs. wurde grosser Luxus getrieben mit den Hüten. Der Einfluss des prachtliebenden Hofes von Burgund brachte immer neue Formen und Bearbeitungen in die Mode. Der Kriegsruhm der Schweizer, der leichte Verdienst, der ihnen auf ihren Feldzügen zufloss, vertiefte auch bei ihnen den Hang zum Aufwand. Nicht umsonst ereifert sich Anshelm über diese Neigung [1]). Der Wollhut oder Filzhut, wie er damals hiess, gehörte in jener Zeit nicht mehr zur Tracht der höhern Stände, wie Kessler übereinstimmend mit Anshelm berichtet. In seiner Sabbata [2]) erzählt er im Jahre 1526 von den Widertäufern: «Dem Allem nach, wie sy bisshar uff ain siten wit hinuss; also springend sy über das mittel uff die anderen in das widerspiel; dann wie sy vormalen in f i l t z h u o t e n, zerzerten zwilchin schopen, on schwert und messer, gantz demuothig und in englischen schin herin schleichend, also fiengend sy an, satzend gantz kostliche b a r e t uff mit federn und strüssen» [3]) und begannen sich kostbar zu kleiden nach Art der Kriegsleute. Damit ist auch die Quelle angegeben, aus welcher der Trieb zum Luxus herkam.

Zu dieser Zeit scheint der Wollhut noch ausschliesslich Männertracht gewesen zu sein, die Frauen trugen Tüchlein, Sturz oder Stûche. Als Bestandteil der Frauentracht (im Sinne des alten Filzhutes) kann er in der Schweiz im 17. Jahrhundert nachgewiesen werden (s. § 25 Drîrêrehietli). «Woll- und Schinhüte» werden den Frauen in Schwyz im Jahre 1739 und 1740 als Kirchentracht vorgeschrieben [3a]). In Luzern wird um 1773 noch der Preis für die «Wullhüt» amtlich geregelt [4]), ein Verfahren das mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft ein Ende nimmt. Bis tief ins 19. Jh. hinein behauptete sich der Wollhut in den eingangs erwähnten Gegenden [5]) (s. § 10 b) und im Wallis (§ 29 Schopfhut).

Nur bedingt richtig ist die Ansicht, es seien überall im Strohhutgebiet auch Wollhüte getragen worden. Aus dem Sensebezirk z. B. ist mir nur aus dem Ende des 18. Jhs. Sache und Name bekannt [6]). Es scheinen dort schwarze Hüte aus Stroh gebräuchlich gewesen zu sein (§ 50 Leidhuet). Was den Kanton Bern anbetrifft, ist eine Stelle bei Gotthelf [7]) in kulturgeschichtlicher Hinsicht sehr aufschlussreich. Frau Sime Sämeli sagt ihren Töchtern, man habe sich früher bei schlechtem Wetter mit einfachen Mitteln schützen können, ohne Regenschirm: «Wenn me scho neue keiner Parisol gha het, u vo dene het me neue nüt gwüsst, aber mr hey daheim so gross,

---

[1]) Anshelm Chr. II 389 (vom Jahre 1503). [2]) S. 162. [3]) Das Barett mit dem Federstutz ist zu unterscheiden von dem im 16. Jh. auftauchenden sog. spanischen Barett (s. Kap. I A g). [3a]) Heierli I 103. [4]) Mandat Bbl. Ref. v. 15. May. [5]) Gemälde III 162: „Die Frauen trugen die Haube, den schwarzen Wollhut darüber." Ineichen, Volksmund, S. 610. [6]) Aschp. Bern, letztes Buch 1797, 173: Marianne von der Weid, von Freyburg trägt „eine schwarze Kappe mit schwarzen Spitzen und einen runden Wollhut". [7]) S. W. Herr Esau, 2. Bd., 106.

gross Wullhüt gha mit breite Schöpfe, der Vater u dr Grossvater hey se allbets agleyt, wenns gregnet het u si sy ga wässere. Da han ih de allbets dere eine agleyt u bi zechemal bas drunger gsi as ungerm Parisol, ih ha ne nit müsse ha, u dr Luft het ihm o nüt ta.»

Die Form des Wollhutes richtete sich nach der jeweiligen Form des Männerhutes, sie ahmte auch den Strohhut der Frauen nach. Vom Hut mit aufgeschlagenem Rand bis zu dem mit flachem oder gesenktem Rand gibt es viele Abstufungen, die sich örtlich festsetzten und teilweise in der Namengebung zum Ausdruck gelangten (s. §§ 25, 29).

Wullhüetsi [1],

ist eine Benennung für das kleine Haslitaler Barett, das aus Wollfilz bestand.

Schaubhuet.

Diese Bezeichnung ist neben Strohhut wohl die älteste für den aus Halmen geflochtenen Hut. Den «schoup-huot» kannte man schon im Mittelalter, wo schoup, Bundstroh, im Rechtsleben eine wichtige Rolle spielte [2]. Im 18. Jh. zur Blütezeit der Strohhutmode, zogen wandernde Schaubhütler von Dorf zu Dorf [3]. Der Name war besonders in den westlichen Kantonen gebräuchlich (§ 79). Anna Tanner von Wattenwil hat 1797 «einen grossen Schaubhut Freyburgerart auf» [4].

Blech [5].

Die breite Doppelnadel der bäurischen Frauen in Nidwalden wurde gewöhnlich aus starkem Silberblech hergestellt. Aehnliche, nur vielleicht kostbarere Nadeln waren unter dem gleichen Namen schon um 1782 in der Stadt Luzern bei den Bürgersfrauen üblich. «Die bürgerliche Tracht», sagt Leonhard Meister [6], «fällt besser ins Auge; das weibliche Haupthaar in Knoten geflochten, mitten durch von hinten eine silberne Nadel; statt dieser tragen verheurathete Weiber ein viereckigtes Silber- oder Goldblech.»

b) Die Bearbeitung des Stoffes.

31. Die Bearbeitung des Stoffes, den man zur Kopftracht verwendete, gab Veranlassung zu ein paar Neuschöpfungen.

Schwefelhuet (Abb. 49).

Als Beispiel für diese Namengebung diene mir das Hütchen, das in der 1. Hälfte des 19. Jhs. das Kennzeichen der bernischen Landestracht ausmachte in den Gebieten der Ebene wenigstens, während das Oberland und

[1] Id. II 1792. [2] Lexer, S. 218; vgl. Kap. I A g. [3] Id. II 1790. [4] Aschp. Bern, letztes Buch, S. 465; Bärndütsch I 406 (v. J. 1751). [5] Id. IV 667. [6] Kl. Reisen, S. 67; vgl. Osenbrüggen, Wanderstud. V 175 f.

besonders das Haslital eigene Wege gingen [1]). Es ist dies ein rundes, gelbes Hütchen mit flachem Gupf und etwas geschweiftem Rand von etwa 10 cm Breite. Eine aus Stroh geflochtene Schnur legt sich um den Gupf und auf der linken Seite ist gewöhnlich ein Blumensträusschen (Meili) angebracht:

«So-n-e schöne Schwebelhuth
Druf es Meyli un es Ringli» [2]).

Schwarze Bindbänder hielten das Hütchen fest auf dem Kopfe und wurden im Nacken unter den hängenden Zöpfen zu einer Masche zusammengeknüpft [3]).

Die eigentümliche Bearbeitung, die es bei seiner Herstellung erfuhr, gab dem Hütchen den Namen. Auf das Flechtwerk wurde eine Schwefelmasse aufgetragen, um es schön gelb und steif zu machen [4]). Als Grundlage für dieses Verfahren benutzte man später auch eine aus grobem Linnen zugeschnittene Form, weil dieser Stoff offenbar geeigneter war für die Aufnahme der Schwefelmasse. Die Entwicklung dieser Hutbearbeitung erfolgte gegen das Ende des 18. Jhs. Zuerst schwefelte man die Hüte überhaupt nicht, sondern suchte ihnen im Gegenteil eine weisse Farbe zu geben [5]), wozu man eine andere Form des Schwefels, das Schwefelblust, benutzte. Wie schon (Kap. I A g) bemerkt, trugen um 1752 die jüngeren Frauen im Luzernbiet weisse Hüte. Die Mode des Gelbschwefelns bürgerte sich erst später ein, und zwar ist es Gümmenen, die sie zuerst übernahm und die feinen Strohhüte herstellte, die weltberühmt waren [6]). Es wird als Besonderheit der freiämterischen Strohhüte erwähnt, dass sie nicht gelb übertüncht wurden, wie die der Schwarzwälder [7]).

Eine gleiche Behandlung erfuhr der Trachtenhut in andern Gegenden der Schweiz. Wenn ein Reisender in der 2. Hälfte des 18. Jhs. bemerkt, in der ganzen Schweiz trage man die gelbrunden Strohhütchen, die er an den Luzernerinnen bewundert hatte, so ist das nur bedingt richtig, wie wir gesehen haben. Erst kurz vor 1800 wurde der Schwefelhut allgemeiner getragen [8]). Uebereinstimmung in der Sache bedingt aber nicht Uebereinstimmung in der Bezeichnung, der Name Schwefelhuet blieb nur auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt (s. Karte V).

S c h i n h u e t (Schinehuet).

Der Bezeichnung zugrunde liegt schine (mhd.) in der Bedeutung von Schiene, Röhre. Von hier aus wurde das Wort übertragen auf andere

[1]) In Saanen scheint ein ähnlicher Hut üblich gewesen zu sein; der gelbe, rundköpfige der deutschen Saanerin unterschied sich vom gelben, knauftragenden der welschen Saanerin (Alpenrosen 1829, 285). [2]) Wiedmer, Gedichte, S. 179, Str. IV. [3]) Originale im HMB. [4]) Schriftl. und mündl. [5]) Lehmann, Strohind., S. 18. [6]) Berner Tb. 1918, 170. [7]) Lehmann a. a. O., S. 12. [8]) Gemälde III, S. 162; Reinhard: Bilder aus dem Freiamt (1794); Luzern (1790, 1792, 1794); Zug (1794) usw.

schmale, streifenförmige Gegenstände (vgl. ahd. scina, Nadel) wie Holz- und Baststreifen und auch auf Halme [1]). In Hebels Heimat hatte der «Schihuet» der Frauen einen sehr breiten Rand, der gegen das Herabfallen mit Stängelein (schine) gesteift wurde [1a]). Die beste Illustration zur Herleitung des Namens sind Hebels Verse [1b]):

«un der Schihuet nimmsch in d'Hand am siidene Bendel;
d'Sunne gitt der wärmer un schiint der besser in d'Auge,
wenn de n in de Hände traisch, un 's stoht der au hübscher!»

Der seit dem 16. Jh. nachweisbare Schinhut ist in der Schweiz zuerst belegt in der Bedeutung eines einfachen Sommerhutes für das männliche Geschlecht, der gelegentlich mit einem Strauss oder mit einer Feder verziert werden konnte [2]). Später wird der Name auf den Schattenhut des weiblichen Geschlechts übertragen, der sich neben seiner ursprünglichen Bestimmung dann zur Festtracht entwickelte (Kap. I A g; § 30 Wollhut).

Aus der Selbstbiographie des Baslers Andreas Ryff [3]) geht hervor, dass der Schinhut anfänglich schon auch aus Stroh hergestellt wurde. Als 10-jähriger Knabe fuhr er im Sommer 1560 nach Genf mit einem Schinhut aus Stroh als Kopfbedeckung: «es fuohr auch Jacob des Jacob Souters sohn, des duochscherers, mit mir, und war dass domolen min gröster kumer: des Souters sohn hat man ein schöner huot mit taffet überzogen gekouft, daruff ein krentzlin mit einer guldnen schnuor, ich aber muoste mich mit einem streiwenen schinhuot sampt einem schlechten meyen daruff behelffen, welches mich ein wenig erbarmet.»

Es ist möglich, dass der Schinhut zuerst aus gespaltenen Holzstreifen geflochten wurde, einem Stoff, der noch jetzt in der Hutmacherei Verwendung findet [4], aber der Stoff hat mit der Namengebung nichts zu tun, sondern nur die Form des Stoffes. Wenn Spreng [5]) bemerkt, dass viele Schirmhüte aus dünnzerschnittenen Holzriemchen hergestellt würden, so versteht er darunter den einfachen Alltagshut, der im Baselbiet aus Weidenstreifen geflochten wurde, weil das Stroh dort fehlte. Der Schinhut war ursprünglich kein Luxushut, er hatte neben dem Hut aus Filz oder aus kostbaren Stoffen nichts zu bedeuten und diente lediglich praktischen Zwecken, wozu der billig zu verschaffende Rohstoff — hier Weidenholz, dort Stroh — genügte.

---

[1]) Id. II 1791; Stalder, Id. II 318, verzeichnet Schinnhut (Strohhut) und stellt zu Schiene, Schine f. (Schindel, Holzsplitter, langer, biegsamer, dünner hölzerner Riemen) das veraltete Verbum schinen, spalten; Kluge, Et. Wb., S. 420; Lexer, S. 216. [1a]) Gefl. Mitteilung von Prof. Dr. Hoffmann-Krayer. [1b]) Alem. Ged., S. 11; Schihuet, offenbar verkürzt aus Schinhuet. [2]) Id. a. a. O.; Wochenblatt Solothurn 1815, 35 (aus dem J. 1544). [3]) Beiträge Bs. IX 50 f. [4]) Nach Wochenblatt Bern (1789 XI) hält Joseph Schaub aus Luzern auf der Messe feil „schöne schwarze und gelbe Strohhüte für Herren, Frauen und Kinder, dito gefärbte von Holz", usw. [5]) Alem. 15, 219.

Auch der aus Stroh kam nicht hoch zu stehen: 1662 kostete er im Freiamt 7 Batzen [1]), sehr wenig, wenn man daneben sieht, wie später der Schinne-Huet der Luzerner Dienstmädchen nicht mehr als 20 Batzen kosten durfte [2]), der beste Beweis von der inzwischen eingetretenen Wertschätzung des Strohhuts.

Es kann sein, dass sich örtlich eine Verschiebung und Verwischung der ursprünglichen Bedeutung von mhd. schine entwickelt hat in Anlehnung an Schîn, Rand; aber wir haben es hier mit einer Verhochdeutschung zu tun. Schon Spreng machte die Beobachtung, dass man «in der Meinung hochdeutsch zu sprechen Scheinhüte nennet», statt Schinhüte [3]). Der Name wird von Pfarrer Petitpierre so verzeichnet, wie ihn die bernischen Landleute verhochdeutschten dem Französischsprechenden gegenüber [4]): «Elles (die Bernerinnen) portent toute l'année ces chapeaux de paille finement travaillés, que leur donnent un air coquet. On les appelle en allemand «Scheinhut», c'est-à-dire un chapeau pour se couvrir du soleil.» Aber dieses Hütchen «qui n'entre pas dans la tête, mais qui s'attache dessus fort galamment», hat nichts an sich, das ein Gefühl des Schutzes vor den Sonnenstrahlen erwecken könnte. Es ist bekannt, welch' sonderbare Blüten bei Ungeübten oder Befangenen die Neigung treibt, schön deutsch zu reden, unbekümmert, ob dabei die Bedeutung verwischt werde.

Name und Sache gingen bald eigene Wege: während der einmal geschaffene Name im eigentlichen Strohhutgebiet, im Freiamt und im Freiburgischen, aber auch im Berner Oberland erhalten blieb, verschwand er in andern Gegenden als Bezeichnung des festlichen Hutes. Der Alltagshut ist unter diesem Namen noch weit herum bekannt, besonders im Kanton Zürich [5]).

Grillenhaube,

ist eine in Altstätten für die Schnellkappe üblich gewesene Bezeichnung, hervorgerufen durch den gitterartigen Chenilleüberzug des Kappenrades. «Die Grillenhaube», heisst es in der Chronik von Altstätten [6]), «war eine Kirchenhaube. Sie bestand aus einem radförmigen Drahtgestell, das mit schwarzer Chenille gitterartig überzogen war, daher der Name Grillenhaube, vom Französischen «la grille» das Gitter.»

---

[1]) Corrodi, Hutgefl., S. 28; vgl. Lehmann, Strohind., S. 17, 19. [2]) Mandat Bbl. vom Jahre 1732. [3]) Alem. 15, 219. [4]) Berner Tb. 1918, 140; vgl. Id. II 1791. [5]) ebd.; das Rafzerfeld hat m. W. keinen festtäglichen Hut entwickelt, obwohl die Strohflechterei dort zu Hause ist. Es geht darin mit Zürich und der Ostschweiz zusammen; Biedermann, S. 346 f. [6]) S. 509.

Der Name kann nur in städtischen Verhältnissen entstanden sein. Er wurde mit der Sache, dem gitterartig verarbeiteten Chenillestoff [1]), direkt aus Frankreich eingeführt und von der Modistin vielleicht auf die fertige Kappe übertragen. Zieht man die französischen Wörterbücher zu Rate, so findet sich grille nirgends in der Bedeutung von Chenillestoff. Es kann sich aber hier um eines der vielen Wörter handeln, deren Bedeutung sich nach der Tagesmode rasch vermehrt, ohne dass die Entfaltung literarisch festgelegt werden kann. Es ist auch möglich, dass das Wort in bestimmten Kreisen Altstättens in der Bedeutung von Gitter gebraucht und dann auf die Gitterung des Rades angewendet wurde (s. § 24).

4. Die Verzierung der Kopfbedeckung.

32. Die Verzierung der Kopfbedeckung bildete eine ergiebige Quelle für Neuschöpfungen. Der zweite Bestandteil dieser Sachbezeichnungen ist immer ein Gattungs- oder Artname.

Bindellehuet.

Der Bindellenhut ist in der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein gelber (geschwefelter) Strohhut mit beinahe flachem Gupf und breitem Rand, auf dem seidene Bandmaschen, «Bindellen» genannt, angebracht sind. Sie geben dem Hute das Gepräge; zwei rote und zwei grüne Maschen liegen sich kreuzweise gegenüber. Zwischen den Schleifen ist meistens ein Blümchen aufgestellt oder eine Verzierung aus Stroh und Wolle angebracht (Abb. 47) [2]).

Die Bindellen hatten ursprünglich die einfache Bedeutung von Seidenbändern (ital. bindella), die zu jedem beliebigen Zweck verwendet werden konnten. Erst im 17. Jh. verdichteten sie sich zu einer bestimmten Art von Masche, wie die damals herrschende Mode sie vorschrieb. Seit den 30er Jahren dieses Jahrhunderts hatte man in Frankreich begonnen, den Anzug der Herren mit Bandmaschen zu verzieren, deren Zahl so anwuchs, dass um 1656 von einem nach der Mode gekleideten verlangt wurde, er müsse 5—600 solcher Schleifen an sich haben [3]). Diese Mode verbreitete sich in die Länder, die mit Frankreich im Verkehr standen.

In Luzern ist seit 1671 die Masche als Ausputz der Männerkleidung gestattet, ein Beweis, dass sie schon lange vorher eingeführt worden war,

[1]) Littré II 1935, verzeichnet grille in der Bedeutung von „Terme de rubanier. La quantité de tours des mêmes ficelles passées en tête des hautes-lices, sur le devant des deux porterames, et qui servent à faciliter le passage des rames."
[2]) Originale in der RSL. und in Privatbesitz; Gemälde III 162; Id. II 1789; IV 1350, 1355; Stalder, Id. I 172; Ineichen, Volksmund, S. 52; Katalog, S. 84 ff.
[3]) Böhn, 17. Jh., S. 114.

denn die Mandate verboten zuerst alle neuen Moden. «Demnach», heisst es [1]), »soll auch der Uberfluss der Bindellen abgestellet seyn / vnd an Wammes vnd Cassacken auff jedem Ermel mehr nicht als eine / von einfältiger Maschen gesetzt werden.» Den Frauen werden diese vielschleifigen «Bindellen-Buschlen» 24 Jahre später auf den Schuhen verboten [2]), auf den Hauben zu tragen erlaubt [3]).

Aehnliche Verfügungen gab es in den Kantonen der Innerschweiz und anderwärts: in Nidwalden sind sie an Hauben und Kleidern verboten [4]), in Wil (St. Gallen) hingegen [5]) und in Ursern [6]) zu tragen erlaubt, aber in bescheidenem Masstabe. In Ursern verstand man darunter die gesteiften schwarzen Seidenbändchen, die in der Form von kugelähnlichen oder länglichen «Rosen» in der Inner- und Ostschweiz das Kennzeichen der Jungfernkäppchen bildeten.

Gegen Ende des 18. Jhs. verwendete man farbige Bindellen als Aufputz des weiblichen und männlichen Strohhutes in den innern Kantonen und im Freiamt [7]). Sophie La Roche [8]) sah während ihres Aufenthaltes in Luzern im Juli 1784 eine Schar Luzerner Landmädchen, die zu einer Hochzeit in die Stadt gekommen waren. Angenehm fiel ihr die Tracht auf, die «ihnen bei ihrem muntern Gang und guten Bildung neben ihren kleinen, mit roth und grünen abgesetzten Maschen gezierten Hut ein recht gefällig und reizendes Aussehen gibt». Der Hut geht im 19. Jh. in die Breite, der Bandschmuck bleibt sich in der Hauptsache gleich bis zum Verschwinden des Hutes in den 40er Jahren [9]).

Trotz der Abgeschiedenheit des Entlebuchs vom Gäu stimmt der dortige Hut mit dem im Gäu überein [10]). Aehnlich ist er in Nidwalden [11]), in Engelberg [12]), in Isental [13]), im Zugerbiet [14]) und im Freiamt [15]) (s. Karte V).

Wort und Sache stammen aus Oberitalien, das schon im 16. Jh. eine hochentwickelte Bandweberei hatte, konnten doch die italienischen Glaubensflüchtlinge sie um 1563 nach Basel verpflanzen [16]); die Schleifenmode hingegen stammt aus Frankreich. Es ist kein Zufall, dass das Wort in Luzern

---

[1]) Mandat Bbl., S. 6. [2]) ebd. Ref. von 1685, 12. [3]) Liebenau, S. 245. [4]) Nidwalden, das genuss., S. 118. [5]) Archiv 1910, 53. [6]) ebd. 1903, 56 ff. [7]) Coxe, Voyage III 282, äussert sich am 21. August 1785 über die Hüte der Mädchen in Malters: „et par le moyen de quatre noeds de rubans, elles les portent avec une sorte de coquetterie mystique qui est d'assez bon goût"; Gemälde XVI, 418; Lex. geogr. V 56. [8]) Tagebuch, S. 158 f.; die weissen Frauenhüte auf dem Wandgemälde Adelwil sind noch ohne Bindellenschmuck, während er auf einem Gelübdebild von 1794 zu sehen ist. [9]) Gemälde III 162. [10]) ebd. [11]) Meisner, kl. Reisen, S. 103 f.; Heierli I 135, die Nidwaldner Hüte waren auf der Unterseite gefüttert. [12]) Heimatschutz XIV 27; Heierli I a. a. O. [13]) ebd., S. 84. [14]) Geschichtsforscher, Bd. IV 1822, 352; mündlich. [15]) Meister, kl. Reisen, S. 68; Lehmann, Strohind., S. 10; Gemälde XVI 471. [16]) Volkswirtschaft, S. 190 f.; vgl. Köchlin-Geigy, Entwicklung der Seidenbandfabrikation in Basel (Jahrbuch Basel 1885, 63f.).

einen Teil des Sprachschatzes ausmacht; die Lage der Stadt an einem der wichtigsten Verkehrswege zwischen Italien und Oberdeutschland, der Warenaustausch zwischen den beiden Ländern, der durch seine Tore ging, machen eine unmittelbare Entlehnung erklärlich [1]).

Die Benennung der Masche ging erst im Laufe des 19. Jhs. auf den Hut über, den sie verzierte. Bei Stalder und bei Ineichen, den beiden Sammlern des luzernischen Wortschatzes, sucht man den Ausdruck «Bindellehuet» vergebens, ebenso bei Pfyffer, dem Geschichtskenner. Er war hingegen im Volke damals schon gebräuchlich.

Wenn Mütter beim Spinnen ihren Kindern von vergangenen Zeiten erzählten, erwähnten sie auch die «Bindällehüet», die in einem alten Obstkasten im Estrich aufbewahrt wurden. Auf diese Weise ist der Sachname erhalten und endlich aufgezeichnet worden. Aehnlich wird der Vorgang in andern Fällen sich abgespielt haben.

K r ê s h u e d (Chrêshued).

Der festliche Hut der Walliserinnen wurde nach dem Krês (Chrês) benannt, der Bandkrause, die oben rings um den schmalen Hutrand läuft. Das Krês (Krös) ist ein runder Wulst aus schwarzem Seidenband, der nach Art der spanischen Halskrause in Falten eng aneinandergenäht wurde [2]). (Abb. 51).

Die Bezeichnung Krês selbst ist hergeleitet aus dem mhd. gekröse in der Bedeutung von «Gekröse der Lämmer und Kälber». Die in der 2. Hälfte des 16. Jhs. in der Schweiz auftauchende spanische Halskrause wurde weitherum mit diesem Namen belegt [3]), weil die Fältelung des Halskragens mit dem Gekröse Aehnlichkeit hatte. Ein Berner Mandat verbietet die «abscheulichen grossen, dicken und langen Kröss (Krägen) an Mann und Weib, alt und jung» [4]). So beliebt waren im 17. Jh. diese Kragen, dass sich sogar ein Stand von Krösierinnen bilden konnte. Ob das Krês, das dem Walliserhut das eigenartige Gepräge gibt auf die einstige Halskrause zurückgeht, ist unsicher. Der Name beruht auf mündlicher Ueberlieferung und erscheint erst spät in der Literatur [5]).

---

[1]) Volkswirtschaft, S. 296; vgl. Archiv der schweizer. Geschichte XIX 1897, 246 f., 249, 292 f.; Jahrb. S. A. C. 1900/01, S. 197, 199. [2]) Lex. geogr. V 56; Anneler, Lötschen, S. 54; Stebler, Goms, S. 101; Id. III 859; Beiträge Gr. II § 194; eig. Aufnahme. [3]) Villermont, p. 357; Böhn, 17. Jh., S. 86 f.; Id. a. a. O.; Rechtsquellen XVI, I, 2 (Baden, v. 1534), S. 12. [4]) Usteri, Coll., S. 77; vgl. ebd. S. 30; Mandat Zürich v. 1636. [5]) Lex. geogr. V 56; mündlich und schriftlich; Heierli III 155 (nach ihr ist das Hütchen mit dem Krês erstmals auf einem Bild von 1807 zu sehen); usw.

Falbelehued. (Falbel, gleichbedeutend mit Krês.)

Unter diesem Namen ist der Krêshued im Wallis noch heute bekannt [1]). «Dans la plaine et dans les villes», sagt Schiner um 1812 [2]), «les dames, les demoiselles, les femmes et surtout les filles portent de petits chapeaux de paille qu'elles ornent de rubans, et de pièces de brocard, de dentelles, de farbalas (Druckfehler für falbalas).» In disem Zusammenhange hat das Wort vielleicht nur die allgemeine Bedeutung von Putz. Der Name «Falbelehued» ist entstanden unter dem Einfluss der französischsprechenden Nachbarschaft, wo der Hut chapeau falbala heisst [3]).

Ausgangspunkt der Namengebung ist das französische Lehnwort falbala, das dem Bekleidungsfache entnommen wurde. Es bedeutet eine Art Volant, einen in Falten gelegten Stoff als Besatz von kostbaren Kleidungsstücken [4]). Neben dieser ursprünglichen Bedeutung entwickelte sich die allgemeine von «Putz» und dann die herabsetzende von «nichtiger Putz» [5]).

Merkwürdigerweise gab das um den Hutgupf herum gelegte kostbare Seidenband, das doch den eigentlichen Schmuck des Walliserhutes ausmacht, nie Veranlassung zu einer Namengebung, wenigstens bei den Einheimischen nicht.

Schnellchappe [6]).

Die Veranlassung zur Bezeichnung gab der «Schnell», mit dem das Rad (§ 24) und oft auch der Boden der Kappe überzogen wurde [7]) (Abb. 9). Der «Schnell» ist ein mehr oder weniger dickes Schnürchen aus Seide, das gegen Ende des 17. Jhs. vom französischen Grammatiker Richelet in seinem Dictionnaire verzeichnet wurde als «Chenille, sorte de passementerie veloutée en soie» [8]). Dem Posamentergewerbe verdankt es seine Entstehung und der Aehnlichkeit mit einer behaarten Raupe (chenille) seine Namengebung. Die Zierschnur wurde in der Schweiz von der 2. Hälfte des 18. Jhs. an vielfach verwendet. In Bern erliess die Obrigkeit im Jahre 1767 ein Verbot gegen «die Seidenen Vestes mit Chenille versezt» [9]), aber später bürgerte sich die Schnur schnell ein und fand allgemeine Verbreitung in der städtischen Mode [10]). In eigenartiger Weise diente sie den bäurischen Frauen im Thurgau und im St. Gallischen zur Verzierung der aus Schwaben eingewanderten Kappe (§ 52) [11]).

---

[1]) Lex. geogr. VI 550; Luzerner Tagblatt, 1925, 15. Okt.; mündl. [2]) Descript., p. 35. [3]) Mündl. [4]) Villermont, p. 404; Littré II 4609: „large bande d'étoffe plissée que les femmes mettent au bas et autour de leurs jupes"; vgl. Wochenblatt Solothurn 1811, 195. [5]) Dict. général I 1023. [6]) Id. III 395; Gemälde XVII 61; Der Kt. St. Gallen, S. 596; AzfsA. 1918, 118; schriftl. aus Hüttwilen und Arbon; mündl.; Heierli II 92f. [7]) Originale im LM. und in Privatbesitz. [8]) Littré I 588. [9]) Mandat Bern, Buch 22, S. 188 (ugdr.). [10]) Wochenblatt Soloth. 1810, Nr. 20, S. 163, Marktanzeige: „Bordures chenillées pour robes et fichus." [11]) Gemälde XVII 61.

Das Seidenschnürchen war in verschiedenen Farbtönen zu haben [1]), für die Schnellkappe jedoch verwendete man vorwiegend schwarze Chenille, hingegen wechselte die Art ihrer Verarbeitung (§ 31 Grillh.). Die volksmässige Umgestaltung von «Chenille» zu «Schnell» und die Uebertragung des Wortes auf die Kappe ist in der Ostschweiz vor sich gegangen [2]).

Bandchappe [3]).

Die Bandkappe verdankt ihren Namen den Bandschleifen, die im Nakken angebracht sind und oft bis zum Rocksaum niederfallen (Abb. 1).

Die ersten Aufzeichnungen über die Kappe erschienen in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts (s. § 22 Tellerch.). Sie bildete im allgemeinen das Kennzeichen der reformierten Frauen. Das tritt besonders im Thurgau hervor (s. § 51) und wird bestätigt durch die weite Verbreitung der Bandkappe im Kanton Zürich [4]), in Schaffhausen [5]), im obern Toggenburg [6]), im Rheintal [7]), im St. Galler Oberland (§ 30 Felbechappe), und in Glarus [8]). Eine Ausnahme macht das Freiamt, wo sich der Einfluss der zürcher. Nachbarschaft geltend machte (s. §§ 22, 54), und in I. Rhoden, wo sie in der Form stark abweicht (§ 45 Stofelchappe).

Goldbortchäppli [9]).

Das Ueberkäppchen der Frauen I. Rhodens erhielt diesen Namen nach der mit Goldfäden durchzogenen Borte, womit es oft verziert wurde.

33. Kopfbedeckungen verschiedener Art wurden nach einem ihnen gemeinsamen Merkmal benannt, nach der Verzierung mit Spitzen. Dieses Merkmal beherrschte einzig die Vorstellung des Beobachters, während andere, wie Farbe, Glanz usw. keine Beachtung fanden.

Spitzchappe [10]).

Die Spitzchappe des Klettgaus hat eine für diese Gegend eigenartige Gestaltung: über dem Scheitel ist in der Patte ein rechteckiges Stück herausgeschnitten und der Ausschnitt mit feinen schwarzen Spitzen ausgefüllt, die oft bis zu den Augenbrauen niederfallen [11]) oder auch nur bis an den Rand der Patte reichen [12]) (Abb. 14).

---

[1]) Wochenblatt Bern 1792, Nr. 33: „zu kaufen verlangt: Grüne Chenille, wie man um die Herrenhüte trägt." [2]) Dabei darf man nicht vergessen, dass auch im benachbarten Schwaben die gleiche Verzierung verwendet wurde, das Wort könnte mit der Sache über den Rhein u. Bodensee zu uns gekommen sein. [3]) Id. III 392; Beiträge Thurgau 1905, 54 f. [4]) Diener, Oberglatt, S. 378; Bolleter, Bachs, S. 176; Id. IV 1331; schriftlich und mündlich; vgl. Archiv V 1902, 141. [5]) Heierli, Klettgau, S. 20 ff. [6]) Heimatkunde Kappel, S. 92. [7]) Id. III 392. [8]) s. § 36 Zugch. [9]) Heierli II 99. [10]) Heierli, Klettgau, S. 13, 23. [11]) ebd. Tafel IV, X; R'hard: Familienbild von 1790. [12]) Orig. im HMB.

Um 1840 herum sah Im Turm [1]) die «runde schwarze Mütze mit den fast 6 Zoll breiten Spitzen» nur noch in der Randengegend, während sie früher Gemeingut aller Schaffhauser Landfrauen gewesen war. Um 1780 trug sie auf einer Landhochzeit die Mutter der Braut, eine reiche Müllersfrau [2]). Damals wurden breite seidene Blonden zur Verzierung verwendet. Am Ende des 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. setzte man sie über einer weissen Haube auf [3]).

Spitzhube [4]).

Dieser Name bezeichnet:

a) Die Zugkappe der Wehntalerfrauen (§ 38). Sie kann schon im 18. Jh. im Wehntal üblich gewesen sein, wie anderswo auch, wo Hauben oder Kappen mit Spitzenvolant getragen wurden. Diener, der Pfarrer von Oberglatt, erwähnt im Jahre 1863, dass nur noch ältere Frauen «eine Spitzhaube mit weit vorstehenden Spitzen von Seide oder Pferdehaaren» trügen [5]) (Abb. 10).

Ueber die Zusammensetzung Spitz h u b e statt - c h a p p e s. § 72.

b) Die weisse, meistens aus Tüll, Spitzenstoff oder feiner Leinwand hergestellte Haube der Frauen I. Rhodens im 19. Jh. [6]). Um den Haubenboden herum zieht sich eine mehr oder weniger breite, feingefältelte Spitze und hebt sich flügelartig in die Höhe (Abb. 23).

Die Namengebung erklärt sich leicht; weniger trug aber dazu das Spitzenvolant bei — denn ein solches besass auch die darunterliegende Schlappe, ohne dass sie jemand Spitzkappe genannt hätte — als vielmehr der Spitzen- und Tüllstoff, aus dem man die Haubenböden herstellte. Früher machte man sie aus feiner Leinwand. So beschaffen trägt die Kopfbedekkung ihren Namen «Spitzhube» mit Recht. Die Sache ist in der katholischen Ostschweiz verbreitet, ob auch der Name, lässt sich bei dem frühen Verschwinden der Haube ausserhalb I. Rhodens nicht beurteilen.

Spitzähuibä [7]).

Die breit sich ausdehnenden Spitzen an der Haube der Bauernfrauen in Nidwalden und Engelberg gaben — vielleicht erst kurz vor dem Verschwinden der Haube — noch Veranlassung zu dieser Bezeichnung (Abb. 25).

---

[1]) Gemälde XII 47. [2]) Vermischte Nachrichten 1780, Nr. 11, S. 42. [3]) Heierli Klettgau, S. 13. [4]) AzfsA. 1912, 166 und Tafel XIV. [5]) Oberglatt, S. 378. [6]) Schriftlich; Originale im LM. und im HMB.; Heierli II 96 f. [7]) Luzerner Chronik (Gratisbeilage zum Luzerner Tagblatt), Jahrgang 1919, Nr. 19, S. 74 f.

Spitzlichappe.

a) Im Luzernbiet, in Teilen des Kantons Zug und im Freiamt war am Anfange des 19. Jhs. bis gegen die 60er Jahre eine Zugkappe aus heller Seide oder schwarzem Samt im Gebrauch, mit einem Rand aus schwarzen Spitzen (Kap. I A b, Kopfschleife a), die zuerst ins Gesicht fielen oder ins Gesicht hineinragten, solange ein Hütchen dazu aufgesetzt wurde [1]), dann aber steif in die Höhe standen. «Bei den Luzernerinnen», sagt Schott [2]), «überwiegt grün und roth, sammt und goldene stickerei sind namentlich an mieder und haube nicht gespart». Franziska Allgäuer von Rothenburg trug in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die «stolze Spitzlichappe» [3]) als Kirchensängerin und behielt sie bis zu ihrem Tode bei (Ende des Jhs.).

Die Spitzlichappe wurde im ganzen Gäu getragen [4]), ebenso im Hinterland [5]) und im Entlebuch [6]), wo sie gerade so farbenfroh aussah wie im Gäu, trotz der Nachbarschaft der schwarzen Berner Spitzenkappe, wie denn der Entlebucher in der Kleidung sich mehr dem Gäuer näherte als dem Emmentaler [7]).

Der Name war so beliebt, dass man ihn auch im Freiamt findet [8]) und in Zug [9]). Wenn indes Kasimir Pfyffer [10]) sagt, die Gäuerinnen hätten um 1856 «eine oft gestickte Atlaskappe mit breiten Spitzen» getragen, meint er damit ihre modernisierte Weiterentwicklung, denn damals schon war sie nur noch bei alten Frauen zu finden [11]) (§ 26 Dächlichappe.).

b) Die schwarze Spitzenkappe der Bernerinnen mit den weichen oder fallenden Spitzen wurde in verallgemeinerndem Sinne mit diesem Namen belegt [12]), ebenso

c) die weisse Haube nach französischem Schnitt, die bis tief ins 19. Jh. hinein einen Bestandteil der Solothurnertracht ausmachte. «Die noch bestehende Tracht», sagt Strohmeier im Jahre 1836, «zeichnet sich bei den Weibspersonen durch die weisse Haube aus» [13]). Der faltenreiche Boden der Haube schloss sich an eine Art Patte an, von der aus breite, in Falten gelegte weisse Spitzen vorstanden, die der Kopfbedeckung den Namen gaben (Abb. 32).

---

[1]) Nach Gelübdebildern in Adelwil (1794) und Gormund (2. Jahrzehnt des 19. Jhs.); Originale im LM., im HMB., in RSL.; Schweizer Trachten 1896, Nr. 3. [2]) Kolonien, S. 118. [3]) Luzerner Volksblatt 1897, Nr. 38. [4]) Meine Urgrossmutter († 1868) hatte diese festliche Kappe auf dem Kopfe, wenn sie zum Besuche ihrer Tochter und Enkel von Rickenbach nach Tann ging. [5]) Schriftlich. [6]) Wehrli, Trachtenbild Nr. 60, nach einer aus dem Entlebuch stammenden Tracht. [7]) Gemälde III, 1. Bd., 162. [8]) Id. II 954; vgl. § 61. [9]) mündl. u. schriftl. [10]) s. Anm. 7. [11]) Der Pilger, ein Sonntagsblatt, 1847, 166; vgl. auch Heierli V 48. [12]) Id. III 396; Gotthelf, S. W. XVII (Schwarze Spinne), 11, 13. [13]) Gemälde X 76; Heimatschutz XIX 38 ff.; Schweizer Trachten Nr. 13.

Sie reicht in die 2. Hälfte des 18. Jhs. zurück. Um 1772 dürfen in Solothurn die bürgerlich gekleideten Dienstmädchen, welche aber nicht wirkliche Bürgerinnen waren, keine «weissen Coeffen» tragen [1]). Dieser Name bezeugt genügend die Herkunft der Sache, die damals als elegante Kopfbedeckung nur den altbürgerlichen Kreisen zukam und schwerlich schon zur Volkstracht gehörte. Die Bäuerinnen trugen die damals übliche weisse Zughaube (s. § 12 a), bis ihnen nach der Staatsumwälzung die Uebernahme der eleganten städtischen Haube nicht mehr verwehrt wurde [2]). «Sälbmol», erzählt eine alte Frau aus ihrer Jugend [3]), «heige d'Meitli Züpfe dreit bis a Bode abe und höchi, wyssi Spitzlichappe, aber ohni das verfluemet Mäschelizüüg vo jetze.» Der Name ist vielleicht eine Anlehnung an die schwarze, auch mit Spitzen verzierte Mädchenkappe. (Ueber -chappe s. § 72).

Rosshaarspitzlichappe.

Mit «Rosshaarspitzlichappe» betritt man den Weg zu spezifizierten Bezeichnungen für die mit Spitzen verzierten Kopfbedeckungen. Sie ist neben Schwefelhüeti der am meisten bekannte Bestandteil der sogenannten Bernertracht. Den Namen erhielt sie von den oft 15—20 cm breiten Spitzen aus Rosshaar, die in der Mitte des Kopfes etwas zurückgeschlagen sind (Abb. 11) [4]).

Von dieser Kappe ist im Jahre 1806 zuerst die Rede. Ein Emmentalermädchen, Barbara Treyer von Trub, trägt eine «schwarze Kappe mit rosshärenen Spitzen daran» [5]). Die Spitzen sind vielleicht im Lande selbst hergestellt worden, aber eine genaue Kenntnis von Zeit und Ort der Herstellung fehlt bis jetzt [6]). Zwar wird von 1791 an im Berner Wochenblatt wiederholt Rosshaar zum Verkaufe angeboten, aber nur für Polster, Matratzen und Waschseile [7]). Nach einer Verfügung des Berner Commerzienrates vom Jahre 1794 gehören Rosshaarspinner zu den «ausburgischen Handelsleuten» [8]). Aber auch bei Rosshaarfabrikanten vom Lande ist um 1800 noch nichts von Rosshaarspitzen zu finden [9]). Sie müssen demzufolge im ländlichen Kleingewerbe hergestellt oder von aussen her eingeführt worden sein. Erst als zu Beginn des 19. Jhs. die steifen Spitzen sich durchzusetzen be-

[1]) Mandat Bbl. die bürgerliche Ehrbarkeit, 1772, 11; vgl. Wochenblatt Solothurn 1788, Nr. 45. [2]) R'hard kennt sie 1792—1795 noch nicht. [3]) Schwyzd. XI 11, die Aufzeichnung stammt aus der 2. Hälfte des 19. Jhs., als sich der Unterschied zwischen Mädchen- und Frauentracht verwischt hatte, denn ursprünglich kam die Haube nur den Frauen zu. [4]) Originale im HMB. [5]) Signalementenbuch Nr. 77, S. 210; vgl. Schweizer, Trub, S. 105. [6]) Nach einem Bericht bei Osenbrüggen (Wanderstudien II 73) sollen in Bünzen um 1798 Rosshaare zu Spitzen geklöppelt worden sein; vgl. Furrer, Lex. II 731 f.; Heierli III 73. [7]) Wochenblatt Bern 1791, Nr. XIV; 1796, Nr. XIII; 1799, Nr. XXXI, usw.; Furrer Lex., 571 f. [8]) Wochenblatt Bern 1794, Nr. IX; 1796, Nr. XLIX. [9]) ebd. Nr. VII.

gannen, wurde die Rosshaarspitze geboren, weil sie mit ihrer Steifheit die Arbeit der Kappenmacherin erleichterte, denn die weichen Spitzen mussten mit Leim gesteift werden, um sich der Mode anzupassen. Wie die Flügel der Schlappe und anderer Kopfbedeckungen sich vergrösserten und in die Höhe hoben, so begannen sich auch die Spitzen an der Kappe des Bernbiets zu verbreitern, und zwar so, dass sie im Jahre 1822 mit breiten Mühlrädern verglichen werden konnten (s. § 51).

Die eigentliche Blütezeit der Spitzen aber fällt in die 20er Jahre. Die Rosshaare waren so gesucht, dass besondere Vorschriften erlassen werden mussten über den Handel mit Pferdehaaren [1]). Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass die Spitze nunmehr im Lande hergestellt wird. «Den Pferdehaarfabrikanten, so wie denjenigen, welche Pferdehaarspitzen oder Haarsiebe verfertigen [2])» usw. werden bestimmte Vorschriften gemacht.

Von den Gebieten der Ebene aus verbreitete sich die Rosshaarspitze nach verschiedenen Seiten hin. Die 20jährige Frau Hirschy von Heubach (Guggisberg) trägt 1823 «eine Kappe mit grossen rosshaarenen Spitzen» [3]), geradeso wie die reichen Bauerntöchter der Ebene. Auch im Simmental soll sie eine Zeitlang heimisch gewesen sein [4]), ohne dass sie aber das dortige Trachtenbild hätte entscheidend beeinflussen können. In der alten Grafschaft Murten war bei den Deutschsprechenden mit der Bernertracht auch die Rosshaarspitzenkappe üblich, noch um 1840 [5]), während sie am rechten Ufer des Bielersees selten getragen wurde [6]). Im Oberaargau, wo die erste ländliche Rosshaarspinnerei sich befand [7]) und im vormals bernischen Aargau kam die Kappe vor, ebenso im Wehntal (s. § 38) die Spitze.

Im Entlebuch, in der Freiämtertracht überhaupt, sind auch Rosshaarspitzen verwendet worden [8]), sie vermochten jedoch die Spitzen aus Seide, Wolle oder Faden nicht zu verdrängen, den Klagen nach zu schliessen, die von allen Seiten laut wurden über die geleimten Spitzen, die bei feuchtem Wetter unschön ins Gesicht fielen [9]).

Die eigentliche Heimat der Rosshaarspitzenkappe war das Emmental. Dort wurde sie auch am längsten getragen [10]). Dass Gotthelf die urwüchsige Emmentaler Bäuerin, das Anne Bäbi, mit einer solchen versieht, spricht genug für die Bodenständigkeit der Kopfbedeckung [11]). Das Emmental ist es, das

---

[1]) Instruktionenbuch I 2. Aufl., S. 307. [2]) ebd. S. 307, 276. [3]) Supplement (z. Instr.) I, S. 288, Nr. 1272; Bärndütsch III 437 f. [4]) Schriftl. [5]) Engelhard, Murten, S. 35. [6]) Mündl.; Stauffer, Erlach, S. 31: „das weibliche Geschlecht kleidet sich in den Ortschaften um den Jolimont und den nördlich gelegenen Dörfern städtisch, in den südlich dem Grossmoos nach gelegenen Dörfern aber bäurisch"; vgl. auch Wehren, Laupen, S. 153. [7]) Glur, S. 179; vgl. S. 81 [9]). [8]) Heimathkunde Malters, S. 55; Furrer Lex., S. 572. [9]) Mündl., Furrer Lex., 682. [10]) Instruktionenb.: Supplement, S. 220. [11]) S. W. V 225; vgl. Bd. XVI 61.

der Schlosserdichter Wiedmer in seinem bekannten Liede als Heimat alter guter Sitten preist [1]).

Es ist lehrreich, die Entwicklung der Benennung zu verfolgen. Wie Bindellehuet und andere, ist auch der Ausdruck Rosshaarspitzlichappe erst ein Erzeugnis der neuern Zeit [2]). Selbst bei einem so volkstümlichen Dichter wie Gotthelf finden wir ihn nirgends, während er «Blondechappe» und «Stündelichappe» anwendet. Vielleicht störte den Dichter die ungewöhnliche Länge des Wortes, er umgeht es stets sorgfältig [3]).

Blondechappe [4]).

Die Kappe mit den weichen, schwarzseidenen Spitzen bildet heute die Kopfbedeckung der Frauen im Simmen- und Frutigental, in Saanen und Grindelwald. Ihren Namen erhielt sie von den Spitzen aus Rohseide, die in Frankreich hergestellt und dort wahrscheinlich nach der Farbe der Seide blondes (blond, adj. blond, hell) benannt wurden [5]). Sie sollen mutmasslich in einzelnen, an der spanisch-französischen Mittelmeerküste gelegenen Ortschaften hergestellt worden sein, nach der Ueberlieferung aus heller oder schwarzer Seide [6]).

In die Schweiz gelangten sie mit der französischen Mode, und zwar zuerst nach Bern, leicht erklärlich bei den engen Beziehungen zwischen Bern und Paris. Sie tauchten zu einem Zeitpunkte auf, wo in Paris der springbrunnenartig aufsteigende Kopfputz (s. § 15) einem flachen Häubchen Platz gemacht hatte, das sich leicht mit weichen Spitzen verzieren liess [7]). «Der Gebrauch aller Dentelles und Spitzen, wie auch der sogenannten Blondes, wird männiglich bey 15 Thl. buss verbotten. Jedoch bleibt annoch zu tragen verwilligt, die schwarzen Spitzen insgesamt», lautet im Jahre 1747 eine Vorschrift der Berner Obrigkeit [8]). Damit wollte der Rat das einheimische Spitzengewerbe schützen [9]), das im Pays de Vaud als Hausarbeit betrieben wurde, wie es später bei den Blonden der Fall war. Im Amte Peterlingen wird 1783 einer Spitzenklöpplerin entwendet: «Blonden zu vier Hauben, die von einem Blondenküssen abgeschnitten worden» [10]). Aber auch in der Stadt Bern bildet die Blonde einen Erwerbszweig für geschickte Hände: «Un très beau patron de blondes de Paris, petit fuseau« ist 1789 zu verkaufen [11]).

---

[1]) Gedichte, S. 80 f. [2]) Bärnd. I 406; III 437; IV 43; mündlich. [3]) Neuer Berner Kalender 1843, 59 f. [4]) Id. III 393; schriftlich und mündlich; Steiner, Lehnwörter, S. 295; AzfsA. 1912, 175. [5]) Larousse II 834; Dict. génér. I 248. [6]) Wissen der Gegenwart, Bd. 33: Die Textilkunst von O. Schorn, S. 177, 202, 206. [7]) Villermont, p. 622 ss. [8]) Mandat Bern XVII (ugdr.) v. 16. Sept., in Trub ausgegeben. [9]) Mandat Bbl. Ref. v. 1728, 11: die Einfuhr von fremden Spitzen wird verboten mit der Aufforderung, einheimische zu tragen; von diesem Verbot wurde auch die Spitzenklöppelei im Val de Travers betroffen. [10]) Aschp. Bern III 129; vgl. Pierrehumbert, p. 183. [11]) Wochenblatt Bern 1789, Nr. XI; vgl. 1795, Nr. XIV.

Die Spitzen wurden hauptsächlich zur Verzierung von Kopfbedeckungen verwendet, weil für den Kopfputz einiger Luxus erlaubt wurde [1]), zunächst in städtischen Verhältnissen. Ein Mädchen aus Seftigen, das bei einem Gastwirt in Murten dient, ist städtisch gekleidet und trägt «ein schwarzes Häublein von Sammet mit Blonden» [2]). Die Spitze wurde jedoch damals auch schon auf dem Lande verwendet, besonders im Oberamte Thun und Interlaken [3]). Ein Mädchen aus Schwendi trägt um 1810 die «schwarze seidene Kappe mit breiten Blonden» [4]) zur bäurischen Tracht. Ohne Zweifel war sie eine Zeitlang in den Gebieten der Ebene im Gebrauch, wie König andeutet [5]): «Ungeachtet der Nachbarschaft, der Aehnlichkeit der Mundart und mancher andern Sitten, weichen die Mädchen und Weiber im kleinen Thale zwischen dem Thuner- und Brienzer-See, in ihrer Tracht sehr von den Oberhaslerinnen ab, und nähern sich mehr den Bäurinnen der tiefen Gegenden bei Thun und Bern.» In den Dörfern des Oberaargaus gehörte die Blondenkappe zur Brauttracht. Meyeli, das sich zur Hochzeit schmückt, wird «die schöne Kappe mit den breiten Blonden und den mächtigen Schnüren (breite Seidenbänder) aufgesetzt und fix und fertig bis ans Kränzlein war es ein holdselig Bräutchen» [6]).

Auch in Guggisberg haben die Blonden Spuren ihres Daseins hinterlassen [7]), erhalten haben sie sich einzig in den eingangs erwähnten Gegenden, wo mit der Sache auch der Name mundartlich überliefert ist. «Ausser dem Simmental», sagt Gempeler-Schletti [8]), «findet sich diese schönste Schweizerfrauentracht nur noch in den Dörfern von Saanen und Frutigen, allein sie ist heute meist nur noch Paradetracht.»

Die Blonden wurden noch vielerorts zur Verzierung von Trachtenstükken verwendet [9]), ohne dass sie zu einer mundartlichen Bezeichnung geführt hätten.

Es ist sehr anziehend, an Hand der Aufzeichnungen den Wechsel zu verfolgen, den die Farbe der Blonde im Laufe der Zeit erfuhr. Von der ursprünglichen Rohseidenfarbe findet sich darin kaum eine Spur. Die Kleiderordnungen lassen die Frage offen; die Blonden stehen darin ohne nähere Bezeichnung im Gegensatz zu schwarzen Spitzen, sie könnten dem-

---

[1]) Mandat Bbl. Ref. Zürich 1763, 5; Solothurn 1772, 10; Luzern 1773. [2]) Aschp. Bern III 1783, 129. [3]) Almanach 1801, 167; König, Cost. suisses, S. 58. [4]) Instruktionenb. II 124, Nr. 550. [5]) vgl. oben [3]); Instruktionenb. III 1811, 52. [6]) Gotthelf, S. W. V 399 (Anne Bäbi). [7]) Bärnd. III 437. [8]) Heimathkd., S. 314; vgl. Bärndütsch VII 298, 280, 291 f.; die Sache ist auch für Grindelwald belegt, nur hat sich der Name dort nicht erhalten (Bärnd. II 488); Prof. Wyss sah dort steife hohe Spitzen (Reise, S. 329). [9]) So im Luzernbiet und anderswo; nicht zu verwechseln ist damit die Blondenspitze, die aus dem Erzgebirge um 1847 in die Schweiz eingeführt wurde (Corrodi, Hutgefl., S. 107); sie wurde als Rosshaarspitze in der Hutfabrikation verwendet.

nach von heller Farbe gewesen sein. Erst 1789 erhalten wir bestimmte Auskunft darüber in bernischen Markt- und Messeanzeigen: «Joseph Schaub von Luzern verkauft diese Messe hindurch . . . weiss und schwarz seidene Blonden» [1]), während Jeanette Petit von Lausanne nur eine Auswahl von «belles blondes noires» feilhält [2]). Solche Anzeigen mehren sich. Die städtische Mode braucht neben den schwarzen Blonden weisse (zu Hauben); die Volkstracht nur schwarze zu der Kappe, die schon in der 2. Hälfte des farbenfreudigen 18. Jhs. durch ihr eintöniges Schwarz auffällt [3]).

Der Name der weichen Seidenspitze ist schon früh auf die Kappe übertragen und von Gotthelf festgehalten worden [4]).

Eine Benennung, die in engem Zusammenhang steht mit der Spitzenverzierung ist

Drohthübli [5])

für die Kappe der Jungfrauen in A. Rhoden. Die feinen Spitzen, die weit in die Wangen vorragten, mussten mit Draht gestützt werden [5a]). Der Name beruht auf mündlicher Ueberlieferung und ist wohl erst später entstanden nach Abgang des niedlichen Stückes, worauf schon die Zusammensetzung -hübli für das schwarze Käppchen hindeutet (s. § 72) (Abb. 20).

Schînhube [6]).

Das hervorragendste Merkmal der weissen Haube der Frauen Obwaldens im 19. Jh. war der breite Spitzenrand (Schîn m.), der kammartig in die Höhe stand (Abb. 26, wo die Spitzen noch mässig breit sind).

Der Name beruht auf Ueberlieferung. In Luzerner Mandaten des 17. Jhs. wird Schîn in obiger Bedeutung gebraucht. «Wie dann auch an Hauben die Schein auffs meiste und in allem gar nicht mehr / als ein halben Vierling hoch seyn sollen» [7]). Eine ähnliche Verfügung wurde in Obwalden selbst erlassen [8]). Um 1799 hatte sich die Uebertragung des Wortes auf eine weisse Haube, «Scheinhaube», schon vollzogen [9]). Durch alle Veränderungen der Mode hindurch erhielt sich der Name, der erst in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Umdeutung erfuhr, nachdem sich der frühere Sinn verwischt hatte: Schîn, Rand, wurde in «Schein» umgedeutet, den Glanz und Schimmer, den die hohen Spitzenflügel der Trägerin verliehen [10]).

34. Eine kleine Gruppe von Neuschöpfungen verdankt ihren Ursprung den Rosen, womit seit Ende des 17. Jhs. die Mädchenkäppchen verziert wurden (Kap. I A b, a). (Abb. 33.)

---

[1]) Wochenblatt Bern Nr. XI. [2]) ebd. [3]) Aschp. Bern V 446 usw. [4]) S. W. V 401. [5]) Schriftlich. [5a]) Orig. im L.M., Jahresber. St. Gallen 1916; Heierli II 82. [6]) Mündl. [7]) Mand. Bbl.; Mdt. v. 1671, 9f. [8]) Mandat Obwalden. [9]) Heierli I 101. [10]) Id. II 954.

Rosechäppli

bezieht sich auf das schwarze Flügelkäppchen der Ledigen im Kt. Schwyz, das im 19. Jh. nur noch aus einem schmalen Stoffteil bestand, an dem die Spitzenflügel angebracht wurden (Abb. 24) [1]). Der Name kann sich seit dem 18. Jh. durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben, wenn auch später keine Spur von Bandrosetten mehr am Käppchen sichtbar war; es kann aber auch die Rosenhaarnadel, die zur Haartracht gehörte, der Ausgangspunkt der Bezeichnung gewesen sein.

Rosenkappe.

Die Bandrose scheint jedoch die Benennung Rosenkappe für die Kappe der Oltnerinnen begünstigt zu haben, insofern nicht Name und Sache gemeinsam übernommen worden sind. In einem um 1829 aufgenommenen Inventar der alten bürgerlichen Kleidertracht von Olten wird sie verzeichnet als «Rosenkappe der Frauen, welche sich im Gegensatz zur sogenannten hohen Kappe der Jungfrauen dadurch auszeichnete, dass an ersterer ein Bandgeflecht sich befand, welches man die Rose nannte, woran die aufgewundenen Zöpfe befestigt waren» [2]). Die Rosenkappe bildete zwar die Tracht der bürgerlichen Mädchen, aber die Frauen mögen sich ihrer vorübergehend auch bedient haben [2a]). Es soll solche mit doppelten Bandrosen gegeben haben [3]), oder es kam noch eine Rose aus Metall hinzu mit herabhängenden Kettchen, die wie beim Zürcher Jungfernkäpchen (§§ 28, 29) über der Stirn angebracht war [4]).

Von Olten aus muss sich die Rosenkappe als Kopfbedeckung städtisch gekleideter Mädchen auch in andere Gegenden des Kantons verbreitet haben. Sie fand ebenfalls Aufnahme im Birseck, das zum Gebiet des Fürstbischofs von Basel gehörte [4a]). Die weibliche Kopftracht hob sich hier unter dem Einfluss politischer und religiöser Zusammengehörigkeit von der im Baselbiet üblichen ab.

Rosenförmige Verzierungen erfreuten sich im 18. Jh. einer grossen Beliebtheit; die Veranlassung zu einer solchen Namengebung lag nahe. In Zürich wurde eine gegen Ende des 17. Jhs. auftauchende Kopfbedeckung Rosenkappe benannt, weil sie «in Form einer tausendblätterigten Rose oder auch in Form einer vielfach gefaltenen Muschel aus Bändern gemacht

[1]) Gemälde V 98; Heierli I 142. [2]) Oltner Kalender 1859 (hohe Kappe, Chappe, Schnabelhube, s. §§ 12, 26, 60). [2a]) s. Seite 85, Anm. [1]); R'hard, Maria von Arx, von Olten, 1792 (ledig) und Kath. Hammer, 1792 (verheiratet). [3]) Mündlich. [4]) Reinhard, Kath. Hammer, s. bei [2a]). [4a]) Die Baselbietertracht. Liestal, 1932, 6; Heierli V Abb. 169, halbherrisch-bäuerliches Mädchen mit der Rosenkappe, aus dem Bistum Basel, 1783. Von J. Gränicher, Zofingen. Original im Museum Olten.

war» [1]). Diese Kappe scheint die Mutter der schweizerischen Rosenkappen zu sein, sie führte die rosenartige Bändchenverzierung ein, die wir beim Jungfernkäppchen finden.

Die Verzierung mit künstlichen Blumen führte zum Namen

Rosehube [2]).

Zwischen den Flügeln der weissen Spitzenhaube der vornehmen Schwyzerfrauen strebte ein Blumengewinde empor, das vorzugsweise aus Rosen bestand. «Reichere und glanzliebende Frauen», sagt Meyer von Knonau [3]), «lassen dann noch zwischen den beiden Flügeln, an die Guffe festgenäht, einen Streifen Blumen fortlaufen, und tragen so oft die einzigen Blumen des Ehestandes in dürren Rosen oder Vergissmeinnicht auf dem Kopfe«. (Abb. 29.)

Bollechappe.

In der 2. Hälfte des 18. Jhs. wurde die Zugerkappe (§ 53) mit zwei mächtigen, halbkugelförmigen Bandrosen verziert, die zu jeder Seite der Kopfbedeckung neben den Ohren angebracht wurden. Ihre Aehnlichkeit mit einer «Bolle» (knollenartiges Gewächs oder Gefäss) verschaffte ihr den Namen, der auf die Kappe überging und dort haften blieb, auch dann, als die Rosen zusammenschrumpften und sich in eine schlingenartige Verzierung auflösten [4]). (Abb. 31.)

Bollenhaube,

die Bezeichnung für den Kopfputz der Urnerfrauen, ist ungefähr zur gleichen Zeit, aber ganz unabhängig von Bollechappe entstanden: die grossen Rosen erregten bei Personen aus verschiedenen Gegenden die gleiche Vorstellung. «In Altdorf», berichtet mit bissigem Humor ein Basler im Jahre 1791, «sahen wir auch Frauenspersonen in schwarzen und gefärbten Kleidern à la Française mit Hauben auf Urnerart. Diese bestanden aus einem Geflecht von ganzen Stücklein schmalen schwarzen Bändelein von ca. 1 bis 2 Neutalern im Wert, quer über den Kopf gehend, mit zwei bolligen Rosen wie grosse Knöpfe, zum Teil mit weissem Flor überzogen und mit weissen Flügeln. Sie werden mit einer Hafte (d. i. Spange) im Haar befestigt. Da nicht nur die vornehmen Frauen, sondern auch die gemeinen Bauernweiber eine ähnliche Tracht nebst bunten und insonderheit vielen gelben Kleidungs-

---

[1]) Meister, kl. Schriften, S. 63; Pfeffel, Bl. 15: Frau und Töchterlein in der Rosenkappen; AzfsA. 1911, 195; Zürcher Tb. 1858, Taf. III 2. Anna Waser: Selbstbildnis 1705, Zürch. Privatbsitz (s. Katalog des Kunstmuseums Bern, 1928, 2. Aufl.). Anna trägt die Rosenkappe, die damals von der Obrigkeit geduldet wurde. Wir lesen in einem Mandat von 1723: „Wir verbietend den Weibspersonen das Tragen aller anstatt der Rosenkappen und Bodenhäublenen aufgekommenen Neuerungen" (Id. II 952). [2]) Id. II 953. [3]) Gemälde V 99; Schweizer Trachten 1896, Nr. 15; schriftlich. [4]) AzfsA. XX 45f.

stücken tragen, so gibt ihnen dies bei ihrem Gewerbe meist ein ekelhaftes Aussehen, und die schmutzigen, russigen, weissen Bollenhauben machen, dass ihre Gefrässer (d. i. Gesichter), deren es in den Urner Tälern und Bergen ohnehin wenig erträgliche gibt, noch verrigleter (d. i. unordentlicher) aussehen» [1]).

Rosenhaarnadel.

Die silberne oder silbervergoldete Haarnadel, die zur Festtracht der Mädchen in Schwyz und I. Rhoden gehörte, erhielt diesen Namen nach der am Kopfe der Nadel angebrachten Rose aus Silberdraht oder Filigran, wobei der Blütenboden oft durch einen Stein von verschiedener Farbe dargestellt wurde (Abb. 56) [2]).

Zwei Arten von Nadeln wurden mit diesem Namen belegt:

1. Eine Doppelnadel (Schwyz).
2. Eine pfeilförmige, nur an einem Ende verzierte Nadel (I. Rh.).

Die Doppelnadel, mundartlich Rosehaarnadle, gehörte zur Haartracht der Schwyzer Mädchen. Sie besteht aus zwei kurzstieligen Nadeln, von denen die eine gleichsam eine Röhre oder Hülse bildet, in die der Stiel der andern geschoben wird. Weil beide, die Deck- und die Einschiebnadel, am Kopfende die Verzierung tragen, erwecken sie als Ganzes den Eindruck einer Spange [3]). «Bei den Mädchen», sagt zutreffend Meyer von Knonau [4]), «sind zwischen den Flügeln die Haare in Zöpfe geflochten und aufgewunden, gewöhnlich mit einer silbernen, vergoldeten Haarnadel von grösserm oder kleinerm Werthe, die einer aufblühenden Rose ähnlich ist, und daher Rosenhaarnadel heisst.»

Der kurzstielige Haarpfeil, die Rosehoornodle I. Rhodens, erhielt den Namen aus dem gleichen Grunde. «Die Rosenhaarnadel», berichtet der Verfasser der Appenzeller Geschichten [5]), « . . . ist degenförmig und trägt am breitern Theile auf einer Goldplatte eine silberne Rosette, darf aber von keiner Frau und auch nicht von einer Dirne, die sich in sittlicher Beziehung vergangen hat, getragen werden.» Der Preis dieser festlichen Nadel belief sich damals auf 20—24 Franken [6]).

Die Bezeichnung der Sache und die Ueberlieferung, die sich daran knüpft, war mächtig genug, um sich bis in die Gegenwart hinein zu erhalten, wenn die Mode sie auch eine Zeitlang verdunkelt hatte. In I. Rhoden wird die Nadel mit der Rosenverzierung, der erhöhten Filigranblume mit dem schwarzen oder (selten) grünen Stein in der Mitte, an Festtagen ge-

---

[1]) Jahrbuch Basel 1909, 56. [2]) Photogr. aus Einsiedler Privatbes. [3]) s. Abb. 56. [4]) Gemälde V 99. [5]) Im Druck erschienen nach 1878, S. 63; die Monographie scheint von einem in Appenzell wohnenden Fabrikanten verfasst worden zu sein. [6]) ebd. S. 62.

tragen und bei Leichenbegängnissen [1]), während an gewöhnlichen Sonntagen und alltags die kleine silberne Doppelnadel den Haarknoten durchsticht. Dieser Gegensatz hat jedoch keine Namengebung veranlasst, weil er allmählich und gewohnheitsmässig entstanden war.

35. Die Verzierung veranlasste ebenso die Neuschöpfungen:

«fingranig Haarnadle» [2]).

In Obwalden ist dieser Name noch gebräuchlich für den kostbaren filigranverzierten Pfeil Nidwaldens. Die Filigrantechnik war schon im Altertum bekannt [3]), sie nahm aber erst wieder einen Aufschwung mit der Mode des beginnenden 18. Jahrhunderts. Den Bürgertöchtern der Stadt Luzern wurden um 1732 «Haarnadeln von Filigranarbeit zu tragen erlaubt» [4]). Ihren Höhepunkt erreichte sie um 1800 herum, wo Haarnadeln, Broschen und andere Schmuckstücke mit reizvoller Durchbrucharbeit aus Filigran verziert wurden (s. oben Rosenhaarnadel).

Spängelichränzli.

Die Spängeli sind Pailletten, Zieraten aus Gold- und Silberblech [5]), womit man den Jungfernkranz, aber auch andere Trachtenstücke (s. § 41, Begine) nach dem Vorgang der städtischen Mode, zu verzieren pflegte [6]).

Sie bildeten im Luzernbiet das ausschlaggebende Moment bei der anschaulichen Namengebung für den Kranz. Die Entstehung wird begreiflich gemacht durch die anmutvolle Beschreibung, die Elise Kronenberg von Meierskappel vom Spängelichränzli gibt, das um 1838 einer Jungfrau aus Meierskappel gehörte [7]): «Es isch vo Deckelpapier es Chrönli. Das isch innevör mit rotem Züg überzoge, ussevör mit finem Goldbläch. Es glänzt jez no wi wenns grad vom Goldschmed chäm. Rings drum ume i glichlige Reihe hangids a fine Drötlene chlini, fini Goldblächli, Eicheli, Stärnli, Trübeli und Blüemli, gar tusigs nätt. Wemmer das Chränzli nur e chli verrodt, so lüütid di Blächli so fin, s'isch z'lose, wi wenn der Obigwind über d'Blueme und d'Gräsli ine stricht. Uf dem Chrönli isch es Drohtg'stell, das isch deckt

[1]) Mündlich und schriftlich; Heierli II Abb. 79. Solche Nadelverzierungen sind auch in Nidwalden anzutreffen, ohne dass dort eine ähnliche Bezeichnung stattgefunden hätte. [2]) Mündlich. [3]) Schmuckbuch, S. 147 usw. [4]) Mandat Bbl. Erl. von 1732 (ohne Seitenz.). Im Jahre 1759 gehörten Filigranzieraten zum Ehepfand einer vornehmen Schwyzerbraut (Mitteilungen des Schwyzer. hist. Vereins 1889, 153. [5]) Stalder II 380, belegt Spängeli n. für das Luzernbiet in der Bedeutung von Flittergoldblättchen; Ineichen, Volksmund, S. 521; Archiv II 1898, 308 ff.; Godefroy V 691; Thieme, Krit. Wörterb. der englischen Sprache I 1861, 546. [6]) Wochenblatt Bern 1800, 31. May: auf dem Markt sind „Spängelein, Pailletlein" zu verkaufen. [7]) Heimatland 1914, Verlag Gander und Pauli, Hochdorf. Die Beschreibung stimmt mit dem Bilde überein, das R'hard 1789 von einer Ruswiler Braut gemalt hat. Orig. in Privatbesitz.

mit eme grüene Blätterchranz und hie und do luegt es rots Röseli g'wundrig drus use. Uf bede Syte rotsidigi Band zum Binde. Das wär jez das Schpängelichränzli.» Diese Ehrenkränze wurden den Ledigen ins Grab mitgegeben, der alte Sigrist von Meierskappel fand öfters beim Oeffnen der Gräber noch Ueberreste davon [1]).

Der Name ging durch den ganzen Luzerner Gäu. Im Kirchgang Sursee wurden um 1860 noch die Flitterkränze damit bezeichnet, die man zuletzt auf den Köpfen von zwei alten Jungfern aus dem Weiler Zopfenberg, Hartli Jost's Meitschene, gesehen hatte [2]). Die Bezeichnung «Goldspängeli» für die Pailletten auf den Kränzen der Ettiswiler Mädchen lässt vermuten, dass er auch im Hinterland üblich gewesen war [3]). Wie Bindellehuet beruht er lediglich auf mündlicher Ueberlieferung.

5. Besondere Vorrichtung an der Kopfbedeckung.

36. Der zusammenschnürbare Boden der Kopfbedeckungen brachte die Bezeichnungen:

Zughube,

eine mit einem Zug versehene Haube (mhd. zug, Vorrichtung zum Einziehen). Die weisse, aus frühern Jahrhunderten stammende Haube des Alltags (Kap. I A c) hat wohl die Benennung veranlasst. Im 18. Jh. ist sie sehr häufig: weisse, schwarze und farbige Hauben und Kappen sind darunter verstanden [4]).

a) In Glarus bildete die weisse Zughaube (auch Züghube genannt), den Kopfputz der Frauen (s. § 30 Tusetta). Später übertrug sich der Name auf die ihr nachfolgende schwarze Bandkappe mit dem weissen Rand, die zugleich auch in Werdenberg heimisch war (Abb. 46) [5]).

b) In Luzern wurde der Name auf die weisse, blauumrandete Haube angewendet, die zuletzt noch im Entlebuch getragen wurde [6]).

Zughubi.

Das Zughubi des Valsertals war ein Zwischending, das von Haube und Kappe etwas an sich hatte (Kap. I A d). «Zur Zeit der Trachtenbildung», sagt Puter Curti, «in der 2. Hälfte des 18. Jhs. bis um die Mitte des 19. Jhs. trugen die Valserinnen nette kleine Häubchen, ohne Schneppe, auch ohne

[1]) Schriftlich aus Meierskappel. [2]) Mündlich. [3]) Id. III 833. [4]) Archiv fbbs. S. 5, 7, 9, 11f., 14ff. usw.; Aschp. Bern I 49f. Id. II 954. [5]) ebd.; Tobler, Sprachsch. S. 460; schriftlich. [6]) Id. II ebd; Tobler a. a. O.

vorstehende Wangenteile, aber mit einem Zug, weshalb man sie Zughaube nannte» [1]). (Abb. 18a.)

Zugchappe.

In Grabs ist Zugchappe als Bezeichnung für die aus Glarus eingewanderte schwarze Bandkappe in der Ueberlieferung haften geblieben [2]).

Bundkappe.

Unter diesem Namen ist die Zugkappe der Fricktalerinnen bekannt. «Den Kopf der Verheiratheten bedeckte eine tschakkoartige Bundkappe», berichtet Rektor Bircher [3]) um 1859. Die Kappe — gewöhnlich aus schwarzer Seide — ist im Nacken mit einem Zug versehen. An der Hinterseite befindet sich ein heller oder schwarzer, buntbestickter Einsatz (Kap. I A b, Kopfschleife d und Abb. 16). «Die Weiber zeichnen sich durch Bandmaschen auf ihren Hauben über der Stirn aus», sagt Xaver Bronner [4]).

Der Name ging von der Zugschnur (Bund, mhd. bunt, Band, Fessel, Schnur) auf die Kappe über. Die Bundkappe ist eine Kappe, die mit einer Schnur zusammengezogen wird, wie Bundschuh ein mit Riemen gebundener Schuh ist.

Das Fricktal hatte diese Kappe mit dem benachbarten Hotzenland gemein. Spiess [5]) erwähnt eine ähnliche, aus Rickenbach bei Säckingen stammende; sie war aber auch im Markgrafenland (s. § 53) und im Sundgau anzutreffen [6]).

Beachtenswert ist die Bedeutung der Kappe als lutherische Tracht, wie Hebel [7]) übereinstimmend mit Jensen [8]) hervorhebt:

«Halt mer e wenig still, i will di jetzt lutherisch chlaide», usw. Das mag für das Markgrafenland und vielleicht fürs Elsass zutreffen, im Fricktal jedoch und im Hotzenland fällt dieses Moment nicht in Betracht, und doch ist die Kappe dort heimisch gewesen.

6. Tätigkeit.

37. Eine Anzahl von Neuschöpfungen beschäftigt sich mit der Tätigkeit einer Sache oder einer Person und mit dem Ergebnis dieser Tätigkeit.

---

[1]) AzfsA. 1917, 131; Jörger, Vals, S. 61; schriftlich und mündlich; in Id. II, 954, wird das Zughubi als sinnverwandt mit Chappetüsli verzeichnet, was ich bezweifle. [2]) Schriftlich. [3]) Das Fricktal, S. 20; Id. III 393. [4]) Gemälde XVI, 471; an den mir bekannten Originalen im HMB. fehlen die Kopfschleifen; die Masche, die sich aus ihrer frühern Zierlichkeit zu auffallender Grösse entwickelte, wurde wahrscheinlich als selbständiger Bestandteil auf d. Kappe gesetzt. [5]) D.Volkstrachten, S. 82. [6]) Biedermann I 56, 73. [7]) Alem. Ged., S. 11, Beschreibung der Kappe. [8]) Der Schwarzwald, S. 201.

a) Tätigkeit der Sache.

Zitterchränzli.

Das Guggisberger Krönchen erhielt seinen Namen von den Pailletten, «Zitterleni» [1]), womit es behängt ist. Die kleinen, an feinen Drahtstielchen aufgehängten Zieraten zitterten bei jeder Bewegung (s. § 35) der Trägerin. Sie trugen zur Schöpfung von Zitterhübeli bei (Abb. 68), wie die kleine Brautkrone der Guggisbergerinnen auch genannt wurde, die über dem Techeli (§ 21), irrtümlicherweise Hübeli (Häubchen) geheissen, aufgesetzt wurde [2]).

Flaudere [3]) (vom mhd. vladeren, flattern).

Ein in Neunkirch gebräuchlicher Ausdruck für das lang herabhangende Zopfband der Mädchen, das beim Gehen in flatternde Bewegung geriet.

Haarfressera

wurde ein schwarzes Samt- oder Seidenband genannt, das straff die Haargrenze umschloss und vielleicht im Nacken in die Zöpfe verflochten wurde. Im 18. Jh. und bis ins 19. hinein war es (im Wallis noch jetzt) besonders in der Ostschweiz im Gebrauch. Pupikofer [4]) erwähnt es um 1837: «Ueber die Stirne längs der Haargrenze lief ein schmales Seidenband, Haarfresserin (Fraise), um die Locken von der freigehaltenen Stirn abzuwehren.»

Dass Haarfresserin etwas mit Fraise zu tun habe, wie der thurgauische Geschichtsforscher meint, ist unwahrscheinlich, denn Fraise ist m. W. nirgends in dieser Bedeutung belegt. Der Sachname ist entstanden aus den Erfordernissen der städtischen Mode des 18. Jhs. heraus, die hoch hinauf rasierte Stirnen vorschrieb. Goethe [5]) beklagt dies schmerzlich um seiner Schwester Cornelia willen: «Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so dass sie manchmal wirklich hässlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblösste, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrössern.» Die Modetorheit stand den wenigsten Gesichtern gut, und um diesem Mangel abzuhelfen, hatte man wohl begonnen, die hohe Stirne der Haargrenze nach mit einem Samtband zu verdecken. Weil das anliegende, schwere Band dann tatsächlich den Haarwuchs beeinträchtigte, wurde es vom Volke mit diesem Namen belegt. (Abb. 60.)

Klemmer m. (Abl. von klemmen).

Stalder [6]) verzeichnet den Klemmer in der Bedeutung von «Halbbogen von Silberdraht, die Kappe damit an den Kopf zu befestigen». Er gehörte am Anfang des 19. Jhs. zur Frauentracht von St. Antönien (Bünden).

[1]) Bärnd. III 445 f. [2]) Berner Trachten 1927, 30. [3]) Id. I 1172; Tobler, Sprachschatz, S. 195. [4]) Gemälde XVII 60; Tobler, Sprachsch.: Hoorfressera. [5]) Wahrheit und Dichtung, Leipzig (Hesse), 2. Bd., S. 12; vgl. Pfeffel, Bl. 11; R'hard, I. Rhoden (Schwendi); St. Gallen (Bütschwil); Herisau; Id. I 1326. [6]) Stalder Id. II 108; vgl. Id. III 646.

Er dürfte ursprünglich zum Festhalten eines geschlossenen Frauenkäppchens benutzt worden sein [1]). Als dann der Pfeil, der zur Stütze der Flechten bestimmt war, die aus dem Lochkäppchen hervorragten (vgl. § 30 Chappatüsli, Tûsenchappe), auch für ein geschlossenes Mädchenkäppchen verwendet wurde, behielt man im Prätigau den an beiden Enden mit Filigranrosen verzierten Silberbogen weiterhin als Zierat bei [2]).

Klêper.

Der hochgesteckte städtische Kamm der Biedermeierzeit, der Klêper, mit dem die Frauen im Sensebezirk ihre Haarflechten über dem Hinterkopf und teilweise um das Barett herum aufsteckten, hatte die Aufgabe, diese festzuhalten [3]). Der Name stammt vom mhd. Kausativum «kleiben» in der Bedeutung von «kleben machen, befestigen» (Klêper, Kamm, welcher die Zöpfe festsitzen macht. Abb. 63). Die Sache und der Name sind noch jetzt bei festlichen Anlässen in Düdingen im Gebrauch [4]).

b) Tätigkeit der Trägerin.

38. Die Tätigkeit der Trägerin geht auf die Sache über, welche die Tätigkeit veranlasst. Das ist der Fall bei der

Schächchappe [5]),

die zur Tracht der Frauen im Wehntal gehörte (Kap. I A b, Kopfschleife b). Die dunkle, oft mit einem farbigen Muster durchsetzte Kappe erhielt ihren Namen von den breiten, ins Gesicht vorstehenden Rosshaarspitzen, mit denen sie verziert wurde. Sie nötigten die Trägerin, zwischen denselben seitwärts zu blicken, zu schielen (von scheche, schielen, seitwärts blicken, scheel schauen; mhd. schähe, schielen). Es ist die Haube der Verheirateten, aus «halb- oder ganzseidenem, broschiertem Zeuge, mit breiten, schwarzen Spitzen», von der Meyer von Knonau berichtet [6]).

Die Namengebung fand erst nach dem Aufkommen der breiten Rosshaarspitzen statt; solange noch schmale und weiche Blonden knapp über die Stirne fielen, war die Trägerin nicht genötigt zu schielen. Eine ähnliche Kappe wurde in Neftenbach getragen (Orig. im LM.), ohne dass es gelungen wäre, eine Bezeichnung dafür ausfindig zu machen.

c) Ergebnis der Tätigkeit.

39. Das Ergebnis der Tätigkeit wird ausgedrückt in den Sachnamen Sturz, Stûche und Fächtli.

---

[1]) Heierli IV 90, stellt sein Vorkommen für das Jahr 1760 fest. [2]) ebd., wo auch Beschreibung und Abb. [3]) Mündlich; vgl. zur Sache: Instrb. Supplement IV 212 (1839); Freuler, Volksgespräche, Glarus 1884, 1. Heft, S. 54; Gotthelf, S. W., Herr Esau I 33; schriftlich aus Arbon usw. [4]) Mündlich und schriftlich. [5]) Id. III 395; Lex. geogr. V 56; Bolleter, Bachs, S. 176. [6]) Gemälde I Bd. 1, 212; AzfsA. 1912, 176; Heimatschutz XX 82 f.

Sturz.

Der weisse Schleier des Mittelalters gehört unter diesem Namen im 19. Jh. noch zur Trauertracht einiger katholischer Gegenden, die alte Bräuche bewahrt haben.

Stalder [1]) berichtet, dass in seiner Pfarrei Schüpfheim der «Sturz, ein Trauerschleyer von Leinenzeug», noch um 1812 üblich sei, jedoch allmählich aus der Mode komme. Im Sensebezirk hatte dieser Schleier mittelalterlichen Zuschnitt. Er setzte sich aus Schleier und Kinntuch zusammen, wozu ohne Zweifel noch eine unsichtbare Leinenhaube gehörte. «Noch ist die Trauerkleidung der deutschen Weiber und Mädchen sehr auffallend. Der Kopf ist mit einem weissen Tuch umwunden, das wie ein Schleyer die Stirne deckt, und über die Schulter in einen Zipfel zurückfällt; dies Tuch ist mit Fransen von Zwirn besetzt. Ein anderes Tuch umhüllt den untern Theil des Gesichts bis zum Mund, so dass man vom Angesicht nur Nase und Augen sieht» [2]). Leider vergisst der Verfasser, die Namen für die verschiedenen Bestandteile anzugeben [3]).

Auch im romanischen Bündneroberland mit Einschluss von Obersaxen und Vals ist die Benennung Sturz für den Trauerschleier gebräuchlich [4]). In Vals musste der Sturz der Zopfkappe weichen; der alte Brauch blieb aber noch erhalten in der Redensart «Sturz träga» [5]), was soviel wie Leidtragen bedeutet, während er in Obersaxen in der Haube der Krankenschwestern, Sturz genannt, fortlebt [6]). In I. Rhoden ist das letzte Ueberbleibsel des einstigen Sturzes noch im Schwengel zu finden, den weissen Bändern, die zwischen die Flügel der Schlappe geheftet wurden (s. unten Fächtli).

Die Namengebung reicht ins 14. Jh. zurück [7]). Sie gibt Aufschluss über die Anordnung des Schleiers auf dem Kopfe: in natürlicher Weise stürzt das Tuch vom Hinterkopfe auf den Rücken hinunter (mhd. stürzen, fallen machen [8]). Die Tätigkeit, welche die Benennung hervorrief, tritt noch deutlich in den Bühnenvorschriften für die Luzerner Osterspiele vom Jahre 1545 hervor. Die Frauen und Witwen müssen «erberlich, gestürtzt» gekleidet sein [9]).

Vom 15. bis ins 18. Jh. hinein war die Benennung Sturz weit verbreitet für das Tuch. Mit Sicherheit in der mittlern und westlichen Schweiz, aber

---

[1]) Id. II 416. [2]) Almanach 1810, 166f.; wiederholt in Gemälde IX 23; Alpenrosen 1821, 30; Heierli III 129 findet die Beschreibung in Gemälde Freiburg nicht ganz zutreffend. [3]) Heierli, ebd. sichert die Benennung Sturz für den Schleier. [4]) Pater a Spescha, S. 244; AzfsA. 1917, 125. [5]) ebd., S. 127; Jörger, Vals, S. 56. [6]) Beiträge Gr. XI, 39. [7]) Heyne III 318. [8]) Kluge, E. Wb., S. 445. [9]) Germania XXX 205, an den Osterspielen von 1583 musste die Witwe zu Naim sich „erberlich, leydtlich gestürtzt, doch uff jüdische manier" kleiden (S. 336).

auch in Basel [1]), Zürich und Bünden (s. § 69). Im 19. Jh. ist das Verbreitungsgebiet sehr eingeschrumpft: Deutschfreiburg, das Entlebuch, I. Rhoden, Vals und Obersaxen teilen sich in die Ehre, den alten Namen mit der Sache bewahrt zu haben.

Stûche.

Darunter versteht man: a) einen Schleier aus feiner Leinwand, der im 19. Jh. noch einen Bestandteil der Trauertracht ausmacht; b) ein Kinntüchlein, das im 19. Jh. noch unter diesem Namen bekannt ist, und c) ein weisses oder farbiges Kopftuch (Kap. I A f).

a) Das Vorkommen von Sache und Namen im Alttoggenburg und in Schaffhausen um 1812 wird durch Stalders Aufzeichnungen bezeugt [2]). Während die Kopfhülle in der Stadt Schaffhausen nur noch die Tracht der Leichenbitterin ausmachte [3]), blieb sie im Toggenburg Volkstracht (s. unter Fächtli) und ebenso in Werdenberg, wo sie zusammen mit einem flachen Wollhut getragen wurde. «Beim Trauern wurde ein weisses Tüchlein wulstig um Hals und Kopf gewickelt [s. u. b.] und ein niederes, schwarzes, breitgupfiges Hütchen aufgesetzt; diese Kopfbedeckung nannte man Stûcha», sagt Senn [4]). In Schruns (Bregenzerwald) hat sie sich sogar noch als Abzeichen der verheirateten Frau erhalten. Die Braut trägt sie schon an ihrem Hochzeitstage [5]). Die letzte Spur des weissen Schleiers ist im Eigenschaftswort stûcheblâch (Appenzell, Schaffhausen, Glarus) und stûchewyss (am Zürcher Rhein und im Prätigau zu finden [6]).

b) In Werdenberg war es anscheinend das Kinntüchlein, das diesen Namen trug, ebenso in Freiburg [6a]), während

c) im Zürcher Oberland und im Thurgau das Wort auf das bunte Kopftuch übertragen wurde [7]), in Saanen auf ein Ohrentüchlein [7a]).

Die Bezeichnung Stûche (ahd. stûcha, mhd. stûche) ist ein der Umgangssprache angehörendes Wort. Es taucht in der Literatur zuerst auf in der Bedeutung von Aermel, dessen Enden weit herabhängen [8]). Das macht die Namengebung erklärlich: die weiten, über das Handgelenk fallenden Aermel wurden zurückgestrichen, «gistûchôt» (ahd.) [9]) und diese Tätigkeit gab ihnen den Namen, der dann auf den Stoff überging, die feine Schleier-

[1]) Um 1709 mussten die Frauen „sonderlich die Standespersonen" mit „Stürtzen" zur Kirche gehen (Mitteilungen Bs., S. 228), um andern ein ehrbares Beispiel zu geben. In Nürnberg war der Sturz um 1531 das Tuch der tiefen Trauer „Klagsturtz" (Sachs, Fastnachtsp. I 23). Darunter ist wohl das die ganze Gestalt bedeckende Tuch verstanden. [2]) Id. Bd. II 393. [3]) Gemälde XII 105; Festschrift Schaffhausen, S. 113 f. [4]) Chronik Werdenb., S. 382. [5]) Vonbun, S. 28 f.; ZsdVfVk. 22. Jg. 1912, 153 (Spiess); AzfsA. 1917, 128 f. [6]) Schriftlich und mündlich. [6a]) Heierli III 129. [7]) Beiträge Gr. XV 56; schriftlich und mündlich. [7a]) Bärndütsch VII 292, 248. [8]) Dieffenbacher, d. Leben II 59; Schade, ahd. Wörterbuch II 886; Lexer, S. 253. [9]) Heyne III 277, 311.

leinwand, und schliesslich auf den Schleier selbst. Mit dem Zipfel ihrer Stûche, «mit ir stûchen orte», säubert Enîte die Wunde ihres Gatten [1]). Weil im Erek der Schleier noch mit «wimpel» (afr. guimple) bezeichnet wird, muss unter stûche der am Kleide angeschnürte, aus durchsichtigem Stoff bestehende Zierärmel verstanden sein, der die weissen Arme der vornehmen Frauen und Mädchen durchschimmern liess [2]). Als kostbarer nicht allen Frauen zugänglicher Schleier wird er denn auch im Schachzabelbuch erwähnt (Vers 4942—48):

«ich hân mêre denne zwir
gehöret klagen etlich man,
das ir vrouwen niht verguot went hân
diu kleider, der si diuhte gnuog.
si went ouch haben kleinôt kluog,
schapel, gebende und gürtellîn,
stûchen und reidü tüechelîn.»

Von diesem Zeitpunkt an gehörte die Stûche zur allgemeinen Kopftracht der Frauen in der Ostschweiz. Das «Gestüch», — worunter wohl Schleier, Kinntuch und Haube verstanden sind — der beste Kopfputz der Frau muss in Rorschach [3]) und in Tablat [4]) bei ihrem Ableben als Abgabe entrichtet werden. Nach der Mode des 16. Jhs. begannen die bis jetzt langen Schleier kürzer zu werden; die langen blieben in den Städten auf die Kirchen- und Trauerkleidung beschränkt, während sie auf dem Lande die Frauen noch allzeit tief verhüllten [5]) (vgl. Kap. I A f).

---

[1]) Erek, Vers 4508. Der Prunkärmel wird in afr. Quellen mit mance (manche) bezeichnet (Schultz, Höf. L. I 470). Diese Mode, in Frankreich weit verbreitet, könnte über die Niederlande nach Deutschland gekommen sein (mndd. stûken, stossen, in Haufen schichtweise aufsetzen). Der Ritter pflegte den Aermel als Geschenk einer Dame zu tragen oder an Helm, Schild oder Lanze zu befestigen. Mit einem Stein beschwert, war die Stûche, ein 2 Ellen langes Tuch, die Waffe der Frau in einem im Mittelalter nicht seltenen gerichtlichen Zweikampf mit ihrem Mann. Apollonius (13. Jh.) berichtet darüber: „Swanne ein wîp kempfen sol Mit einem starken manne, Man teilt es glîche danne. Ein wîp ist ein halber man. . . . Den frouwe sol hie ouzen gân, Einen stein in der stouchen hân, Mit riemen drîn gepunden, Swaere pî drîen pfunden. Den stouche sol wesen lînîn Und zweier ellen lanc sîn" (Schultz ebd. II 148); über einen ähnlichen gerichtlichen in Bern stattgefundenen Zweikampf von 1280 ebd. 147. [2]) Bartsch, Minnesänger, Nr. XXVII 44 V. 37; eine anschauliche Schilderung solcher Prunkärmel gibt die Limburger Chronik von 1389: die längsten, bis auf den Boden gehend, wurden von Männern getragen (Schultz, D. Leb., S. 304). Nach H. Sachs, Fastnachtspiele I 10, V. 318, 327, ist die „Stouchen" ein feiner Schleier, ein „schleierlein"; vgl. S. 44, V. 230. [3]) Rechtsquellen XIV, I 1, Nr. 8 (1532), S. 30. [4]) ebd. Nr. 7 (1527), S. 222; Zellweger, Gesch. I 545. [5]) Schultz, D. L., 218; 426, 439, 441, 469. Im spätern Mittelalter und im 16. Jh. hat sich auch die Kleidung der Nonnen und Laienschwestern stabilisiert.

Die Stûchenweberei bildete einen wichtigen Zweig der Leinwandindustrie in St. Gallen und A. Rhoden. Darum konnte in Trogen ein bestimmter Platz «Stûcheblatz» benannt werden [1]). Die feinen Tücher wurden nach einem bestimmten Masse hergestellt und waren sehr begehrt, weil sie zur Kirchentracht gehörten [2]). Das Stûchen- oder Tüchliweben gehörte damals zu den Kenntnissen einer gut erzogenen Tochter: Josua Maler versäumt nicht, seine Tochter in dieser wichtigen Kunst unterrichten zu lassen [3]). Schwerlich haben die Frauen und Töchter der Geistlichen ihre Stûchen gelb gefärbt nach der Mode der vorreformatorischen Zeit. Die «dinne, gele stüchle» rechnet Anshelm [4]) zur Tracht der üppigen Soldatenliebchen, welche die Schweizer auf ihren siegreichen Feldzügen begleiteten und im Verein mit den damaligen Künstlern das Modebild entscheidend beeinflussten.

Die Stûche wandelte sich im 17. Jh. in den Städten der Ostschweiz zu einem Tüchlein um, das in verschiedener Anordnung auf einer Unterhaube ruhte [5]). In der Stadt St. Gallen gehörte sie in der 1. Hälfte des 18. Jhs. noch zur Kirchentracht [6]), ebenso in Schaffhausen [7]). Das gestärkte Tuch, das im 19. Jh. die Trauertracht (Kirchentracht) der Frauen ausmachte, hatte keine grosse Aehnlichkeit mehr mit der einstigen hauchfeinen Stûche, die so beschaffen wohl nur von vornehmen oder wohlhabenden Frauen getragen wurde.

Sicher bezeugt ist der Name für den Schleier in Schaffhausen, im Toggenburg, im Werdenberg, in einigen Gegenden Bündens [8]) und im Bregenzerwald; ohne Zweifel war er früher viel allgemeiner verbreitet, immer aber bildete die östliche Schweiz das eigentliche Kernland des Sachnamens. In den mittlern und westlichen Kantonen kam er nur vorübergehend, in Basel und Umgebung m. W. gar nicht vor. Ueber das Verhältnis zwischen Stûche und Sturz s. § 69.

Fächtli, Gfächtli.

Das Fächtli [9]) war in der 1. Hälfte des 19. Jhs. in I. Rhoden ein weisses, in Falten gelegtes Tüchlein, das als Zeichen der Trauer zwischen die Flügel der Schlappe geheftet wurde; im Toggenburg ein Schleier, den die Frauen bei Begräbnissen trugen [10]). In I. Rhoden pflegte das Tüchlein je nach dem Grade der Verwandtschaft kürzer oder länger über den Rücken zu fallen [11]), man unterschied sogar zwischen sturz- und gfächtliverwandt [12]). Die Ansich-

[1]) Tobler, Sp. S. 417. Zellweger, Geschichte III 354. [2]) Wild, Auszüge, S. 96, 184, 231, 237; Hartmann, Gesch., S. 393; Jahresb. St. Gall. 1910, 12 ff. [3]) Heimatkunde Winterthur, S. 202. [4]) Anshelm, Chr., S. 390 (1503). [5]) vgl. Jahresb. a. a. O., S. 13; AzfsA. 1913, 227 f. [6]) Wild, Ausz., S. 237; Heierli (Appenz. Kalender 1916), Tüchli. [7]) Gemälde XII 110. [8]) AzfsA. 1913, 227; Sererhard, Del., S. 2. [9]) Heierli II 62; AzfsA. 1917, 128. [10]) Id. I 638. [11]) Heierli II 62. [12]) AzfsA. 1917, 128.

ten über die Verwendung der beiden Leidtücher, Sturz und Gfächtli gehen auseinander. Frau Heierli bezeichnet Gfächtli als Ausdruck für den nähern Verwandtschaftsgrad nach der Bedeutung des mundartlichen «gfächt», beinahe, fast, nahe, und leitet daraus die Entstehung des Sachnamens her [1]).

In Kappel, wo im Jahre 1869 «der sonderbare Kopfschmuck aus Stuchä und Fächtli» bei den Frauen schon längst verschwunden war [2]), finden wir ein ähnliches Zusammenrücken zweier Ausdrücke. Wie in I. Rhoden Sturz und Gfächtli, so gehören hier Stuchä und Fächtli zusammen. Wir gehen schwerlich fehl in der Annahme, dass Sturz und Stuchä hier sinnverwandte Benennungen für das zuoberst auf dem Kopfe liegende Tuch der tiefsten Trauer gewesen sind; das Fächtli hingegen bildete eine Zutat und ist vielleicht aus dem einstigen Kinntuch oder aus einem kürzern Schleiertüchlein hervorgegangen. Als der lange Schleier verschwand, übernahm es dessen Amt.

Wir haben es auch hei Fächtli mit einem in früherer Zeit entstandenen Namen zu tun. Es ist die Verkleinerung von Fach, mhd. vach, «Falte eines Schleiers oder aus Falten bestehender Schleier», das sich schon im Mittelalter nachweisen lässt. Vach hatte aber zuerst die Bedeutung eines Tuchmasses: die Kaufleute falteten, wie das noch heute geschieht, das Tuch um ein Brett von bestimmter Breite zusammen. Je nach der Länge des Schleiers mass er 2—6 Vache (Falten). Die Stûche durfte am Ende des 15. Jhs. in Nürnberg nicht mehr als 4 Vache haben, der Schleier (später Sturz oder Stûche) nicht mehr als sechs [2a]). Aus diesem in Falten gelegten Schleiertuch ist dann Fächtli hervorgegangen, der Name für das kürzere Tüchlein. Wenn man bedenkt, dass der lange Schleier Ausdruck der tiefsten Trauer gewesen ist, scheint es kaum annehmbar, dass Fächtli je diese Stelle eingenommen hatte [3]). Der Name könnte zwar auf das Tüchlein übertragen worden sein, als man begann, es zwischen die Flügel der Schlappe zu heften, nach dem Verschwinden der weissen schmalen Streifen, «Sturz» genannt. Zu diesem Zwecke wurde das Tüchlein in Falten gelegt [4]).

7. Zustand.

40. Einige Neuschöpfungen beschäftigen sich mit dem Zustand einer Sache. Das Niederhängende, Schlaffe wird ausgedrückt in

---

[1]) Heierli II 62; Pater Curti (AzfsA. 1917, 128) ist der gegenteiligen Ansicht; vom hist. Standpunkt aus müssen wir ihm beistimmen, s. unten. [2]) Heimathkunde Kappel, S. 22. [2a]) Schultz, D. Leb., S. 305, 337, 339; Heyne III 319. [3]) vgl. auch Glaser, Bs., S. 36, 38 f.; Holbein: die verhüllten Frauen auf dem Bilde der Darmstädter Madonna, Kunstsammlg. Basel; AzfsA. 1917, 124 f., 128 f.; usw. [4]) In diesem Sinne gebraucht auch Tobler Sp. S. 173, das Wort: „Fächtli-Chralla" = dreifache Korallenschnur; vgl. AzfsA. 13 (1911), 193: einfache und zweifache Hauptfächli.

Schlappe

(ndd. slappe für Lederhang am Helme, zum Schutze des Hinterkopfes und Nackens, nach slap, schlapp, träge) [1]).

a) In den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. wurde im Appenzellischen (in I. Rhoden immer noch, in Stein a. Rh., im Toggenburg und in einigen angrenzenden Gebieten das schwarze Mädchenkäppchen so benannt (Abb. 23a) [2]).

Um die Namengebung zu verstehen, ist es nötig, auf den Zeitpunkt ihrer Entstehung zurückzugehen. Sie scheint zuerst auf jenen Teil der militärischen Kopfbedeckung angewendet worden zu sein, der dazu diente, Hinterkopf und Nacken vor dem Druck des schweren Eisenhuts zu schützen. Am Helm angebracht oder als Unterhaube bildete der Stoff einen Gegensatz zum harten Metall, hing weich und schlaff herunter [3]). So ist die Bezeichnung leicht erklärlich. Dass Wort und Sache aus dem niederdeutschen Sprachgebiet zu uns herauf gekommen sind, ist der Lautform des Wortes nach möglich [4]); die Sache finden wir bei uns in der gleichen, eingangs erwähnten Bedeutung. In Schaffhausen gehörte 1388 «ain beggelhuben mit slappen» zur Ausrüstung eines wehrfähigen Bürgers [5]). Aber schon früher musste die Schlappe zur selbständigen Kopfbedeckung ausgestaltet worden sein: am Anfang des 14. Jhs. befanden sich «27 slappen und cöller» im Zürcher Zeughause [6]).

Zur Zeit der Reformation erscheint unter Hüten und Baretten auch die Schlappe als allgemeine Modekopfbedeckung der Männer [7]). Man bediente sich ihrer auf Reisen; als der junge Student Kessler auf seiner Reise nach Wittenberg, die Bekanntschaft Luthers machte, trug dieser ein «schlepli» auf dem Kopf, ähnlich dem, das später die bekannte Kopfbedeckung der Reformatoren ausmachte [8]).

Erst um diese Zeit ist die Schlappe als weibliche Kopfbedeckung belegt [9]), ohne dass aber ihre Form festzustellen wäre. Um 1611 bildete sie in St. Gallen die weisse Unterhaube zur Stûche und erhielt den Namen Stuchenschlappe [10]). Die anfänglich schmalen Spitzen um den Haubenrand herum gingen im Laufe der Zeit in die Breite und ruhten schlaff auf den Schultern [11]); dennoch hat die Namengebung nicht damals stattgefunden, wenn auch ein Wiler Mandatschreiber die Schlappe mit den Labohren junger Hunde vergleicht [12]).

---

[1]) Lübben, mndd. Wb., S. 352; Lexer, S. 231; Grimm, Wb. IX 481 ff. [2]) Orig. im LM., im HMB.; Ebel, Gbv. I 88, schreibt das Käppchen irrtümlicherweise den Verheirateten zu; Schweizer Trachten, Nr. 5; Id. IX 613; Heierli II 82. [3]) Heyne III, 288; Dieffenbacher, D. L. II 69. [4]) Kluge, Et. Wb., 424. [5]) Id. IX 613. [6]) ebd.; von altersher musste eine Haube den Druck des Helmes lindern. [7]) Id. IX 612 f. [8]) Kessler, Sabbata, S. 77. [9]) Id. IX 614. [10]) Jahresb. St. Gall. 1910, 14. [11]) ebd. 13, 19, 22. [12]) Archiv 1910, 53; Id. IX 612.

Bis jetzt bezog sich in St. Gallen der Name einzig auf die weisse Haube, die nur den verheirateten Frauen zukam, während er in Basel um 1637 schon auf einen Bestandteil der Mädchenkopftracht angewendet wurde [1]). Später geschah das auch in St. Gallen, und zwar hat man sich den Vorgang so zu denken: unter der weissen Haube behielten die verheirateten Frauen ihre schwarze Mädchenkappe bei, deren Spitzenrand dem Umfang der weissen entsprach [2]). Wann die Uebertragung des Namens vom weissen auf den schwarzen Kopfputz stattgefunden hat, lässt sich nur vermuten. Bemerkenswert ist, dass noch 1702 beide Kopfbedeckungen den Namen Stuchenschlappen trugen [3]).

Im 19. Jh. ist unter Schlappe einzig die schwarze Mädchenkappe verstanden, wie Tobler [4]) sie um 1837 unter diesem Namen verzeichnet: «eine sehr kleine schwarzsammetene Mädchenhaube, welche die Haarflechte freiliess.» Sie stand im 19. Jh. mit ihren aufrechtstehenden Spitzenflügeln in volkommenem Widerspruch zu ihrer Benennung (vgl. § 63).

b) In Obersaxen, das in der Tracht nicht vom romanischen Bündner Oberland abweicht, wurde der Name auf die Mudelchappe (§ 20) ausgedehnt; die Bezeichnung ist ohne Zweifel von der Ostschweiz aus schon früh nach Bünden gewandert. Um 1696 trug eine weibliche Kopfbedeckung im Oberland diesen Namen [5]). Schlappe ist seither im romanischen Bündnerland zu einem Sammelnamen geworden für Haube und Kappe (scuffia, baretta) [6]).

Schlampihuet.

Aehnlich entstanden ist Schlampihuet (vom mundartlichen schlampe, schlaff, lose, herabhängen, mhd. slampen) und das gleichbedeutende Lampihuet, beides sinngleiche Bezeichnungen [7]) für den Hut, der Ende der 30er Jahre des vorigen Jhs. das bernische Schwefelhütchen zu verdrängen begann. Es ist das ein Hut aus weissem oder schwarzem feinem Strohgeflecht, mit breitem, biegsamem Rand, der sich bei jedem Schritte seiner Trägerin bewegte und sich der Gangart anpasste [8]). Die geschmeidige Form bildete einen Gegensatz zum steifen Schwefelhütchen und veranlasste die Namengebung.

Der Lampihuet gehört mehr der allgemeinen Mode an, aber er hat die Eigenschaften eines richtigen Trachtenstückes an sich: lange Dauer und Entwicklung örtlicher Besonderheiten (§ 21 Tellerh.). Wohlhabende Mädchen

---

[1]) Jahrb. Basel 1897, 168; Id. IX 615. [2]) s. S. 97 [11]). [3]) Wild. Ausz., S. 238. [4]) Tobler, Sp., S. 387; ebenso Stalder, Id. II 320; nach Heierli II 84, steht auf einer v. L. Vogel um 1819 gezeichn. Skizze eines Toggenb. Mädchens geschrieben: „die Haube wird Schlappe genannt, Haube ganz schwarz, auch Spitzen und Band"; schriftlich aus Appenzell. [5]) AzfsA. 1917, 139, 129. [6]) Carisch, Wb., S. 144; Carigiet, S. 291; Tobler, Sp., S. 387; Palioppi, S. 686; Conradi, Twb., S. 196. [7]) Id. IX, 556. [8]) Gotthelf, S. W. VIII 265; Bärndütsch IV 234; I 407; Gotthelf VII 207.

und Frauen, aber auch andere, die gerne modisch gekleidet sein wollten, schmückten ihn im Gegensatz zum einfach verzierten Schwefelhütchen oft überreich mit Bändern und Federn heraus, was ihm noch mehr Auffallendes gab. Missbilligende und spöttische Urteile von seiten der Anhänger des Althergebrachten blieben ihm nicht erspart und halfen mit bei der Schöpfung der Benennung. Besonders trat der Pfarrer von Lützelflüh in seiner temperamentvollen Art gegen ihn auf. Er ist es auch, der den Namen zuerst verzeichnet und uns Aufschluss gibt über das allmähliche Verschwinden des Schwefelhütchens. «Wenn die reichen Tonangeberinnen und die ärmern Affen wüssten», sagt er in seinem im Jahre 1837 entstandenen Schulmeister [1]), «wie hässlich die schwarzen und besonders die weissen Unfläte von Schlampihüten, manchmal mit Federn und den wunderlichsten Bändern, ihren appetitlichen Gesichtern stehen, wie lustig sie aber in ihren Schaubhütlenen sind, und wie lieb sie einem darin werden können, während man sie in den andern auslacht, sie würden ihre Schlampihüte den Hühnerträgern oder den Langenthaler Schwefelhölzliweibern verehren und die Schaubhütleni wieder aus den Spycheren oder Tröglenen erlösen.»

Aus gleichen Erwägungen ist auch das sinngleiche S c h l a m p i [2]) (m. Kurzform von Schlampihuet) hervorgegangen als Bezeichnung desselben Hutes. Schlosser Wiedmer klagt [3]) 1846 übereinstimmend mit Gotthelf, die Emmentalerinnen wollten nichts mehr vom Schwefelhütchen wissen, und er bittet sie beweglich:

«Jede säg d'rum ihrem Müetti:
‚Chauf mer doch es Schwebelhüeti,
I ma nit e Schlampi ha!'
Macht Ihr's so, so will i wette,
Zählt me Euch zu Raritäte,
Und im Schwick heit Ihr e Ma!»

8. Die Benennung eines Standes geht auf den Kopfputz über.

41. Der Kopfputz erhält seine Bezeichnung nach der Zugehörigkeit seiner Trägerin zu einem bestimmten Stand. Ein lehrreiches Beispiel für diese Art von Uebertragung ist

B e g i n e (f.).

Unter diesem Namen sind zwei Kopfbedeckungen bekannt, die im 19. Jh. zur Tracht des weiblichen Geschlechts: a) im Baselbiet und b) im Kt. Schaffhausen gehörten.

---

[1]) Gotthelf II 233; VII 247. [2]) Id. IX 558. [3]) Gedichte, S. 180; vgl. Wehren Chr., Laupen, 1840, 153.

a) Die Basler Begine (Kap. I A b Kinnschl. e) unterscheidet sich vom ältern Tschäppeli (ebd. Kopfschl. c) durch den Schnitt und die Verschleifung der Bindbänder unter dem Kinn (Abb. 35) [1]. Sie ermöglichten das Festhalten des Käppchens auf dem Kopfe ohne Zuhilfenahme von Pappe, wie das beim Tschäppeli vorkam. Nach der Ueberlieferung mussten die Mädchen bei ihrer Verheiratung die Haare abschneiden, damit sie im Käppchen Platz fanden [2].

Bei ihrem Auftreten bildete die Begine zunächst den Kopfputz der Frauen aus dem Mittelstande und der wohlhabenden Bäuerinnen aus der Umgebung Basels [3]. Die frühern Beginen haben zusammenschnürbaren Boden, später trifft man auch gesteifte Stücke an. Karl Schneider hat in seinen Lebenserinnerungen [4] die Tracht einer Basler Bäuerin aus der 1. Hälfte des 19. Jhs. festgehalten: «Den Hinterkopf bedeckte ein mit farbigen, kleinen Glasperlen, Gold- und Silberräpplein gesticktes Tschäppeli, Begine genannt.» In den 60er Jahren war sie in der Umgebung grösserer Ortschaften selten mehr zu sehen [5].

b) Auf der Landschaft Schaffhausen ist die Begine eine typische Bandkappe (Abb. 6) [6], (vgl. § 23, Ziegelhube).

Zwei Möglichkeiten für die Enstehung des Namens dieser neuzeitlichen Kopfbedeckungen fallen ins Gewicht. Die Benennung kann 1. von Begine (Laienschwester) herstammen, Angehörige eines Ordens, der sich im Mittelalter von den Niederlanden aus über ganz Deutschland und die Schweiz verbreitete; 2. vom frz. béguin (m. Nonnenhaube, Kinderkäppchen) aus übertragen worden sein. Diese Annahme wird erschwert durch das weibliche Geschlecht des Sachnamens.

Die Erklärung für seine Entstehung finden wir bei der Betrachtung der Kopftracht der Beginen zur Zeit der Gründung des Ordens im 13. und 14. Jh. [7]. Wie die meisten religiösen Genossenschaften nahmen auch die Beginen als Ordenstracht die Gewandung an, die zur Zeit der Gründung allgemein üblich war, d. h. sie behielten sie bei. Wir dürfen annehmen, die Tracht der flämischen Frau sei darin zum Ausdruck gekommen. Brügge ist als Mutterstätte des Laienordens bekannt. In Frankreich fielen die Beginen im Zeitalter des Roman de la Rose durch ihre Gewandung auf. Von Contrainte Abstinence sagt Jean de Meung [8]:

---

[1]) Seiler, Wb., S. 25; Id. IV 1056; Schweizer Trachten. Nr. 9; mündlich, schriftlich. [2]) Lex. geogr. V 56; vgl. Heierli V 89f. [3]) Ein Familienbild aus Eptingen zeigt die jugendliche Frau Althaus (geb. 1776) in einer Begine mit kl. Nackenschleife; Originale aus Sissach und Binningen in Privatbes.; im LM. und im HMBs. [4]) S. 33. [5]) Heimathkunde Gelterkinden, S. 50 f.; vgl. Kron, S. 6; Breitenstein, Herr Ehrli, S. 38. [6]) Gemälde XII 48; Heierli, Klettgau, S. 20f.; ebds. Vkt. IV 75f.; Pletscher, Randen. 1905. [7]) Basel im 14. Jh., S. 60: die erste Spur der Beginen in Basel findet sich um 1250. [8]) Roman de la Rose III Vers 1204 ff.

«Et s'atourne come beguine,
E ot d'un large cuevrechief
E d'un blanc drap couvert le chief.»

Die weltliche Tracht hatte sich seit der Gründung des Ordens verändert oder wies örtliche Verschiedenheiten auf. Darum konnte Wurstisen [1]) im Jahre 1400 von der sonderbaren Gewandung der Beginen in Basel sagen, «zerbreitete Vela, Weiler oder Schleyer» bildeten ihre Kopftracht. Unter dem Schleier aber trugen sie, wie alle Frauen, eine einfache, enganliegende Leinenhaube, welche nach der Sitte der Zeit das Haar vollkommen verdeckte [1a]), wie solches noch heute bei den Beginen in Brügge der Fall ist. Damit erklärt sich auch der im Jahre 1380 in Zürich vorkommende Name «Begin-huben» [2]), Haube nach Art der Beginenhauben, ein Ausdruck, der dann zu «Begine» gekürzt worden ist.

Begine ist als Femininum auch im Schweizerfranzösischen vertreten. Im Jahre 1675 befiehlt die Berner Obrigkeit in einem besonders an die Waadt gerichteten Mandat [3]) den Dienstmädchen, sie hätten «des beguines sans dentelles» zu tragen. Die Benennung erhielt sich bis ins 19. Jh. hinein in Welsch-Murten als Bezeichnung der dort üblichen Waadtländer Kappe [4]). In Bern selbst ist sie um 1749 noch geläufig: eine Prädikantenfrau besitzt 15 «Beguines» zu 2, 4 und 6 Batzen das Stück [5]). Darunter sind weisse Nachthauben verstanden, die noch im 19. Jh. im Aargau unter dieser Benennung bekannt waren [6]).

Begine, der Name der Nachthaube, die mit Bindbändern unter dem Kinn gebunden wurde, übertrug sich dann in Basel und Schaffhausen auf zwei mit Schleifen unter dem Kinn befestigte Kopfbedeckungen. Entlehnung aus der welschen Schweiz anzunehmen, ist nicht nötig, weil dort m. W. kein Stück Kopftracht vorkommt, das der Basler oder der Schaffhauser Begine ähnlich sieht [6a]). Die beiden Kappen können mit der Benennung aus dem benachbarten Oberdeutschland in die Schweiz gekommen sein [7]).

---

[1]) Wurstisen I 218; Basel im 14. Jh., S. 60. [1a]) Schultz, D. L., Fig. 405 (Israel von Meckenen, Begine). Um 1400 musste die Kopftracht der bürgerlichen Frauen sich im Gegensatz zu derj. der Beginen entwickelt haben, s. aber oben „örtliche Verschiedenheiten". [2]) Id. II 953; Steiner, Lehnwörter, S. 288. [3]) Mandat Bern IX 1675, 142 (ugdr.). [4]) Engelhard, Murten, S. 35 f.: „Die Wistenlacherinnen trugen Beguinen von allen Farben, bes. weissem Grunde mit kleinen violetten Blumen." Im Val d'Anniviers wurden verschiedene schwarze Kopfbedeckungen mit diesem Namen belegt (Heierli III 162); ebenso die Trachtenhaube der Frauen im Berner Jura (schriftl.). Schweizer Volkskunde 1932, Heft 5, S. 72 (mit Abb.). Der Name war sichtlich zum Gattungsnamen geworden, hat aber mit béguin nichts gemein; vgl. Dict. gén. I 154f. [5]) Geldstag Rodel über Frau Prädikantj Bitzius, geb. Haller, S. 10 (Staatsarchiv Bern, ugdr.). [6]) Id. II 953. [6a]) vgl. auch Heierli V 103 ff., béguine f., die weite weisse Haube der Waadtländerin. [7]) Spiess, d. Volkstracht, S. 123; Volk u. Rasse, S. 40 f.; d. Basl. Begine fehlen gewöhnlich d. Nackenschleifen.

Die beiden Beginen entwickelten sich eigenartig; während die in Schaffhausen sich in die Höhe zog, wurde die Basler immer kleiner, eine Erscheinung, die auch beim Tschäppeli beobachtet werden kann.

Dem Bemühen, die überlieferten Gattungsnamen (Kappe, Haube) anschaulicher zu machen oder sie auf alle Kopfbedeckungen anzuwenden, sind einige Sachnamen entsprungen:

B e g i n e n k a p p e [1]) und B e g i n e n h a u b e [2]) für die im Klettgau, B e g i n e h ü b l i [3]) für die im Baselbiet übliche Begine.

Hieher gehört auch die Benennung B e r g è r e h u e t [4]) als Veranschaulichung von B e r g è r e (Hut). Dieser breitrandige Strohhut, der im vorigen Jahrhundert die Trachtenhüte ablöste und sich in einigen Gegenden sehr lange hielt [5]), verdankt seinen Namen der französischen Schäferin (bergère) [6]). Die Damen des französischen Hofes führten den ländlichen Hut ein und machten ihn gewissermassen zum Vorboten des Rufes «Zurück zur Natur»! Ungefähr 100 Jahre später erstand er in veränderter Form wieder, aber unter dem gleichen Namen, der jetzt im hintersten Bauernhof bekannt wurde.

Einen besondern Anstoss zur Namengebung finden wir in

G o t t e n - S c h ä p p e l i.

Es ist nicht, wie das sinngleiche Gottechränzli ein Kopfschmuck, den die Gotte (Patin) trägt, sondern vielmehr ist das glänzende Stirnband, wie Pestalozzi erzählt [7]) «ein Geschenk der Gotte (Pate)», mit dem sich die Bauernmädchen bei Hochzeiten und Taufanlässen schmücken.

Es muss in einigen Gegenden Zürichs oder des Aargaus — Pestalozzi gibt keine nähere Ortsangabe — Sitte gewesen sein, der Konfirmandin als Patengeschenk ein Schäppeli zu überreichen, den Schmuck, der eine so wichtige Rolle spielte im Leben einer Jungfrau.

9. Stand.

42. In dem mit starren Schranken umgebenen Gebiet des Herkömmlichen stossen auch die Unterschiede zwischen Ledigen und Verheirateten und zwischen sozialen Schichten aufeinander. Standesgruppen sondern sich ab, und mannigfache Abstufungen innerhalb der gleichen Gruppe bilden sich. Diese Vielgestaltigkeit spiegelt sich in der Kopftracht wider und zuweilen auch in der Benennung.

---

[1]) Heierli, Klettgau, S. 20. [2]) Pletscher, Schleitheim, S. 72. [3]) Hetzel, S. 25; Id. IV 1056. [4]) Wehrli, Trachtenbilder, Nr. 15; mündlich. [5]) N. Z. Ztg., 13. Juni 1915; Sonntagsblatt zum Burgdorfer Tagblatt Nr. 49, 1915; schriftlich; Bärnd. I 407. [6]) Villermont, p. 666 f. [7]) Sämtliche Werke IV (1785), 382, (Ausg. Seyffarth, Liegnitz, 1899).

Maitlichäppli [1],

die Bezeichnung für das nur dem Maitli (Mädchen) zukommende Lochkäppchen, war in Unterwalden gebräuchlich (Abb. 21), ebenso

Maitlihârnâdle [2]

für den nur von den Ledigen getragenen nidwaldnerischen Pfeil (Abb. 57).

Wîberhârnâdle [3]

ist die Benennung für die breite Doppelnadel, die in Nidwalden nur den Frauen zukommt. Der anfänglich kleine Doppellöffel wuchs sich zu breiten Schilden aus, ohne dass der ursprüngliche Name in Vergessenheit geraten wäre.

Das weibliche Geschlecht im allgemeinen, ohne Rücksicht auf Standesunterschiede, ist zusammengefasst in

Wibuhuba.

Wir schöpfen die Bezeichnung der Sache, die darunter verstanden ist, aus dem inhaltsreichen Buche von Giovanni Giordani, dem Kenner Alagnas [4]. Er berichtet über die Kopftracht des weiblichen Geschlechts in diesem Walserdorf: «Si rialzano e si legano sulla sommità dell' occipite i capelli, e di là divisi in due grosse e lunghe treccie, circondano con più giri il vertice della testa in guisa di corona, intrecciata di nastri bianchi, rossi, verdi ed azurri, neri in tempo di duolo.» Und er fügt hinzu: «Non è molto tempo che le donne coprivano quella corona di treccie con una berrettina ad orli larghi, rialzati, formata di varie pezzi di panno risiccio e verde (wibuhuba)» [5].

Die Beschreibung Giordanis stimmt mit den Beobachtungen von Schott überein, die dieser um 1842 in Gressoney über die weibliche Kopfbedeckung machte (die Anordnung der rotbebänderten Zöpfe weicht etwas vom obigen Bericht ab): «Auf dem kopfe sitzt ein kleines, rundes käppchen, in der mitte mit einem knopf, von dem gesteppte strahlen nach dem umkreis gehen» [6]. Die «varie pezzi» des erwähnten Käppchens sind offenbar die verschiedenfarbigen Tuchstreifen (Strahlen), die von der Mitte aus zum Rand laufen. Damit stimmt Zug um Zug das von Caspar Wolf in Grindelwald gemalte Barett überein (s. Kap. I A g).

Es ist leicht möglich, dass das kleine Käppchen von Grindelwald aus in die Walserkolonien gelangt ist, wo es dann unter dem zusammenfassenden Namen Wibuhuba in der Erinnerung festgehalten wurde. Der gewissermassen erstarrte und beschränkte, vom Italienischen unaufhörlich bedrängte

[1] Heierli I 140; mündlich. [2] Id. IV 80; mündlich; Meisner, kl. Reisen III 103. [3] Id. IV 667; Osenbrüggen, Wanderst. I 176; mündlich und schriftlich; Heierli I 130. [4] Alagna, S. 12. [5] ebd. Anm. [1]). [6] Schott, Kol., 110 f.

und beschnittene Wortschatz der Walser liess keine feinern Schattierungen entstehen. Wir dürfen aber nach den Aufzeichnungen annehmen, es habe eine Abart des Baretts den Weg in die Kolonien am Monte Rosa gefunden, wohl über das Wallis, wenn sich dort scheinbar auch keine Spur des Käppchens mehr erhalten hat.

Zum Grundwort in der Zusammensetzung Wibuhuba s. § 72 [1]).

Die Verschiedenheit der Kleidung in der Stadt und auf dem Lande führte zur Schöpfung von

Burehüetli,

worunter das letzte Ueberbleibsel des einstigen Baretts, das schwarze Samtband der Wehntalermädchen verstanden ist [2]). Der Name kann erst im 19. Jh. aufgekommen sein unter dem Einfluss von «Buretracht».

10. Farbe.

43. Selten hat die Farbe der Kopfbedeckung eine Neubezeichnung veranlasst. Man pflegte sie gerne im Gattungsnamen auszudrücken, schwarze und farbige Stücke mit Kappe, weisse mit Haube zu benennen. Das 19. Jh. brachte eine Fülle farbiger und bunt bestickter Kopfbedeckungen in die Mode, ohne dass im bisher geübten System eine einschneidende Aenderung eingetreten wäre. Dennoch konnten ein paar diesbezügliche Bezeichnungen entstehen.

Das weisse Kleid.

Bis ins 20. Jh. hinein pflegten im Lötschental bei Beerdigungen die männlichen Mitglieder einer Bruderschaft einen weissen hemdartigen Ueberwurf zu tragen. Die Sitte ging dann auch auf die Trauerkleidung der weiblichen Mitglieder über. Zum Ueberkleid legten die Frauen noch ein weisses Tuch über den Kopf, das in die Benennung «das weisse Kleid» einbezogen wurde und mit dem Uberwurf zusammen ein Ganzes bildete [3]).

«Aus allen Gässlein kommen sie still hervor, ein weisses Hemd über dem schwarzen Gewand, ein weiss, langwallendes Tuch über dem Kopf», sagt H. Anneler [3a]). Die Sitte muss früher im ganzen Wallis und in den Kolonien verbreitet gewesen sein (§ 30, 28) [4]).

Goldchäppli [5]).

Das Ueberkäppchen der Frauen I. Rhodens pflegte oft mit Goldflitter und Goldstickerei verziert zu werden. Der goldene Schimmer führte zu einer

---

[1]) Das Wort Chappa scheint dort gar nicht im Gebrauch gewesen zu sein, wenigstens wird es in den von mir benutzten Wörterverzeichnissen aus den Kolonien nicht angeführt (vgl. 52, Schwôbachappa). [2]) Id. II 1785. [3]) Schriftl. [3a]) Lötschen, S. 58. [4]) Schott, Kolonien, S.112, leider vergisst er den Namen des Tuches anzugeben; Osenbrüggen, Wanderst. IV 10; Heierli III 153ff.; im Pommat verhüllte der Ueberwurf als Schleier die ganze Gestalt; vgl. Schweizer Volksleben II 49. [5]) Schriftl.; Orig. im LM.

Neuschöpfung, während die über den Rücken fallenden roten Bänder die Aufmerksamkeit nicht erregten.

Goldbortchäppli [1]).

Die Benennung für den gleichen Kopfschmuck verdankt seine Entstehung der golddurchwobenen Borte, die um Rand und Mittelnaht des Käppchens läuft. Beide Sachnamen haben sich nur mündlich erhalten.

Goldhaube

ist eine Benennung für die Schnellkappe, die erst seit Ende des 19. Jhs. belegt ist [2]). «In Rorschach lassen sie die Wohlhabenden oft ganz aus Gold- oder Silberspitzen verfertigen», sagt zwar G. L. Hartmann schon 1818 [3]).

Der Name wurde am Anfang dieses Jhs. von Eymann [4]) auf die auch in Gressoney vorkommende ostschweizerische Kappe angewendet: «Die von Mutter auf Tochter vererbten, reich gearbeiteten Goldhauben, wahre Kunstwerke, werden nur noch bei festlichen Anlässen getragen und sind ausser Mode» (vgl. Schwòbachappa).

Gällätzi Binde [5]).

Auf der Landschaft Schaffhausen gehörten um 1800 herum zur Festtracht der Mädchen «gällätzi Binde», Zopfbänder, bei denen auf der linken (mdartl. lätze) Seite die gelbe Farbe im Gewebe vorherrschte (vgl. § 29).

Die roti Zipfe.

Die Bauernmädchen in Nidwalden flochten durch ihre Zöpfe rote Bänder oder Schnüre, die sich dann zu jener künstlichen Haarverzierung umformten, die mit der Haarnadel über dem Zopfrund befestigt wird (Abb. 57) [6]).

Schott [7]) findet in den Kolonien um 1842 die roten Zopfschnüre und die Haartracht der Nidwaldnerinnen. «Das haar wird, mit ausnahme zweier löckchen, die über die schläfe hangen, hinauf gestrichen und hinten in zwei knoten geflochten. Von diesen hangen zöpfe herab, die mit rothen bändern durchflochten sind, und sich unten vereinigen, so dass ein halbring entsteht.» In Alagna [8]) und in Bosco [9]) wird das (rote) Band um die aufgesteckten Zöpfe herum geschlungen.

---

[1]) Heierli II 99. [2]) Originale im LM.; Wehrli, Nr. 86, 180; mündlich; auf neuere Entstehung deutet auch -haube (s. § 72). [3]) Altsanktgall., S. 168. [4]) Jahrbuch S. A. C., 1906, 129, 131. [5]) Heierli, Klettgau, S. 18; mündlich. [6]) Mündlich; Orig. im LM.; im HSNSt.; Meisner, kl. Reisen III 103; Id. VI 1757; Heierli I Abb. 140. [7]) Schott, Kol., S. 110. [8]) ebd. 111. [9]) Id. VIII 997.

Die wissi Zipfe [1]).

Die Mädchen in Obwalden flochten und flechten noch weisse Bänder oder Litzen durch ihre Zöpfe, ein Schmuck, der auch von den dörferischen (bürgerlichen) Mädchen in Nidwalden nachgeahmt wurde (Abb. 62) [2]).

11. Zweck, Bestimmung, Zugehörigkeit.

44. Eine ansehnliche Reihe von Sachbezeichnungen gibt Aufschluss über den Zweck, dem die Sache diente, über die Bestimmung, die sie erfüllte und über ihre Zugehörigkeit zu einer andern Sache. Zweck und Bestimmung gehen in vielen Fällen Hand in Hand.

a) Die Verwendung eines Stückes der Kopftracht wird ausgedrückt in:

Haarschnuer.

Dieser Name für das seidene oder wollene Zierband der jungfräulichen Zöpfe, ist in der Volkstracht besonders heimisch in Luzern und der Innerschweiz, aber auch in Bern und Zürich.

«Das weibliche Geschlecht des Kantons Luzern», sagt Kas. Pfyffer [3]), «trug von jeher eine alle Formen des Körpers begünstigende Kleidung. Die Mädchen flochten die Haare in zwei Zöpfe, deren schwarze Bänder (Haarschnur) bis zu den Fussknöcheln reichten.» Auch im Bernbiet war die «Schnur» ein breites, schwarzseidenes Band, das ähnlich wie in Luzern in die Haarsträhnen verflochten wurde [4]). So wird die Haarschnur damals weit herum ausgesehen haben, in Guggisberg [5]), im Seeland [6]), im Freiamt [7]) und im Baselbiet [8]).

Diese Seidenbänder hatten keine Aehnlichkeit mehr mit einer Schnur (mhd. hârsnuor, Schnur oder Band zum Aufbinden des Frauenhaars); die rote, runde, wollene Schnur jedoch, die gleich einem Docht durch die Zöpfe der Mädchen im Wehntal und im Knonaueramt geflochten wurde, gibt uns klaren Aufschluss über die ursprüngliche Bedeutung von «Haarschnuer». «Hier», berichten die Gebrüder Bridel [9]) aus Ottenbach, «lassen die jungen Töchter ihre Haarzöpfe herunterhängen, von denen eine rothe Schnur herausfällt, an deren Ende ein Zöttelchen von gleicher Farbe hängt.» Später wurde auch hier die Schnur mit einem Band vertauscht, während in Unterwalden jetzt noch wollene oder leinene Litzen zu diesem Zwecke üblich sind. Dort hat sich auch die alte Bedeutung des Wortes erhalten [10]).

---

[1]) Mündlich; Heierli I 150 ff. [2]) Die Mädchen Engelbergs, das seit 1815 politisch zu Obwalden gehört, flochten weisse Bänder durch die Zöpfe, aber gleich den Nidwaldner Mädchen nähten sie die Schnüre in einen künstlichen Schmuck zusammen, was in Obwalden nie vorkam (Heierli I 149). [3]) Gemälde III 1. Bd., 162; mündlich. [4]) Gotthelf, S. W. V (Anne Bäbi), 399; XVII 11; IV 236. [5]) Bärnd. III 446. [6]) ebd. IV 434. [7]) Meister, kl. Reisen, 1782, 69. [8]) Schneider, Lebensl., S. 33. [9]) Fussreisen I 51; Gemälde I 1. T., 74. [10]) Mündl.; Heierli I 143; vgl. Haarband.

Haarband (mhd. hârbant).

Das seidene Band, das bestimmt war, die Zöpfe zu schmücken, steht im Luzernbiet noch um 1812 im Gegensatz zur schmalen Haarschnur, die mehr praktischen Zwecken diente [1]). Das Haarband war ein rotes oder buntes Seidenband, das die Braut zuunterst in die Zöpfe flocht, während die Haarschnur als Einflechtschnur diente. Dieser Stand der Dinge tritt auf dem Adelwilerbild vom Jahre 1752 deutlich hervor: die Chränzlijungfern tragen rote Einflechtschnüre in den Zöpfen, während erst am Zopfende das Haarband angehängt wird mit einer Rosette, die sich später zur Masche verdichtet (s. unten c. Tritschfb.) [2]). Haarband im Sinne von Zopfband war neben Haarschnuer in Solothurn [3]) und im Aargau [4]) üblich. Den gleichen Namen erhielt im Wallis das neuerdings zur Tracht erhobene Samtband, das über den Scheitel gelegt und neben dem Haarknoten geschmackvoll zur Masche geknüpft wird [5]).

Tritschfade.

Aus der Einflechtschnur hervorgegangen ist Tritschfade, der lange, etwa 10 cm breite, mit Watte oder Wolle ausgestopfte doppelte Stoffstreifen, der jetzt noch den Mädchen im Sensebezirk zum Verstärken ihrer Zöpfe, Tritsche (ital. treccia, Zopf), dient (Abb. 61) [6]).

Zugrunde liegt Faden (mhd. vaden) in der Bedeutung von einfacher, aus Leinen- oder Wollgarn gewobener Schnur [7]). Als von der Stadt aus die Mode der gepolsterten Zöpfe im Sensebezirk aufkam, wurde der Tritschfade den Modebedürfnissen angepasst, verbreitert und wattiert [8]).

Eine in Tafers übliche, zweckgemässe Benennung für die gleiche Sache ist

Haarstranga [9]).

Ausgangspunkt der Namengebung ist wahrscheinlich Stranga (mhd. strange, Strick, Seil, Streifen) [10]) in der Bedeutung von Garnsträhne, die man durch die Zöpfe zieht. Auf der Baar (Baden) benutzte die Braut früher in der Tat Stränge roten türkischen Garns als Einflechte [11]). Es könnte auch sein, dass im Sensebezirk die Länge und Breite des grünen Stoffstreifens den Eindruck einer Strange erweckt hätte.

---

[1]) Stalder, Id. I 13. [2]) Eigene Aufnahme; vgl. L. Vogel: Mädchen aus Schüpfheim. [3]) Schwyzd. XVIII 17; Id. IV 1329; Gemälde X 74; Schild, Fenner-Joggeli, S. 88. [4]) Meister, kl. Reisen, S. 69; Gemälde XVI 470. [5]) Schriftlich; Id. IV a. a. O.; Anneler, Lötschen, S. 58; Beiträge Gr. II § 25 i, 4; vgl. § 29, gäll. Binde; im Berner Oberland ist in bäuerlichen Kreisen die Ableitung „Haarbendel" für das Band üblich. Gefl. Mitt. von Prof. Th. Delachaux. [6]) Eigene Aufnahme; auch die in die Landestracht gekleideten Frauen benutzen die Einflechtschnur; vgl. Heierli III 122 f. [7]) Kluge, Et. Wb., S. 127; Lexer, S. 310. [8]) Hottenroth III 164, 162, die Mode war weit verbreitet in Oberdeutschland. [9]) Schriftlich. [10]) Kluge, a. a. O., 476; Lexer, 251. [11]) Meyer, Baden, S. 234; Jensen, Schwarzwald, S. 100, erwähnt den gleichen in St. Georgen üblichen Brauch.

Zupfebändel [1]).

Im Baselbiet und im benachbarten Wiesental galt dieser Name für das seidene Haarband der Mädchen.

«Jetz flicht i der chünstlichi Zupfen
us de schöne, suufer gstrehlte, flächsene Hoore.
Obe vom wyssen Aecken un biegsam in d'Zupfe verschlunge
fallt mit baiden Enden e schwarze, siidene Bendel
bis zuem tiefe Rocksaum abe» [2]).

Die Benennung ist entstanden aus Zupfe, Haarflechte des weiblichen Geschlechts, und Bändel (mhd. bendel, Band), ein Name, der schon zwei Jahrhunderte vorher im bänderreichen Baselbiet in dieser Bedeutung heimisch war [3]).

Haarnadle.

Die Haarnadel diente schon früh zum Festhalten der aufgebundenen Haare. Ihre Form stimmte mit der einer Näh- oder Sticknadel der frühmittelalterlichen Zeit überein, doch lief die lange Spitze oft schon in einen kostbar verzierten Griff aus, ein Beweis, dass die Nadel auch zum Schmücken des Haares bestimmt war [4]), ebenso wie zum Ziehen der Scheitellinie [5]).

Sache und Namen kamen zu ihrem Rechte, als die Mädchen am Ende des 17. Jhs. begannen die Haare zu zeigen, unbedeckt von der Pelzkappe [6]). Hier haben wir vielleicht den Ausgangspunkt der kleinen Lochkappe der Ledigen zu suchen, die wir am Anfang des 18. Jhs. schon vollkommen ausgebildet vorfinden, wie die Nadel auch (Kap. I B).

Der Gattungsname Haarnadel behauptete sich auch für die breite Doppelnadel (§ 42). Wir treffen ihn, ausser im Haarnadelgebiet der Volkstracht, in den kleinen Städten, wo er dann mit der Sache der städtischen Mode weichen musste. «Von der Kleidung der Frauen war die der Jungfrauen wesentlich nur insoweit unterschieden», berichtet der alte Chorherr Staffelbach, aus Sursee [7]), «dass diese die Haare nach hinten flochten und das Geflecht (Züpfen genannt) um eine etwas lange und ziemlich breite, an dem Ende löffelartig getriebene und ziselierte, silberne sog. Haarnadel umwanden.»

---

[1]) Mündlich. [2]) Hebel, Alem. Gedichte, S. 11. [3]) Jahrbuch Basel 1885, 73; auch in Basel bestand 1670 ein Unterschied zwischen Bendel und Band, wie in Luzern zwischen Haarschnuer und Haarband (ebd., S. 70); schriftlich. [4]) Heyne III 84 f.; Villermont, p. 65 f.; 102 f; 110, 112; Spiess, d. Volkstr., S. 37; ZsdVfVk. 22. Jahrgang, S. 129. [5]) Heyne III 85. [6]) Villermont, p. 521 ss; die Aenderung der Haartracht scheint in Frankreich vor sich gegangen zu sein; Böhn, 17. Jh.: Bilder von Abr. Bosse, bes. die Unterzeichnung des Ehekontraktes 1633, der Ball, usw. [7]) Reiseskizzen, S. 22.

Haarglimpf [1]).

Die frühere, pfeilförmige Haarnadel Unterwaldens ist am breitern Ende mit einer Oese versehen zum Durchziehen eines Bandes oder einer Schnur, wie ein Glimpf (Abb. 54) [2]), der zum Durchziehen des Preisnestels diente und oft als Zierstift ins Mieder gesteckt wurde [3]). Die Ausgestaltung des Glimpfs zur Haarnadel lag nahe. Im 18. Jh. wurden in Unterwalden die Zöpfe noch «einfach um den Kopf gewunden und mit einer kleinen Nadel, einem sog. Haarglimpf» [4]) festgesteckt.

Haarleffel,

die löffelförmige Doppelnadel der Obwaldnerinnen hatte den Zweck, die Zöpfe zu stützen und zu schmücken [5]). Sache und Wort waren auch in Oberägeri gebräuchlich, wie in der ganzen Gegend bergseits vom Zugersee. «Le voyageur Louis Simond, se rendant au Righi, fut transporté de Zoug à Arth par le lac, avec sa voiture et ses chevaux. L'équipage du bateau se composait de toute une famille: deux frères, la femme de l'un d'eux, sa fille et son petit garçon. La jeune fille portait de longues dresses de cheveux ‚contournées à l'antique', attachées par une grosse épingle d'argent doré, de huit à neuf pouces de long, à tête en forme de quiller» [7]).

Hoipttuech.

Im Oberwallis ging und geht der weisse Kopfschleier (§ 43d. weisse Kleid) unter diesem Namen, der in mehr als einer Beziehung von Interesse ist. Er geht auf ahd. houbittuoch zurück [8]), den Schleier, womit die Frauen ihr Haupt verhüllen mussten (Kap. I A: f). Während houbit, «Haupt», am Ende des Mittelalters in den meisten Mundarten des deutschen Sprachgebietes durch «Kopf» ersetzt wurde, hielten das Oberwallis und ebenso die Kolonien am Monte Rosa an diesem Ausdruck fest [9]).

45. b) Die Bestimmung, die der Kopfputz hatte, drückt sich aus in

Stofelchappe (Stoffelchappe),

der Bezeichung für die kleidsame, rotseidene Bandkappe der Frauen I. Rhodens (Abb. 7) [10]).

Sie reicht, wie alle Bandkappen, schwerlich ins 18. Jh. zurück und wird zuerst erwähnt von Gabriel Rüsch [11]) um 1835 als kleine, dem Kopf angepasste Kappe mit roten Banden. Nur zwei Merkmale fielen damals Dr. Rüsch

---

[1]) Mündl. [2]) Orig. in Sarner Privatbes. [3]) Schmuckbuch, S. 218. [4]) Aus den Aufz. von Frau Landammann Wirz, Sarnen. [5]) Mündl. [6]) Schriftl. [7]) Grellet Pierre, la Suisse en diligence, 1921, S. 24. [8]) Kluge, Et. Wb., 206; Lexer, 106. [9]) Mündl.; Giordani, S. 144; in den schweiz. Mundarten ist Haupt noch gebräuchlich in „es Haupt Vieh", ein Stück Vieh, und im Sammelnamen „Hauptvieh". [10]) Originale im LM., im HMB.; schriftl.; mündl. [11]) Gemälde XIII 54.

auf: das Enganliegende, das in schroffem Gegensatz zur Schlappe stand, und die Farbe der Bänder, während er den Stoff des Kopfputzes nicht zu bemerken scheint. Ergänzend berichtet später ein Kenner der I. Rhoder Tracht darüber [1]: «Auch die rothseidenen Kappen mit dem schöngestickten Boden, welche nur die Weiber tragen, kleiden ganz hübsch.»

Der Name beruht auf mündlicher Ueberlieferung, wir suchen ihn vergebens in den beiden literarischen Quellen [2]. Erst um 1904 wird bei der Beschreibung eines innerrhodischen Trachtenfestes eine «Grossmutter mit Krausschlutte und Stoffelkappe» erwähnt [3]. Die Bezeichnung muss demzufolge aufgekommen sein, nachdem die schöne Kappe zur Alltags- und Altfrauentracht geworden war. Ihr liegt Stofel oder Stoffel zugrunde (lat. stabulum), ein Wort, das den Gebirgsmundarten der Schweiz angehört, und das in I. Rhoden eine Alpweide bedeutet, d. h. der «Teil einer Weide, in welchem der Mist in kleinen Häufchen, die in ziemlich regelmässiger Entfernung voneinander stehen, niedergelegt wird» [4]. Die praktische Stofelkappe wurde offenbar aufgesetzt bei Besuchen auf der Alp und besonders zur Verrichtung von Arbeiten, zu denen man die anspruchsvolle Flügelkappe nicht aufsetzen konnte [5]. Dieses Moment blieb an ihr haften, bis die moderne Trachtenforschung die kleidsame Kopfbedeckung wieder ins richtige Licht stellte.

46. Die Sache hat eine Bestimmung in Bezug auf ihre Trägerin.

Der Keuschheitswächter,

die kostbare Rosenhaarnadel (§ 34) der Mädchen I. Rhodens durfte, wie eine Quelle aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts berichtet [6], «von keiner Frau und auch nicht von einer Dirne, die sich in sittlicher Hinsicht vergangen hat, getragen werden; sie ist ausschliesslich eine Zierde für die Jungfrauen und führt deswegen im Volksmunde den Namen «Keuschheitswächter».»

Wenn auch die Neuschöpfung einen scherzhaften Anstrich hat, liegt ihr dennoch ein ernster Kern zugrunde: die Nadel übernahm im Volksempfinden gleichsam die Aufsicht über die Reinheit, die Ehre eines Mädchens. Wie Schapel und Kranz, hatte auch sie sich zum Kennzeichen der Jungfräulichkeit entwickelt und gab der öffentlichen Meinung Gelegenheit, ein Mädchen zu brandmarken, das sich vergangen hatte. Noch immer herrschte in I. Rhoden die schon 100 Jahre vorher von Ebel mitgeteilte strenge An-

[1] Appenzeller Geschichten, S. 64. [2] Selbst der genau unterrichtete Verfasser der „Geschichten" kennt ihn nicht. [3] Schweiz 1904, 425. [4] Tobler, Sp., 41; mündlich. [5] stofle = Mist in kleinen Häufchen verteilen. [6] Appenzeller Geschichten, S. 63; Id. IV 667; im Elsass ist unter diesem Namen die Aufsicht über das Brautpaar verstanden, ein Brauch, der ebenfalls die Beschützung der Jungfrauschaft bezweckt (Bächtold H., Bräuche I § 228).

sicht, dass der Verlust der Ehre auch den Verlust der jungfräulichen Ehrenzeichen mit sich bringe [1]).

Der Schirmhut

gewährte einen Schutz körperlicher Art. Er diente seit dem 16. Jh. zum Abwehren der Sonnenstrahlen: «Causia, ein schirmhut wider die sonnenhitz» [2]). Der zweckgemässe Schattenhut, der ohne Zweifel bei Feldarbeiten aufgesetzt wurde, musste mit einem breiten Rand, «Schirm», versehen sein. Das Wort Schirm beeinflusste auch die Namengebung der von Fricker [3]) erwähnten kostbaren weissen «Schirmhauben» der Frauen in Baden im Jahre 1722. Schirmhut nahm den Sinn von Hut mit breitem Rand an, der vor den Einflüssen der Witterung Schutz bot. Man übertrug den Namen besonders auf einen unverzierten Hut. So wurde um 1774 von den Waadtländerinnen geschrieben, sie trügen «in der Arbeit grosse Schirmhüte von Stroh, die sich in ein Horn verlieren» [4]).

Die Benennung hatte eine gewisse Zugkraft, man übertrug sie auch auf den breitrandigen, schmucklosen Strohhut der Solothurnerinnen, ehe er zur Sonn- und Festtagstracht erhoben wurde. Um 1800 unterschied er sich nur durch die Feinheit des Strohs vom frühern Alltagshut, vielleicht hatte er — als einziger, unverzierter Sonntagshut der deutschen Schweiz — auch noch die Bestimmung, seine Trägerin vor dem Regen zu schützen, wie das vom bernischen Schwefelhütchen behauptet wird (Abb. 48). Später soll auch er mit Bändern und Blumen überdeckt worden sein [5]).

c) Zugehörigkeit zu einer andern Sache.

47. Die Zugehörigkeit einer Sache zu einer andern wird veranschaulicht in

Tritschfadeband [6]).

Es wird am Ende der Zöpfe angehängt, da wo der Tritschfaden (§ 44) aufhört, und bildet ihren eigentlichen Schmuck, das Haarband.

Die mir in Düdingen gezeigten Stücke sind schöne breite Seidenstreifen von leuchtender Farbe. Bemerkenswert ist aber, dass die Farbe keinen Einfluss auf die Namengebung hatte. Die wattierten Stränge, Tritschfade, waren so vorherrschend in der Vorstellung des Beobachters, dass das malerisch schöne Band zu ihnen gehörig betrachtet und nach ihnen benannt wurde.

---

[1]) Ebel, Gbv. I 170; vgl. ebd., 88; Reinhard, Mädchen aus Schwendi, 1793; Schweizer Volkskunde 1935, 38. [2]) Id. II 1791. [3]) Baden, S. 605. [4]) Museum schweitz. 1774, Heft 3, 330; vgl. Andreae, Briefe, S. 284. [5]) Kalender Olten 1859; vgl. Reinhard: Mädchen aus Derendingen, 1795; usw. [6]) Mündlich.

Aehnlich hat sich der Vorgang bei der Bildung von

Trütschechappe [1])

abgespielt. Das Barett entwickelte sich im Sensebezirk später zur Kopfbedeckung der jungen Frauen, die in der Prozession als Beschützerinnen der Chrüzgangjungfern mitschreiten (§ 48). Die wattierten Zöpfe, Trütsche, reichen zum Teil über das Barett hinauf (Abb. 63). Der Name ist neueren Ursprungs, wie schon das gerundete -ü- andeutet, und entstanden in Anlehnung an Chrüzgangchappe, denn im Sensebezirk ist «Chäppi» üblich für das Barett.

Die Zopfkappe

ist eine von den Valserinnen aus dem benachbarten romanischen Oberland übernommene, dort Capetsch genannte Kappe (Abb. 18) [2]). «In Vals», sagt Pater Curti [3]), «ist der Capetsch, dort Zopfkappe genannt, sogar Trauertracht geworden und hat sich als solche bis Mitte des 19. Jhs. erhalten.»

Die kleine Kappe bekam wohl den Namen, weil sie nur gerade die Zöpfe bedeckte; vielleicht aber haben die Valserinnen früher ihre Flechten von aussen um das erhöhte Kappenbödeli geschlungen und so die Bezeichnung veranlasst (§ 25 Chorbch.).

Güeflihube [4]).

Die weisse Haube der Frauen in Schwyz verlor am Anfang des 19. Jhs. ihr Bödeli. Der Spitzenrand wurde von da an am Güefli (Gueffli), dem Ueberkäppchen befestigt. Die beiden Stücke gingen von nun an zusammen in Schwyz, Weggis [5]), in einem Teile des Zugerbiets [6]) und in Nidwalden [7]) (s. § 14). Der Name übertrug sich auch auf die Schinhube Obwaldens.

Schlappechäppli [8]).

Der Name für das als letztes Stück ihrer Kopftracht von den Frauen I. Rhodens zwischen die Flügel der Schlappe und Haube geheftete Ueberkäppchen ist wohl entstanden, als «Schlappe» noch für Unterkäppchen und Ueberhaube zusammen gebraucht wurde (§ 40).

Stûchehube [9]). (Abb. 15.)

Die weisse, reich mit Spitzen verzierte Schnabelhaube der Frauen im Klettgau deutet schon durch ihre Bezeichnung auf die Zugehörigkeit zu einem andern Stück Kopftracht hin: sie wurde zur Stûche, dem feinen Schleiertuch getragen.

---

[1]) Heierli III 126. [2]) Schriftlich. [3]) AzfsA. 1917, 132 ff., wo genaue Beschreibung; Rätische Trachtenbilder: Lugnetz. [4]) Schriftlich; N. Z. Ztg. vom 28. Okt. 1917, Nr. 2023; Heierli I 122f. [5]) Gemälde III 161. [6]) Schriftlich. [7]) Mündlich und schriftlich. [8]) Schriftlich. [9]) Heierli, Klettgau, S. 14.

Der Name beruht auf Ueberlieferung, er kann schon in St. Galler Mandaten des 16. Jhs. festgestellt werden [1]). Eine vornehme Schaffhauserin besass laut Inventar um 1711 mehrere «Stûchen-Huben» [2]), die zu entsprechenden Stüchli und Stûchen aufgesetzt wurden.

Auf einer aus dem 17. Jh. stammenden Plundertafel aus Chur ist eine bündnerische «stûchen hûben» mitsamt der «stûchen» abgebildet [3]).

Das By-tschäppli (Bî-tschäppli)

war nach Spreng [4]) «ehemals eine steife Jungfernhaube, welche sich an beiden Ohren ein wenig herausründete und vornen in der Mitte eine kleine, stumpfe Schneppe hatte». Es wurde sichtlich, wie das anderwärts der Fall war, zur Pelzkappe oder zum Kranz getragen (s. § 40 Schlappe), daher der Name in der Bedeutung von Tschäppli, das zu einer andern Kopfbedeckung getragen, ihr beigefügt wird.

In den 60er Jahren des 18. Jhs. trug man es in der Stadt nicht mehr, hingegen blieb es unter verkürztem Namen auf dem Lande noch bis ins 19. Jh. hinein üblich (§ 57 Tschäppeli). Als der Hannoveraner Andreae [5]) um 1763 berichtete, in Basel zeigten sich lauter blosse Köpfe mit hängenden Zöpfen, musste er sich von einem Basler die Zurechtweisung gefallen lassen: «Dieses ist nicht. Denn in unserem Canton tragen alle Bauernmädchen Hauben, worüber das Haar künstlich geflochten ist, sondern es betrifft den Canton Solothurn jenseits des Hauensteines» [6]). (Abb. 34.)

Jepechränzli [7])

bedeutet in Guggisberg das mit der Jepe, dem Gestaltrock, zusammen getragene Chränzli. Der Ausdruck kann erst entstanden sein, als die Jepe samt dem Krönchen nur noch zu Schauzwecken hervorgezogen wurde, denn zur Zeit der Blüte der Volkstracht bildete die Jepe einen Teil der Alltags- wie der Festtracht.

12. Gelegenheit.

48. In diesen Abschnitt gehören einige Sachnamen, welche die Gelegenheit anzeigen (Fest, Trauer), bei welcher eine bestimmte Kopftracht getragen wurde. Ein paar von ihnen scheinen auf einen Unterschied zwischen kirchlicher und weltlicher Tracht hinzudeuten; in Wirklichkeit existierte dieser nicht: im Volksleben spielte die Kirche bei Festen wie bei Traueranlässen eine entscheidende Rolle.

---

[1]) Id. II 134. [2]) Hs. im Staatsarchiv Schaffhausen. [3]) AzfsA. 1913, 227. [4]) Alemannia 15, 195; Id. VIII 1001; Herrliberger, Ausrufbilder Bs. Nr. 18, 33. [5]) Briefe, S 288. [6]) ebd; vgl. § 26, Bodechappe; Reinh.: B. Schaffner aus Anwyl, 1792; die Markgräflerinnen, die in Basel dienten, liessen ihre Zöpfe hangen. [7]) Bärndütsch III 446; Jenzer, Schwarzenb., S. 168.

K i l c h e h u b e [1]).

Eine hervorragende Rolle spielte in der Trachtengeschichte die Kirchentracht. Schon beim Beginn des christlichen Zeitalters wurde den Frauen vorgeschrieben, wie sie sich zur Vornahme von kirchlichen Handlungen zu kleiden hätten (s. Kap. I A f). Diese Vorschriften fielen teilweise im Laufe der Jahrhunderte, bis sie im 17. Jh. erneuert wurden und in kleinliche Bevormundung ausarteten: jedem Stand und Rang kam eine bestimmte Kirchentracht zu. In der Stadt Zürich z. B. durften in der 1. Hälfte des 18. Jhs. die Frauen der Adeligen allein ihre Stûche in ein spitziges Dächlein auslaufen lassen, während die Bürgersfrauen sie nur mit eingedrückter Spitze tragen durften.

Die kirchenfähige Haube war von Gegend zu Gegend verschieden. Jede festliche Haube der Volkstracht gehörte zur Zeit ihrer Blüte zur Kirchentracht, ohne dass aber die Verwendung sich im Sachnamen ausgedrückt hätte. In Altstätten (Rheintal) war die Grillenhaube (§ 31) «eine sog. Kirchenhaube» [2]); im Klettgau nahm die schwarze Spitzenkappe noch um 1840 herum diesen Platz ein [3]); im Pommat kam er der C h i r c h e n w i n d l e und in Bosco der M ä s c h w i n d l u zu [4]) (s. § 28).

C h r ü z g a n g c h a p p e [5]).

Sie ist eine Kappe, die von den Verheirateten im Sensebezirk zum Chrüzgang, der feierlichen Prozession, aufgesetzt wurde [6]). Ihre Machart lässt vermuten, dass sie kaum je anders als zum Barett getragen wurde: die Verzierung reicht nur so weit an der Patte hinauf, als die Kappe nicht vom Barett bedeckt wird (Abb. 43).

Der Name hat sich m. W. nur durch mündliche Ueberlieferung in Düdingen erhalten, auch fehlen Beschreibungen der Sache in der Literatur des 19. Jahrhunderts.

49. Eine Festtracht, die unter dem Einfluss kirchlicher Anschauungen entstanden ist und von der Kirche regiert wurde, ist die der Bräute und der ledigen Patinnen. Hier haben wir die Sachnamen:

B r û t s c h a p p e l (Abb. 67).

Auf der Landschaft Schaffhausen hat sich dieser Name für die Krone der Braut erhalten [7]). Nach den Quellen hob sich im 18. Jh. die Brautkrone nicht von der ab, welche die Brautjungfer (Vorbraut) und die Gespielinnen trugen. Es ist jedoch möglich, dass bestimmte Verzierungen nur der Braut

[1]) Id. II 952. [2]) Chronik Altstätten, S. 609. [3]) Gemälde XII 47; Heierli, Klettg., S. 14. [4]) Mäsch- aus lat. missa, Messe (in andern Mundarten Mäss). [5]) Orig. aus blauer Leinwand im HMB.; das in Düdingen einzig erhaltene Stück befand sich 1919 im Besitze des Sakristans. [6]) Heimatschutz XXII 6. Heft, Taf. III; Heierli III 126. [7]) Mündlich; vgl. Reinhard, Bild einer Klettgauer Braut, 1793.

zukamen. So scheinen rote und schwarze Fransen (Zotten), die den aufschlussreichen Namen «Brûtbändel» tragen, mancherorts das Abzeichen der Bräute gebildet zu haben [1]). «In ihrem jungfräulichen Kranze, gerändert mit schwarzen Zotten», wurde um 1797 eine junge Entlebucherin getraut [2]); aber Fransen gehörten um 1820 auch zum festlichen Kranze der Mädchen an Taufen, Hochzeiten und Prozessionen [3]). Wenn der Brauch je bestanden hatte, so scheint sich doch seine Bedeutung verwischt zu haben.

Im Aargau wurden mit Brautbändel die Bänder bezeichnet, mit denen im 19. Jh. eine Braut ihren Schmuck festband [4]). An einer Krone aus Jestetten versehen Bänder das Amt der anderwärts üblichen Fransen [4a]). Es ist möglich, dass auch die neben den Bändern angebrachten roten Wollzöpfchen [5]) eine Zeitlang zum Brautschmuck gehörten. Damit ist aber der Beweis, dass nur Bräute alle diese Zutaten getragen haben, nicht erbracht.

Auch für S p û s e t s c h ä p p e l [6]) und S p û s e c h r a n z [7]), die beiden Benennungen für die Krone in Bünden, ist mir aus neuerer Zeit keine Verzierung bekannt, welche die Namengebung erklären könnte. Es muss sich um Namen handeln, die aus der Sitte einer frühern Zeit hervorgegangen sind. H o s t i g s c h a p p e l, Hochzeitsschapel, ist eine in Montafun übliche Bezeichnung [8]).

G o t t e c h r ä n z l i [9]).

Eine jede ledige Gotte genoss das Vorrecht, mit dem Kranz auf dem Haupt an den Taufstein zu treten, gerade so wie die ledige Braut an den Traualtar. Der Kranz blieb sich im Bernbiet in beiden Fällen gleich; der Name aber wurde auch auf den modernen, weissen Kranz übertragen.

G o t t e h ü e t l i,

ist ein Name für das Haslitaler Barett mit dem darauf befestigten Meili [10]). Nach den Quellen trug nur die ledige Patin das Barett in der oben erwähnten Aufmachung. Der Name scheint eine Anlehnung an die im ebenen Bernbiet übliche Bezeichnung Gottechränzli zu sein; in der heimischen Mundart dürfte er Gottehüetsi lauten (s. § 30 Wullhüetsi).

50. Die bei Traueranlässen gebräuchliche Kopftracht kommt zum Wort in

---

[1]) Id. IV 1337; mit Fransen wurden auch die Kronen der Basler Bräute und Patinnen verziert (Glaser Bs., S. 28, 35; Jahrbuch Bas. 1897, 168). [2]) Stalder, Fragmente I 90; vgl. Reinhard, Braut aus Ruswil, 1789. [3]) Vogel L., Zeichnung aus Schüpfheim (LM). [4]) Id. IV a. a. O., nach Rochholz. [4a]) vgl. § 29 gäl. Binde. [5]) Orig. im MVBs.; von ähnlichen Zutaten berichtet Andree, Braunschweig, S. 306. [6]) Id. VIII 999. [7]) ebd. [8]) Schriftlich; vgl. „Freier Rätier", 1902: Die Tracht stimmt mit der in Bünden üblichen überein. [9]) Schriftlich aus Schwarzenburg, Hohfluh-Brünig und Burgdorf. [10]) Orig. mit dieser Aufschrift im HMB.; vgl. Heierli III 110; s. a. § 28.

Leidtiechji [1]).

In Visperterminen ist dieser zweckgemässe Name für das weisse, schleierartige Tüchlein (Tiechji, Verkl. von Tuch) zu Hause. Bei Leichenbegängnissen bildete es die allgemeine Trauertracht.

In diesem Namen kommt die vom 14. Jh. an [2]) weit verbreitete Bezeichnung «Tüechli» für die weisse Kopfhülle der Frauen aller Stände zur Geltung. Auf der Zürcher Landschaft bestand der «Todfall» (s. § 39 Stûche) in «tüchlin und stürtzen» [3]). Es gehörte zur ehrbaren Frauentracht [4]). Damals schon bildete die Trauertracht eine Besonderheit in der Kirchenkleidung der Frauen. Die Bühnenvorschriften für die Luzerner Osterspiele lassen 1583 Maria als junge, glückliche Mutter «ein rein zart Tüchlin über das Har haben, das ir das Har nit gar bedecke» [5]), während sie dann als trauernde Mutter auf die Bühne kommen soll «ein breitt wyss suber Thüchlin über das Haupt, das jro zu beiden Sytten wol abher für die knüw hinabgange und das Har vast verdecke» [6]).

Leidhuet.

Im Luzernbiet, in Zug und im Freiamt bestimmte man den breiten, schwarzen Wollhut der ältern Frauen «fürs Leid», aber einzig im Freiamt ist eine zweckgemässe Benennung entstanden. «Die sog. Leidhüte aus schwarzem Filz» werden von H. Lehmann erwähnt [7]).

Der Name kann auf das 18. Jh. zurückgehen und würde sich dann aus den Zeitläuften heraus erklären lassen. In Zürich befahlen die Regierenden allen Mannspersonen, als Kirchen- und Amtstracht «schwarze Mäntel und glatte Krägen, auch an den h. Festen und bei dem h. Tauf Leidhüt zu tragen» [8]). Diese einfache, schwarze Tracht wurde sozusagen als allgemeine Buss- und Trauertracht vorgeschrieben «bei den bejämerten Zeiten zu Beförderung eines christlichen, bussfertigen Lebens», als eine Art von offiziellem Aschermittwoch, der zum üblichen Kleiderluxus in schroffem Gegensatz stehen musste [9]). Leidhut tritt dort um 1702 neben das Barett [10]) und verdrängt es.

Der Name und die sich daran knüpfende Verwendung der Sache verbreitete sich über die zürcherischen Grenzen hinaus und wurde auf den Wollhut der Frauen übertragen, was bei der engen Verbindung des Kelleramts mit dem benachbarten Zürichbiet natürlich ist. Wir sind demnach nicht verpflichtet, eine nachträgliche Neuschöpfung anzunehmen, wenn auch der schwarze Wollhut sich trefflich für die Trauer eignete, als man die frühere

[1]) Beiträge Gr. II § 251, 4. [2]) Schachzb., Vers 4848; Gemälde III 1. T., 345. [3]) Rechtsquellen I 1, II. Bd., 16 (Bubikon 1483). [4]) vgl. Anshelm III 166; Jahrb. Basel 1897, 166; Archiv XIV 112 f.; Id. I, 459; Zürcher Tb. 1858, 212; usw. [5]) Germania 30, 332. [6]) ebd. 340. [7]) Strohind., S. 10. [8]) Id. II 1788. [9]) ebd. [10]) ebd.

«weisse Trauer», den Sturz, im Freiamt und im Luzerner Gäu abgelegt hatte (s. § 39).

Leidhaube.

In den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wurde im Bernbiet die Stündelichappe (§ 51) bei Trauer aufgesetzt und «Leidhaube» benannt [1]).

13. Konfession.

51. Zwei vereinzelte Fälle von Neuschöpfungen beziehen sich auf die Zugehörigkeit der Trägerin zu einem religiösen Bekenntnis.

Die katholisch Hube [2]).

ist eine im Thurgau noch erhaltene Bezeichnung für die Schnellkappe, entstanden durch die Verschiedenheit der Kopftracht bei katholischen und reformierten Frauen in der 1. Hälfte des 19. Jhs. Pupikofer [3]) weist auf diese Sachlage hin: «Frauen tragen gerne eine weisse Haube, evangelische Mädchen eine Zitzmütze mit einem tellerförmigen, die Flechten verhüllenden Boden ohne Spitzen; katholische eine sog. Schnellkappe oder Schwabenkappe» (§§ 32. 52). Diese Tatsache wird gestützt durch das Vorkommen der Kappe in der altsanktgallischen Landschaft [4]), in der Umgebung von Rapperswil [5]), in der March [6]) und in der alten Grafschaft Baden [7]). Uebereinstimmend mit Pupikofer nennt sie auch Tobler [8]) «eine Haube der Katholikinnen». Wir haben es hier scheinbar mit einem der seltenen Fälle zu tun, wo die Zugehörigkeit zu einem religiösen Bekenntnis bei der Wahl der Tracht ausschlaggebend war. Die Namengebung konnte nur in gemischtkonfessionellen oder in Grenzgebieten erfolgen, vielleicht zu einer Zeit, in der die Gegensätze zwischen den beiden Bekenntnissen scharf aufeinander prallten, z. B. im Zeitabschnitt vor und nach 1848. Hier handelt es sich nicht, wie bei dem weissen Schleier, um einen Brauch aus früherer Zeit, der sich bei katholischen Frauen länger erhalten hätte als bei reformierten, sondern um ein modernes Stück Kopftracht.

Warum gerade diese Kappe in den erwähnten Gebieten vorkam und nicht die bei den katholischen Frauen I. Rhodens und des Toggenburgs übliche Schlappe, lässt sich nur aus der frühern kirchlichen und politischen Zugehörigkeit heraus erklären: das Hauptgebiet der Kappe, die unter der Herrschaft des Abtes von St. Gallen stehende Alte Landschaft, erstreckte

[1]) Schriftlich aus Burgdorf. [2]) Schriftlich und mündlich. [3]) Gemälde XVII 61. [4]) Hartmann, Altstg., S. 168. [5]) AzfsA. 1917, 118. [6]) Schuler, Er., S. 12. [7]) Festschrift Aargau 1903, 116; mündlich. [8]) Sprachsch., S. 405.

sich auch in den Thurgau hinein [1]). Als die Kantone Thurgau und St. Gallen sich bildeten, blieb über die jetzigen politischen Grenzen hinaus das Gefühl für die frühere Zusammengehörigkeit erhalten und wirkte noch lange fort [2]). Dieses Moment begünstigte und stärkte den Einfluss des religiösen Bekenntnisses im Thurgau.

Weil im Thurgau das religiöse Bekenntnis von Dorf zu Dorf wechselte, konnte die Kappe beständig mit der Bandkappe der reformierten Frauen verglichen und der Unterschied betont werden.

Das Vorkommen der Kappe im Gaster, in Rapperswil und in der March ist hingegen auf konfessionellen Einfluss zurückzuführen. Vermittler ist wohl der Wallfahrtsort Einsiedeln. Der alte Pilgerweg führte von St. Gallen aus durchs Toggenburg und das Zürcher Oberland nach Rapperswil und in die March. Von der March aus gelangte die Kappe nach Baden, das immer in enger Verbindung mit der Innerschweiz stand [3]). Sicher ist, dass nur Katholikinnen diese Kappe trugen. Sie ist auch in den Walserkolonien am Monte Rosa, in Gressoney, zu finden, wo sie noch jetzt zur Festtracht des weiblichen Geschlechts gehört [4]). Ein heimreisender Handelsmann kann sie z. B. von Wil aus, seiner Frau oder seinen Verwandten mitgebracht haben. In Wil waren bis vor kurzem die Gressoneyer Geschlechter Barell und Morel noch vertreten [5]).

Stündelichappe.

Sie war ursprünglich — in den 30er Jahren des 19. Jhs. — die schmucklose Kopfbedeckung der einfach gekleideten Frauen der Wiedertäufer im Emmental. «Die schmalen Spitzen an ihren Kappen», berichtet G. J. Kuhn [6]), «stehen gegen die breiten Mühlräder, die um die Köpfe unserer eleganten Dorfmädchen herumwehen, gewaltig ab.» Die Einfachheit und die geringen Herstellungskosten verschafften der Kappe Eingang in weitere Kreise [7]), bis sie wenige Jahre später plötzlich zu Rang und Ansehen kam und kostbar mit Spitzen und Schleifen verziert wurde. Elisi, die reiche Bauerntochter, sucht darin ihre Schwägerin an Aufwand zu übertrumpfen, ein Zeugnis für den Sachwandel [8]).

Der übermässige Bandschmuck an der Kappe regte Gotthelf zu einem Vergleiche an [9]): Stüdi, die Meistermagd beim Perterli im Gugger, geht in hoffärtiger Kleidung zum Tanz und hat «Lätsche a dr Stündelichappe, dass

---

[1]) Rechtsquellen XIV Alt. Landschaft, I. Bd., 1905; eine gewisse Spannung zwischen den beiden Bekenntnissen kann auch anderwärts beobachtet werden; vgl. Gemälde XIII 115; Herzog, Volksfeste, S. 303, usw. [2]) Vgl. ZsdVfVk., S. 152 f.; Deutsche Geschichtsblätter, S. 166 ff. [3]) Maurer, kl. Reisen, S. 231. [4]) Mündlich; §§ 43, Goldhaube, 52 Schwòbachap. [5]) Gefl. Mittlg. von Bibliothekar J. Wey. [6]) Alpenrosen, 1822, S. 81. [7]) Id. III 396; schriftlich aus Trub. [8]) Gotthelf, S. W. IV 210. [9]) Neuer Berner Kalender 1844, 15.

es e grüssligi Sach gsi ist, si hey ihm ume Kopf ume g'wadlet, dass me fast hät sölle glaube, es flöge ihm e Kuppele Krähje drum». Die Stündelikappe wurde in den 40er Jahren im Bernbiet so allgemein getragen, dass eine mit der Rosshaarspitzenkappe bekleidete Frau auffiel [1]).

«Stündelichappe», ist hervorgegangen aus «Stündeli», Gebets- oder Erbauungsstunde der Wiedertäufer. Sie hat die Bedeutung einer Kopfbedeckung, die von Frauen beim Besuche der Stündeli getragen wurde. Der Name taucht zuerst im Jahre 1837 auf [2]) und verbreitet sich dann rasch mit der Sache im Bernbiet und im Freiburgischen [3]) (§ 50 Leidhaube).

14. Geographische Herkunft oder Verbreitung der Sache.

52. Diese Art der Namengebung geht letzten Endes immer auf einen Vergleich zurück, und zwar auf einen gegensätzlichen Vergleich. Dabei ist in Betracht zu ziehen 1. die Gegend, von der aus die Sache einwanderte und 2. die Gegend, in der sie am längsten haften blieb.

Wenig zahlreich sind die Bezeichnungen, in denen sich die geographische Herkunft der Sache auswirkt, obwohl diese Art der Neuschöpfung von dem Zeitpunkt an stattgefunden haben muss, in dem die Völker miteinander in Handel und Verkehr traten [4]). Ein sicher nachweisbares Beispiel aus neuer Zeit ist

Schwòbachappa [5]),

eine in der Ost-, aber z. T. auch in der Mittelschweiz vorgekommene Bezeichnung für die Schnellkappe (§§ 32, 51).

«Seit etwann einem Jahrzehnd», berichtet im Jahre 1819 G. L. Hartmann von der Frauentracht in der altsanktgallischen Ladschaft [6]), «ist eine Art schwäbischer Hauben Mode geworden, die den halben Scheitel kahl lässt, aber von den Ohren bis über den Hinterkopf hinausreicht. Um nicht abzufallen, muss sie vermittelst einer Nadel an den Haaren angeheftet werden. Sie ist meistens ganz schwarz, mit breiten seidenen Schleifen versehen und hat hinten einen goldenen Boden.» Sie wurde nunmehr sowohl von Mädchen als von Frauen getragen (§ 43 Goldh.).

Die Schwabenkappe ist demnach seit ungefähr 1809 im Fürstenlande eingeführt worden (§ 51). Von hier aus gelangte sie über den alten Pilgerweg durch den Thurgau und das Zürcher Oberland ins Gaster [7]), in

[1]) Neuer Berner Kalender, 1843, 59. [2]) Instrbuch. Supplement, 5. Bd., Nr. 38, S. 26: „Eine Weibsperson . . . welche eine sogenannte Stündeli Kappe trägt", wird ausgeschrieben vom Oberamt Burgdorf. [3]) Bärnd. III 437; IV 1. S. 433; schriftlich aus Münchenbuchsee und Schwarzenburg; Id. III 396. [4]) Heyne III 298, Anm. 195. [5]) Tobler, Sprsch., S. 405; Id. III 395. [6]) S. 168. [7]) AzfsA. 1918. 118.

die Umgebung von Rapperswil [1]), und in die March [2]), wo sie die nunmehr abgehende Flügelhaube ersetzte und den Wohlhabenden Gelegenheit zu neuer Prachtentfaltung bot. «Eine grosse Menge lediger und verheirateter Personen», sagt Meyer von Knonau [3]), «trägt immer noch die sog. Schwabenhauben, die sich am Hinterkopfe in einen solchen Kreis erheben, dass sich die Person nirgends mit dem Kopf anlehnen, zu keinem Fenster hinausschauen und in der Kirche vor lauter Hauben weder Chor noch Priester sehen kann.»

In der alten Grafschaft Baden stellte man die Kappe aus gepresstem Samt her, mit einem Rad aus schwarzen Spitzen [4]).

Ohne Zweifel ist die Schwabenkappe über den Bodensee ins Fürstenland und in den Thurgau gekommen. Mit «Schwòb» bezeichnete man dort jeden Bewohner jenseits des Rheins, den Vorarlberger, den Bayern, den Württemberger und den Badenser, nicht aber den Tiroler [5]). Ganz ähnliche Kappen, die in der Umgebung von Rottenburg getragen wurden, deuten auf die Herkunft aus dem eigentlichen Schwabenlande, aus Württemberg hin [6]). So dürften auch die Gold- und Silberspitzen, mit denen die Kappen verziert wurden, aus Süddeutschland stammen, vielleicht aus Nürnberg, wo noch in den 30er Jahren des 19. Jhs. Frauen und Mädchen mit dem Klöppeln der kostbaren Verzierung beschäftigt waren [7]).

Wallakappa,

wurde im Valsertal die vom romanischen Oberland zu den Valserinnen gewanderte Mudelchappa (§ 20) genannt, die sie an Stelle der abgelegten Zughäubchen trugen.

Eigenartig ist die Entstehung der Bezeichnung: die Lugnezer pflegten die Valser nach romanischer Art «quelz de Vall» [8]), die vom Tal (vulgärl. valle), zu benennen. Die Valser nannten ihrerseits die Lugnezer Walla (ahd. walah, fremd, welsch). So kam der Name auf für die aus dem romanischen Oberland eingewanderte Kappe [9]). In ihm liegt die Bedeutung «Kappe der Romanen, getragen von den Valsern».

---

[1]) Azfs A. 1918, 118. [2]) Schuler, Er., S. 12. [3]) Gemälde V 99. [4]) Orig. in Privatbesitz; Festschrift Aarg., S. 116; mündlich; wie schon bemerkt, (§ 43 Goldhaube), gehört die Kappe heute noch zur festlichen Tracht der Frauen in Gressoney (vgl. auch Heierli V 107). Die heute dort übliche Bezeichnung „Chappu" scheint eher bernischer Herkunft zu sein, die Kolonien kannten früher nur „Huba" (§ 42 Wibuhuba). [5]) Tobler, Sprsch. S. 405. [6]) Spiess, Volkstr., S. 128; von den katholischen Pfarrern im Thurgau stammten die meisten aus Schwaben (Normann III 1916); das Schwabenland, besonders die Städte Ulm, Stuttgart und Nürnberg kamen schon früher für Entlehnungen in Betracht; die Schlappe wurde im 17. Jh. in St. Gallen „Schwabenschlappen" geheissen (Appenzeller Kalender 1916). [7]) Wissen der Gegenwart, S. 216. [8]) Schriftlich aus Vals; Jahrbuch S. A. C. 1896/97, S. 147: „D'Valler", die Leute im Valsertal. [9]) Schriftlich und mündlich; vgl. Schott, Kol., S. 342; Behaghel, Geschichte, § 86.

Schwyzerhube [1])

benannte man in Nidwalden die aus Schwyz eingewanderte Rosenhaube (§§ 34, 47) der «herrischen» Frauen. Dass auch in neuester Zeit die Veranlassung zu derartigen Neubildungen immer noch gegeben ist, ersehen wir aus

Schwyzerhübli,

einem Namen, den Frau Heierli bewusst auf einen im 18. Jh. in Schwyz üblichen Kopfputz anwendet, der aus Unterkäppchen, weisser Haube und Ueberkäppchen (Gueffli) bestand [2]). Von Schwyz aus verbreitete sich das Hübli als Tracht vornehmer Frauen in verschiedene Gebiete der Schweiz.

53. Viel zahlreicher sind die Fälle, in denen die Sesshaftigkeit der Sache in einem Gebiet den Anstoss zu einer Sachbezeichnung gegeben hat. Voraussetzung war dabei eine durch Reisen oder Verkehr (Feste, Märkte usw) erworbene Kenntnis der Kopftracht anderer Gegenden. Es ist kein Zufall, dass in der klassischen Zeit der Schweizerreisen, am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jhs., diese Art der Neuschöpfung öfters vorkommt. Die Schweizer selbst — ich erinnere nur an Meister, Schinz, Maurer, die Gebr. Bridel, Usteri — durch das Beispiel der Ausländer angeregt, begannen jetzt ihr Vaterland zu durchwandern und seine Sitten und Gebräuche zu erforschen, oder sie fühlten sich veranlasst, eine eingehende Schilderung ihrer engern Heimat zu geben, wie später der Walliser Arzt Schiner es tat. In den Reisebriefen und Beschreibungen kommt meistens auch die Tracht zur Darstellung, und dabei fällt auch für den Sach- und Wortforscher etwas ab.

Walliserhuet [3]).

Heute versteht man darunter den eigenartigen Hut der Oberwalliserinnen (s. Krêshued, Falbelehued, § 32).

Die Bezeichnung kam auf, als vom Ende des 18. Jhs. an das Wallis dem Verkehr zugänglicher gemacht wurde, besonders durch den Bau der Simplonstrasse. Hand in Hand damit ging eine Entwicklung der Sache, die mehr und mehr eine für die Gegend eigentümliche Gestaltung erhielt. So stand schon 1796 das weisse Strohhütchen der Frauen von Bouveret (Abb. 69), wie Reinhard es darstellt, in auffallendem Gegensatz zum Hut der benachbarten Waadtländerin mit seinem hornartigen Auswuchs [4]).

Der Name hatte sich schon um 1820 dem Sprachschatz der Schweizer angegliedert. Bridel bemerkt in seinem Essai statistique sur le Canton de Vallais [5]), dass einzig «le chapeau vallaisan» von der alten Tracht übrigge-

[1]) Mündlich aus Buochs. [2]) Heierli I 106 ff. [3]) Originale im LM., im HMB., im MHN. und in Privatbes. [4]) Andreae, Briefe, S. 284; Hirschfeld C. C. L., Briefe, die Schweiz betr., Leipzig 1776, 245 (schreibt aus Andreae ab); Alpenrosen 1829, 286. [5]) S. 356; Alpenrosen 1819, 4.

blieben sei, während sich die sonstige Kleidung der Wohlhabenden mehr und mehr der französischen Mode nähere. Aber im Hütchen kam die vielgerühmte Einfachheit bei den höhern Ständen im Wallis noch zum Ausdruck. Es schmückte die Bäuerin ebensogut als die Frau und die Tochter eines Staatsrates [1]).

Diese Verhältnisse fielen dem gut beobachtenden Engelhardt auf [2]), als er auf seiner Schweizerreise im Sommer 1835 in Orsières sich aufhielt: «Frauen und Mädchen karakterisirt der bekannte kleine Walliser Strohhut, mit breitem, am Hutknopf aufstehendem, stellenweise gelockertem Band, was ihm Grazie verleiht. Auch im obern, deutschen Wallis herrscht dieser Kopfputz, den selbst die vornehmsten, gleich einem Symbol, beibehalten, wenn sie auch übrigens französischer Mode huldigen.»

Es sind Aussenseiter, wie Bridel und Engelhardt, Amherd [3]) und nach ihm die Reihe neuzeitlicher Volkskundler [4]), die den Namen gebrauchen und ihn immer wieder auffrischen. Dass die Walliser selbst sich der Eigenart ihres Hutes bewusst waren, geht aus den Quellen hervor; wir dürfen annehmen, auch der Name sei bei ihnen üblich gewesen.

Haslihued.

Dieser kleidsame Strohhut mit breitem, am äussersten Ende etwas aufgebogenem Rand hat eine eigenartige Verzierung von schwarzem Wasserband (Abb. 50) [5]). Er ist wohl ein Nachfahr des Hutes, den Maler Zehnder um 1800 sah [6]). Als Schattenspender diente er besonders bei sommerlichen Kirchgängen, wenn er auch heute vom praktischen Kopftuch abgelöst wird.

Die Namengebung kann zur Zeit des Schwefelhütchens vor sich gegangen sein, das nie im Haslital getragen wurde; sie kann aber auch erst neuern Ursprungs und der gegen Ende des letzten Jahrhunderts einsetzenden Trachtenbewegung entsprungen sein.

Walserhübli (Kap. I A d).

Die kleine Zughaube der Valserinnen stach im 19. Jh. von der Kopftracht benachbarter Gebiete ab und ging in Form, Farbe und Verzierung eigene Wege (Abb. 18 a; § 36) [7]). Anscheinend nimmt der Name nur Bezug auf die Gegend, das Tal Vals [8]), und hat mit Stammeszugehörigkeit nichts zu tun, denn er kommt m. W. in den übrigen Walserkolonien Bündens nicht vor.

---

[1]) Furrer, Wallis II 19. [2]) Naturschilderung., S. 33, 114. [3]) Ulrichen, S. 235. [4]) Stebler, Goms, S. 101 f.; Lötschberg, S. 4; Heidenreben, S. 91; Lex. geogr. V 56; VI 550. Anneler, Lötschen, S. 154, 187f. [5]) Schriftlich; mündlich; Orig. im HMB. und in Privatbes. [6]) Helvetische Monathschrift 1800, 37, leider scheint sich kein Exemplar aus dieser Zeit erhalten zu haben. [7]) Schriftlich; Lex. hist. III 635; Orig. in Privatbes. [8]) Missdeutung nach „Wallis".

Das Baselhübli (Kap. I A e),

ist ein aus dem 18. Jh. übernommenes Käppchen von gewölbter, gesteifter Form, ähnlich dem Gueffli und dem Zugerchäppli, aber mit schwarzen Borten oder Gold- und Silberarbeit überzogen. Auch solche aus heller oder schwarzer Seide oder Samt kommen vor [1]). Es ist ein Nachfahr der in einem Mandat von 1769 erwähnten goldenen und silbernen Baselhauben [2]), über die sich Andreae [3]) so entrüstet: «In Basel herrscht eine gewisse Barbarei, die sehr weit gehet. Wie vielleicht unsere Urältermütter einher gegangen sind, eben so einförmig und nach demselben Zuschnitt gekleidet, gehen die jüngsten Mädchen hier noch einher . . . Das schönste Haar wird glatt aus dem Gesichte zurück unter eine goldene oder silberne Haube gestreifet, die nicht grösser ist und fast so aussieht, wie die platten runden Mützen unserer Bauern, und wie die Römischen Geistlichen unter ihrem Huhte zu tragen pflegen.»

Die Käppchen gehörten mit der Kleidung zur vorgeschriebenen Kirchentracht, zu Hause kleidete man sich nach der französischen Mode [4]). Als Kirchentracht bildeten sie die Kopfbedeckung der patrizischen und bürgerlichen Stände und gingen dann in einfacherer Ausstattung auch auf die sich städtisch kleidenden wohlhabenden Landfrauen über [4a]). Sie verkleinerten sich noch mehr und mussten endlich wie das Tschäppeli, mit dem sie später zusammen fielen (s. § 57 Tschäppeli b), mit Pappe über dem Haarknoten am Hinterkopf befestigt werden [5]).

Die Bezeichnung ist leicht erklärlich aus der baslerischen Eigenart der Sache heraus; vielleicht hat der Gegensatz zwischen der alteingesessenen Baslertracht und der modernen französischen, den «Coiffes», dabei mitgewirkt [6]). Die Frivolität hatte vor der Staatsumwälzung keine grosse Macht in Basel, wie Lutz übereinstimmend mit den Reiseschriftstellern sagt [7]): «Bey dem Frauenzimmer war der Moden-Wechsel noch selten; wie dem Trauringe, so blieb dasselbe der sogenannten nationalen Bassler-Tracht treu.»

Die Zugerchappe [8]),

d. h. die Kopfbedeckung der Frauen in der Stadt Zug und in dem ob dem See gelegenen Kantonsteil, ist eine Verschmelzung dreier Kopfbedeckungen

---

[1]) Archiv I 50; Id. II 953; Originale im HMB. und in Privatbes. [2]) Ochs, Geschichte VII 651; daneben gab es auch schwarze, einfach verzierte Baselhauben; die Dienstmädchen und Frauen und Kinder von Hintersässen durften die ihrigen nicht mit Samt oder Taffet überziehen und mit Gold und Silber verzieren, ebd. 647; Mitteilungen Bs., S. 229. [3]) Briefe, S. 282; nach s. Vorgang Hirschfeld, Briefe, S. 244; Ferrario, costume IV 149. [4]) Andreae Br., S. 288; Gemälde XI 119f.; vgl. u. Zugerchappe. [4a]) Portr. von Ursula Abt-Meyer, Binningen, 1831 (Abb. 34a). [5]) Id. II 953. [6]) Ochs VII 651. [7]) Lutz M., Chronik von Basel, 1809, 329; Spazier, S. 33; vgl. Heierli V 89 f. [8]) Id. III 397.

zu einem einzigen Stück (Kap. I A e). Sie setzt sich zusammen aus 1. dem schwarzen Mädchenkäppchen (Lochkäppchen); 2. der weissen Frauenhaube und 3. dem in Schwyz und anderswo üblichen Ueberkäppchen, dem Gueffli. Jedes dieser Stücke trug zur Ausgestaltung dieses Kopfputzes bei. Die Grundlage bildet — schon in der 2. Hälfte des 18. Jhs. [1] — das Mädchenkäppchen, dessen Spitzenflügel seitlich hervorstehen, während die weisse Spitzenhaube verschwunden ist bis auf schmale Spitzenrüschen, die in doppelter Reihe das kissenartige Bödeli umgeben, das wie das Gueffli oft mit farbigem Stoff (Seide, Samt oder Wolle) überzogen und bestickt wurde (Abb. 31). Die schwarzen, bollenartigen Bandrosen laufen später aufgelöst rund um das niedliche Stück herum [1a].

Die Namengebung reicht ins 18. Jh. zurück. Wir finden sie in einem Briefe aus Baden von 1763, worin über eine vornehme Zuger Dame berichtet wird [2]: «Frau Landvögtin Colinin kam en Amazone zu Pferd an. Gehet sie in den Tempel, so ecliptisiert zwar ihre Zuger-Kappen etwas von ihrer Anmut. Aber unter dem Täfeli [im Hinterhof zu Baden] ist sie wieder eine überaus artige Creatur.» Die Zugerkappe besass damals schon genug Eigenart, um von einem Aussenseiter als Tracht der Zuger erkannt zu werden.

Urnerschueh,

der auf Seelisberg entstandene Name für den urnerischen Frauenkopfputz (§ 13), ist neuern Ursprungs, ebenso wie

Rapperswilerhäubchen,

worunter der Kopfputz der Frauen in Rapperswil verstanden ist, der nur in kleinen Besonderheiten von der Zugerkappe abweicht (§ 25 Turpechlötzli). «Als das 19. Jh. mit kurzen Gestältchen und engen Röckchen seinen Einzug hielt, setzten sie auf den Kopf ein Häubchen, das an Enge und Kleinheit mit Rock und Brust wetteiferte, Rapperswilerhäubchen nannte man es, oder mit dem Spitznamen Turpechlötzli», sagt der bekannte Trachtenkenner P. Curti [3].

Die Tatsache, dass um 1800 herum der gleiche Kopfputz in benachbarten Gebieten ganz verschiedene Formen annehmen konnte, macht die Namengebung erklärlich.

Markgräflerlätsch,

die Benennung für die Kopfbedeckung der Mädchen aus dem Markgrafenland, ist in Basel entstanden. Anlässlich der Basler Messe kamen die Markgräflerinnen zahlreich in die Stadt; ausserdem gehörten sie zum Stadtbild

[1] AzfsA. 1922, 45 f.; Originale im LM. [1a] s. § 34; bei den kleinen Stücken erscheinen die Rosen in winziger Form. [2] Id. III 397; vgl. Fricker, Baden, S. 465, 604; Hess, Badenfahrt, S. 249, 202. [3] AzfsA. 1918, 116.

denn viele davon dienten bei angesehenen Basler Familien der Stadt und der Landschaft. Die zu ihrer Tracht gehörende Kappe mit dem breiten, schwarzen «Lätsch» (Masche, Schlinge, aus ital. laccio, Schlinge), regte einen Basler zur Bemerkung an: «Do sin si ab der Landschaft ko, und us em Badische, ai Markgräflerlätsch um der ander» [1]). Das Beispiel beleuchtet zugleich den Verlauf der Uebertragung des Namens einer Kopftracht auf ihre Trägerin (vgl. auch § 61, Brönzchappe, Anm. [5]).

54. Später, nach dem Abgang der Volkstrachten, als nur noch vereinzelte Gegenden und Orte am Altgewohnten festhielten, wurde oft als Eigenart angesehen und entsprechend benannt, was nur letztes Ueberbleibsel einer früher allgemein verbreiteten Tracht war. Die Benennung beruht auf Unkenntnis der Tracht in andern Gebieten. So sind entstanden:

Freiämtertätsch (§ 22).

Die Bandkappe, die im Freiamt getragen wurde, erhielt in Beromünster diesen Namen [2]). Die Freiämterinnen pflegten am Auffahrtstage mit der Prozession über die Felder zu gehen. Sie fielen durch ihre Kopfbedeckung auf, die im Luzernbiet nicht üblich war. Mit

Oberglattnerhaube

bezeichnete man im Städtchen Bülach die Wehntaler Schächkappe (§ 38), weil sie von Frauen aus Oberglatt getragen wurde, wenn sie an den grossen Jahrmärkten in das Städtchen kamen. Auch im Städtchen selbst wurde sie getragen von Frauen, die aus Oberglatt gebürtig waren und trotz der städtischen Umgebung an ihrer altgewohnten Tracht festhielten [3]). Mit

Lungerehübli [4])

pflegte man in Sarnen die früher in ganz Unterwalden getragene kleine Mutschehube zu benennen (§ 19). Der Name muss aufgekommen sein, als das Häubchen nur noch in Lungern üblich, während im untern Kantonsteil die Schnabel- oder Schinhuibe zum allgemeinen Kopfputz erhoben worden war; er kann aber auch dem Fundort des Stückes seine Entstehung verdanken.

St. Gallerhäubchen

ist eine Bezeichnung für die in der Stadt St. Gallen übliche Tusette (§ 30). «Hier können wir ferner das spezifische St. Gallerhäubchen erwähnen, ein duftiges Spitzending in Weiss mit eben so feinem, schwarzem Ueberzug» [5]).

Von einer Eigentümlichkeit St. Gallens kann bei diesem Kopfputz keine Rede sein, der Name ist ohne Zuhilfenahme geschichtlicher Belege zu einer

[1]) Schwyzd. II 2. Heft, 34; ebd. 1. Heft, 5; vgl. § 63, Chappe. [2]) Mündlich. [3]) Mündlich. [4]) Schriftlich und mündlich. [5]) Kt. St. Gallen, S. 597.

Zeit entstanden, wo jede Erinnerung an die Verbreitung des Trachtenstückes erloschen war.

55. Anziehend ist die Feststellung, dass auch bei Trachtenkennern diese Art der Namengebung wirksam ist aus leicht erklärlichen Gründen. Es sind nach genauer Kenntnis der Sache entstandene, bewusste Neuschöpfungen. Neben dem schon erwähnten Schwyzerhübli (§ 52) ist zu nennen die Bodenseehaube [1]), eine nur in der Bodenseegegend vorkommende Art französischer Hauben. Die Benennung der namenlosen Haube ging aus dem Bestreben hervor, sie von dem Nebeneinander der beiden andern, in diesem Gebiet üblichen Kopfbedeckungen, Schlappe und Schnellkappe, abzusondern.

15. Kleinheit, Zierlichkeit.

56. Im Wortschatz unserer Mundarten lässt sich bei Sachnamen in weitgehendem Masse die Neigung zu Verkleinerungen feststellen. In den meisten Fällen decken sich Sache und Name, in andern hingegen, besonders in überlieferten Gattungsnamen, lässt sich die Koseform nicht aus der Sache heraus erklären. Sie ist entstanden durch das Bestreben, altvertraute oder hochgeschätzte Gegenstände mit einer gewissen liebevollen Aufmerksamkeit zu umgeben. Dieses Moment fällt stärker ins Gewicht, als die Ueberlieferung, wenn es auch meistens mit ihr verknüpft ist.

Börtli (Abb. 67a)

die Verkleinerung von Borte (§ 62), bildete um 1806 herum im Luzernbiet [2]) und in Zug [3]) die Bezeichnung für den jungfräulichen Kranz.

Ausgangspunkt der Namengebung dürfte der schmale, mit Goldblech überzogene Reif sein, der auf dem Adelwilergemälde von 1752 die Köpfe der Mädchen schmückt (§ 35, Spängchrl.). Das Ganze sieht sehr zierlich aus und rechtfertigt die Namengebung. In wenig veränderter Form bildet der so beschaffene Kranz den Schmuck einer Braut aus Schüpfheim um 1820 (§ 49, Brûtschappel) [4]).

Das Entlebuch blieb lange der Flitterkrone treu, die unter diesem Namen bis gegen Ende des 19. Jhs. in der Erinnerung haftete. Noch Joseph Roos [5]) konnte als unerlässliche Ausrüstung eines Mädchens für die Fronleichnamsprozession erwähnen: «Schueh und Börtli zum Umga.» Im Haslital trug nach J. Heierli [6]) das Flittersträusschen diesen Namen, ein Ableger vom Entlebuch her, mit dem die Gegenden um den Brienzersee in regem Verkehr standen.

[1]) Heierli II 90 f. [2]) Stalder I 206. [3]) ebd. [4]) Vogel, LM. [5]) No Firobigs, S. 72. [6]) III 101 und Lehrer Sooder, Rohrbach, (schriftl.).

Nichts im Aussehen des Schmuckes rechtfertigte die Benennung [1]), die auch im Aargau vorgekommen sein soll für die dort übliche Krone [2]).

Chränzli

die Verkleinerung von Chranz, ist vielleicht neuerdings entstanden im Hinblick auf die Kleinheit der Sache (Lötschental, Guggisberg); bei der weiten Freiburger Krone jedoch geht sie ohne Zweifel in frühere Zeiten zurück. Noch mehr trifft das zu bei dem schmalen Bande, das die Mädchen im Kt. Bern (Gebiete der Ebene) um ihre Kappen legten (Kap. I A a). Im Solothurnischen war dieser Name für das zierliche «Kopfkränzchen» ohne weiteres gegeben [3]).

In der mittelhochdeutschen Zeit wendete das Volk mit Vorliebe das Wort an für den Kranz aus frischen Blumen:

«Süeze Minne, râme mîn,
mache mir ein krenzelîn:
das sol tragen ein stolzer man,
der wol wîben dienen kan» [4]).

Ebenso ist

Schäppeli

die Verkleinerung von Schapel, schon im Mittelalter belegt und im ganzen Schapelgebiet verbreitet [5]), ausgenommen in Schaffhausen, wo die Sache sich nicht damit verträgt(s. § 62 Borte) und im Thurgau, wo der Name nur durch das Vorhandensein der Sache und die Lage des Kantons innerhalb des festgefügten Schapelgebietes erschlossen werden kann.

Wie bei Chränzli, ist die Uebertragung des Namens nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, er kann auf Ueberlieferung beruhen, aber auch im geeigneten Augenblick auf die Sache angewendet worden sein. In Zürich wird er vom 14. Jh. an häufig erwähnt, ohne dass man genauen Aufschluss erhielte über das Verhältnis von Sache und Wort. Die Jungfrauenkrone war naturgemäss wenig Veränderungen unterworfen, wenn sich auch örtliche Verschiedenheiten im Hinblick auf Form und Höhe entwickelten (Kap. I A, a).

Hieher gehören auch «Gottenschäppeli» (§ 41); das «Brûtschäppeli» des Knonaueramts (Id. VIII 999); «Meili» (§ 28); «Bîschli» (ebd.); «Spängelichränzli» (§ 35); »Zitterchränzli» (§ 37); «Zitterhübeli» (ebd.); «Jepechränzli» (§ 47), alles Bezeichnungen für die jungfräuliche Kopfzierde.

57. Eine kleine Gruppe von Sachnamen ist nur durch die Koseform anschaulich gemacht worden.

---

[1]) Die echt mundartliche Form „Birtli" findet sich (ebd.) auf einer Zeichnung von Vogel vom Jahre 1816 für eine Krone, wie sie schwerlich im Haslital getragen worden ist. Dennoch ist das Problem dieser dort vorkommenden Bezeichnung nicht endgültig gelöst; vgl. § 68 Kränzli, Börtli. [2]) Id. IV 1337. [3]) Schriftlich und mündlich. [4]) Bartsch, Liderd. XCVIII 269 ff. [5]) Id. VIII 990—998.

Chäppi.

Das Filzbarett des Haslitals verdankt seine Benennung der zierlichen Mützenform (Abb. 39). Im Sensebezirk wurde das schwarze Samtbarett ebenfalls mit diesem Namen belegt [1]). Vielleicht ist er durch das «Chäppi» genannte Strohbarett der Freiburger Sennen beieinflusst worden, denn das gleichmässig runde Käppchen wurde ebenfalls aus Stroh geflochten und dann mit schwarzem Samt überzogen. Bei ältern Stücken bestand die Form nicht aus Stroh, sondern aus Filz. Es ist anzunehmen, das Barett sei unter diesem Namen auch in Guggisberg heimisch gewesen, bis anschaulichere Bezeichnungen dafür aufkamen (s. § 21). (Abb. 39, 40, 41.)

Im Emmental und im Bucheggberg ist Chappi (Verkleinerung von Chappe) heute für die Rosshaarspitzenkappe üblich, nicht ohne Berechtigung, denn nach Wegnahme der hochstehenden Spitzen bedeckt sie kaum den Hinterkopf (Abb. 11). An die Namengebung knüpft sich die liebevolle Sorgfalt, mit der man das Trachtenstück aufbewahrt [2]).

Tschäppeli.

Unter diesem Namen versteht man:

a) Das oft bestickte, schnabelförmige, schwarze Käppchen der Landmädchen im Baselbiet (§ 47 By-tschäppli und Kap. I A b, Kopfschl. c.). Es wurde in der 2. Hälfte des 18. und bis ins 19. Jh. hinein getragen. Die Mädchen pflegten ihre rotdurchflochtenen Zöpfe um das zierliche, aus Seidenband gefertigte Käppchen herum aufzubinden [3]). (Abb. 34.)

b) Eine kleine Kappe der Baselbieter Frauen (vgl. § 53 Baselhübli). Sie ist die Vorläuferin der Begine (§ 41), unterscheidet sich aber von dieser in manchen Dingen: «Hät d'Bägine Bändel gha zum Binde, verglichlige wie ieze d'Hube, so isch das Tschäppeli, altmodischer und echlei grösser als disi, gar en arige Irichtig gsi. Für das Ding mache z'hebe, het me de Morge früe innever e wenig Bappe dragstriche — aber nit vo dem, wo me duet esse — und 's derno uf das Bitzeli Hoor hindever am Chopf gleit, wo dene guete Fraue sit der Hochzyt no blibe isch — 's isch ebe früeher der Bruch gsi, ass d'Jumpfere, wenn sy ghyroted hai, ihre dolle Zupfe hei müesse lo abhaue», berichtet Karl Schneider [4]) über die alte Baselbietertracht, die selbst im obern Baselbiet nach 1860 nur noch selten getragen wurde.

c) Mit dem gleichen Namen belegt man im obern Baselbiet und im Fricktal selber die schwarze Fricktaler Zugkappe (§ 36 Bundchappe) mit dem bestickten Bödeli und dem Lätsch über der Stirn [5]). Vielleicht ist die

[1]) und [2]) Mündlich. [3]) Mündlich; vgl. Reinhard: Ver. Schaub von Rümlingen; B. Schaffner aus Anwyl; Sal. Mohler von Diegten; alle Bilder v. 1792. [4]) Schwyzd. II 4. Heft, S. 37 (23/37); Id. VIII 1001. [5]) Mündlich.

Benennung aus dem Baselbiet hinübergewandert. Ob darunter auch der samtene Zierstreif (eine Art Brautzier) verstanden ist, von dem Rochholz [1]) berichtet, lässt sich nur vermuten.

Der Name hat sich vielleicht in Anlehnung an Tschäppel, Männermütze [2]) gebildet und ist nachher auf zierliche Kappen verschiedener Herkunft übertragen worden. Man gewöhnte sich an ihn und erhob ihn schliesslich zum Gattungsnamen: «Ein kleines Tschäppeli, Begine genannt» [3]), heisst es bei Karl Schneider.

Eine ähnliche Entstehung hat auch By-tschäppli (§ 47) [4]).

58. Zahlreiche verkleinerte Neuschöpfungen für das Jungfernkäppchen bezeugen die Wertschätzung, die man für das zierliche Stück Kopftracht hegte. Man bemühte sich sichtlich, selbst derbe Vergleiche in das Gewand der Koseform zu kleiden, dem Spott oder der Derbheit die Schärfe zu nehmen. Hier sind zu nennen:

B l e t z l i (Verkleinerung von Bletz, § 28) [5]) und W ü s c h l i (ebd.),

beide im Zürcher Oberland gebräuchlich; ferner C h ä p p l i (Verkleinerung von Chappe), eine Bezeichnung, die um 1800 weitherum üblich war (s. Karte IV). In Ursern wandte sich P. Bonaventura gegen diese kostbare Mädchentracht, «weile Ihre Käpplein gar zuo schmall, dass sie Ihr haupt nit bedecket haben» [6]). Auf den Kopfputz der Frauen ausgedehnt [7]), bildete der Name im Kt. Uri zusammen mit «Hube» eine der eigenartigsten Schöpfungen des Sprachlebens (§ 13).

Weitere Benennungen für Jungfernkäppchen und Barett sind: «Biremessli» (§ 25); «Burehüetli» (§ 42); «Chalberdräckli, Chüedräckli» (§ 21); «Drohthübli» (§ 33); «Fideli, Hubefideli» (§ 27); «Gigeli» (§ 26); «Gottehüetli» (§ 49); «Hüetli» (§ 63); «Gupfi» (§ 26); «Maitlichäppli» (§ 42); «Rosechäppli» (§ 34); «Techeli, Tätschli» (§ 21); «Wullhüetsi» (§ 30). Eine besondere Erklärung verlangen

M ü t s c h l i [8]) (Verkleinerung von Mutsch, § 19),

worunter in Amden weniger der Frauen-, als vielmehr der Mädchenkopfputz verstanden wurde (Abb. 70); ferner

D u s l i (Verkleinerung von Tuse, § 30),

das im Glarnerland für das Mädchenkäppchen gebräuchlich gewesen war, wie K a p p a t ü s s l i (Capatisli, § 30) in Bünden.

---

[1]) Glaube, S. 244. [2]) Id. VIII 1001. [3]) Lebensl., S. 33. [4]) Abzulehnen ist die Herleitung aus Tschäppeli, Jungfrauenkrone; wie aus den Quellen hervorgeht, gehört Basel nicht zum Schapelgebiet; vgl. Heierli V 91. [5]) Id. IV 266. [6]) Archiv VII 57; vgl. Id. III 384; II 950; Stalder Id. II 86. [7]) Osenbrüggen, Wanderst. V 185. [8]) Id. IV 600.

Mutzli [1]),

die Verkleinerung von Mutz, weibliche Kopfbedeckung (§ 19). Es weicht sachlich vollkommen von seinem Grundwort ab. Die Kopfbedeckung der Bürgersfrauen in Luzern und in den kleinen Landstädten stellt sich neben das schwyzerische Ueberkäppchen, die Gueffe, und teilt mit ihr den Entwicklungsgang. «In der Zeit, welche der gegenwärtigen voranging, trugen die verheirateten Frauen in der Stadt kleine ovale oder viereckige Häubchen, Mutzli (Mützchen) genannt, von Seide, Sammet oder einem mit Gold gewirkten Stoffe, hinten am Kopfe, hinter den zurückgestrichenen Haaren angebracht» [2]), so beschreibt Kasimir Pfyffer die Sache (vgl. § 53 Baselhübli). Dieses niedliche Stück — Mutzlein und Mutzli heisst es von Anfang an in den Mandaten — [3]), war bei seinem Erscheinen um die Mitte des 18. Jhs. eine Kopftracht der vornehmen Stände. Als die Damen später die französische Modetracht mit den weissen Hauben (Coeffes) annahmen, verblieb es noch bei dem «Luzernerisch bekleidten Frauenzimmer von Condition» [4]) und ging dann endgültig auf die Bürgersfrauen über, die in diesem Kopfputze, dem «Stück aus Seide oder Sammet», den Reisenden besser gefielen als die Damen [5]).

Es behauptete sich bis ins 19. Jh. hinein in den Landstädtchen. So berichtet Chorherr Staffelbach, aus Sursee [6]): «Nicht minder fällt in die Augen der einfache Kopfputz unserer Bürgersfrauen, Mutzli genannt, welches in Form eines ovalen Schüsselchens aus Karton gefertigt, mit weissem Taffet überzogen, und mit Borden und Stickereien, mit ächtem und unächtem Flitter geschmückt war.» Staffelbach (geb. 1795) spricht als Kenner, da seine Mutter eine «Mutzlimacherin (heute Modistin genannt) war» [7]).

Um 1800 herum ist wohl der Name für das zierliche Ding auch auf das urnerische Mädchenkäppchen ausgedehnt worden [8]), das dem pfeilbesteckten Haargewinde als Unterlage diente.

59. Mutzli bildet den Uebergang zu Mutschehübli, das nichts anderes ist, als die zu einem Gebilde von etwa 16 cm Durchmesser eingeschrumpfte Mutschehube (§ 19), die in dieser Form eine Zeitlang von den Bauernfrauen in Nidwalden und Engelberg aufgesetzt wurde [9]). Das Häubchen, mit grossen Rosen (Abb. 33) verziert, die gleich dunklen Augen aus dem Weiss herausschauten, gab Businger Veranlassung, von ihm als von einer grossäugigen Haube zu reden [10]).

Guefli (Gueffli, Güefli, Verkleinerung von Gueffe, § 14).

Vom kostbaren Ueberkäppchen der Schwyzerfrauen aus wurde der Name auf andere Kopfbedeckungen übertragen:

[1]) Stalder Id. II 227; Id. IV 617. [2]) Gemälde III 161. [3]) Mandat Bbl. von 1773; Id. IV 617; Liebenau, S. 247. [4]) Mandat Bbl. ebd. [5]) Meister, kl. Reisen, S. 67. [6]) Reiseskizzen, S. 22. [7]) ebd. [8]) Id. IV 617. [9]) Heierli I 137f. [10]) Gemälde VI 44.

a) In Weggis auf das schwarze Mädchenkäppchen, das in der Form von dem in Schwyz getragenen nicht abwich. «'s Gueffli mit dene schwarzsidege Spitze sitzt em eswi nes Kröündli ufem Chopf; i de brandschwarze, mit wysse Bändle yzüpfete Haare treids silberegi Nädeli», sagt Therese Zimmermann [1]) von der Festtracht eines Weggiser Mädchens.

b) In Zug auf die eigenartige, aus drei Teilen zusammengesetzte Zugerkappe (§ 53) [2]).

Andere Koseformen sind: «Baselhübli» (§ 53) ; «Goldbortchäppli« (§ 43), «Goldchäppli» (ebd.); «Lungerehübli» (§ 54); «Rapperswilerhäubchen» (§ 53); «Ringli» (§ 27); «Sammetchäppli» (§ 30); «Schlappechäppli» (§ 47); «Schwyzerhübli» (§ 52); «Turpechlötzli» (§ 25); «Walserhübli» (§ 53).

Ferner deuten auf die Kleinheit der Sache hin: «Drîrêrehietli» (§ 25); «Fächtli, Gfächtli» (§ 39); «Leidtiechji» (§ 50); «Zughubi» (§ 36). Bei Zusammensetzungen deutet der erste Bestandteil die Koseform an: «Löchlichappe» (§ 26); «Dächlichappe» (ebd.); «Rosshaarspitzlichappe» (§ 33); «Spitzlichappe» (ebd.); «Steglichappe» (§ 25); «Stündelichappe» (§ 51).

Wenig zahlreich sind die das Zierliche betonenden Bezeichnungen bei den Hüten (s. oben):

Schwebelhüeti,

diese in der ganzen Schweiz bekannte Bezeichnung für das geschwefelte Strohhütchen der Bernerinnen im 19. Jh. kehrt immer wieder in den Gedichten des Signauers Christian Wiedmer [3]). Gotthelf seinerseits hält lange an der ältern Bezeichnung

Schaubhüeti

fest [4]), die er erst später, in der um 1846 bei Springer in Berlin erschienenen Ausgabe in «gelbes Schwefelhütchen» umwandelte mit Rücksicht auf reichsdeutsche Leser.

Von den beiden Bezeichnungen hat Schwebelhüeti den Sieg davon getragen, nicht zum wenigsten mit Hilfe des vielgesungenen Emmentalerliedes.

16. Gegensatz.

60. Im Vorstellungsumfang, der zu einer Namengebung führt, bildet der Gegensatz zwischen zwei Sachen häufig die vorherrschende Idee. Er ist dem Vergleich nahe verwandt. Viele Benennungen tragen naturgemäss ein Element der Gegensätzlichkeit in sich. Ein Musterbeispiel dafür ist Maitli-

[1]) Schwyzd. 42, 10. [2]) Schriftlich; Archiv I 60f.; AzfsA. 1922, 46. [3]) Vermischte Ged., S. 81; § 31. [4]) S. W. I (Bauernspiegel), S. 142; IX (Jakobs Wanderungen), S. 123, 125; Bärndütsch I 39.

haarnadle (§ 42), wobei man sogleich an die zu ihr im Gegensatz stehende Wîberhaarnadle (ebd.) zu denken gezwungen ist. Diese beiden Neuschöpfungen sind in der gleichen Gegend entstanden, während Maitlichäppli (§ 42) und sein Gegenstück Wibuhuba (ebd.) in weit auseinanderliegenden Gebieten entstanden sind. Bei vielen Sachnamen ist das Gefühl des Kontrastes nicht deutlich ausgedrückt, es tritt erst in Erscheinung durch die begleitenden Umstände. Wenn eine Frau nie Kappe, sondern nur Haube trägt, will das sagen, dass selbst zwischen unanschaulichen Gattungsnamen ein natürlicher Gegensatz besteht.

Im «niederen» Hut,

der Bezeichnung für das Haslitaler Barett, haben wir den Gegensatz bei den höhern Männerhüten zu suchen. «An Sonntagen trägt alles einen kleinen Hut, den sie entgegengesetzt den höhern Männerhüten einen niederen benennen. Er hat nur einen Gupfen ohne Krämpe» [1]), sagt J. R. Wyss. Der Gegensatz kann schon früher zu einer solchen Namengebung geführt haben. Am Anfang des 17. Jhs. durften in Bern die Dienstmädchen «keine ufgestellten Paret oder Hütlin» tragen, diese kamen nur den Vornehmen zu [2]). Das flache Barett gehörte auch zur Bauerntracht.

Der Ausdruck «niederer Hued» war auch im Lötschental gebräuchlich für den flachen Wollhut, als Gegensatz zum hochgupfigen Strohhut [3]).

In den meisten Fällen wird nur eine der beiden zueinander in Gegensatz stehenden Sachen in der Neuschöpfung berücksichtigt. Die

hohe Kappe

der bäurischen Solothurner Mädchen (§ 12 a) steht nach einer Aufzeichnung [4]) im Gegensatz zur «Rosenkappe» der bürgerlichen Mädchen in Olten (§ 34), ohne dass dieser bei der andern Kappe sprachlich hervorgehoben worden wäre. Worin er bestand, ist nicht klar ersichtlich, wahrscheinlich gab es eine Zeit, wo die Spitzen an der Kopfbedeckung der bäurischen Mädchen in die Höhe standen und so die Bezeichnung veranlassten (§§ 12 a, 26 und Kap. I A b, Kinnschl. d.).

Ferner steht im Gegensatz:

Krêshued (§ 32)	:	gewöhnlichen Sonntagshut;
Kilchehube (§ 48)	:	gewöhnlichen Sonntags- oder Alltagshaube;
Lampihuet (§ 40)	:	flachen Schwefelhut;
Mäsch- und Chirchenwindle (§ 48)	:	Windel;

[1]) Wyss, Reise, S. 847. [2]) Id. III 1443; Orig. im HMB.; Portraits br. II p. V (1621); vgl. Glaser, Bs. Bl. 25, 34, 23; s. § 48 Kilchehube. [3]) Mündlich. [4]) Oltner Kalender 1859.

Schuehleffel, Milchlöffel (§ 26)	:	Esslöffel;
Haarglimpf (§ 44)	:	Glimpf (Durchziehnadel);
Haarnadle (§ 44)	:	Nähnadel;
Das «weisse Kleid» (§ 43)	:	dunklen Kleid;
Pannolino (§ 30)	:	pannolana, Wollentuch;
Die «katholisch Hube» (§ 51)	:	Kopftracht d. reformierten Frauen;
Rosenhaarnadel (§ 34)	:	einfachen Haarnadel;
Haarstranga (§ 44)	:	Garnstrange;
usw.		usw.

Auf einem gegensätzlichen Vergleich beruhen letzten Endes auch die geographischen Bezeichnungen der Kopftracht: es steht

Lungerehübli (§ 54)	:	Schînhube;
Haslihued (§ 53)	:	Schwefelhüeti;
Walliserhued (§ 53)	:	Hüten anderer Gebiete;
Schwyzerhube (Nidw.) (§ 52)	:	Mutschehube (einheimisch);
Rapperswilerhäubchen (§ 53)	:	Zugerchappe;
Oberglattnerhaube (§ 54)	:	städtischen Hauben.

Eine ähnliche Schattierung haben «Urnerschueh»; «Baselhübli» (§ 53); «Freiämtertätsch» (§ 54) und «Wallakappa» (§ 52).

17. Spott.

61. Ein spöttischer Antrieb hat in reichem Masse zur Neubildung von Sachnamen beigetragen. Gewöhnlich dienten altmodische Trachtenstücke zu scherzhaften Vergleichen, aber auch das Gegenteil kam vor: ein Anhänger der alten Tracht wird diese schwerlich mit Spottnamen belegt haben, dafür sind Gotthelf und Wiedmer sprechende Beispiele (s. § 40 Lampihuet). Nicht immer lassen sich die Beweggründe genau feststellen.

Brönzchappe [1]).

Dem Luzernbiet und dem Freiamt gemein ist die spöttische Bezeichnung der schönen Spitzlichappe (§ 33), und zwar scheint der Name im Aargau entstanden zu sein. Schon Rochholz [2]) lässt um 1855 einen in Tägerig umgehenden Geist eine «Brönzhaube» tragen.

Der Name kann entstanden sein 1. im Gebiete der Spitzlichappe selbst, zu einem Zeitpunkte, da nur noch alte Frauen sie trugen, die gerne eine Herzstärkung, ein Brönz (Branntwein), zu sich nahmen; er kann aber 2. auf

[1]) Id. III 394; Katalog hist. Nr. 512f; Archiv IV 222. [2]) Schweizersagen I 1856, 152.

die Kopftracht einer Gegend angewendet worden sein, wo viel Branntwein getrunken wurde. In Gebieten mit reichem Obstbau, wie Luzern, Zug und das Freiamt, lag die Veranlassung für eine solche Namengebung nahe. Sie bilden zugleich das Kernland der Kappe.

Wahrscheinlich hängt die Bezeichnung mit dem in den 30er Jahren einsetzenden Kampf gegen die Schnapspest zusammen. Damals schrieb Gotthelf [1]) seine erschütternden Erzählungen von den fünf Mädchen und von Dursli, dem Branntweinsäufer, die gleich einem Blitzlicht die furchtbaren Verheerungen beleuchteten, die der Branntweingenuss besonders beim ärmern Volke anrichtete.Andere folgten seinem Beispiele. So erwähnt Kasimir Pfyffer [2]), der Hang zum Branntweintrinken mache auch im Entlebuch und selbst beim weiblichen Geschlechte unselige Fortschritte. Jakob Käser [3]) stellt Aehnliches für Melchnau und Altbüron; J. J. Jenzer [4]) für Schwarzenburg fest. Die Schnapspest war weitherum verbreitet; «Brönzchappe» hätte ohne Zweifel auf die weibliche Kopfbedeckung in verschiedenen Gegenden angewendet werden können. Dass der Name gerade auf die im Luzernbiet und im Freiamt übliche Kappe bezogen wurde, legt die Vermutung nahe, er sei in Zeiten politischer Spannung entstanden, etwa um 1848 herum. Damals mag der Name «Brönzsufer» auf vielen Lippen locker gesessen haben; von hier bis zur Neuschöpfung Brönzchappe war nur ein Schritt [5]).

Marterkrone.

In einem nachgeahmten Kauf- und Hausratsbrief, entstanden in Erstfeld, wird aufgezählt: «ein altes Huba und Käppli, Marterkrone genannt» [6]). Der Spottname entstand beim Abgehen der Kopfbedeckung, vielleicht gab die Haartracht den Anstoss dazu. Die Haare wurden straff angespannt und mussten oft beschnitten werden, damit sie in dem winzigen Käppchen Platz fanden, das wie ein Krönchen auf dem Wirbel sass (vgl. Tschäppeli § 57). Nach dem Annehmen einer bequemeren Kopf- und Haartracht musste man das Zusammenreissen der Haare als unnütze Qual empfunden haben.

Liszipfe [7])

nannte man in Nidwalden die mit gesprenkelten Haarschnüren (rot und schwarz) durchzogenen Zöpfe der Mädchen, mit der scherzhaften Begrün-

[1]) Ges. Schriften XII Berlin 1861 (die beiden Erzählungen wurden zuerst in Bern 1838 und 1839 herausgegeben), vgl. ebd. XXIV 71; s. auch Wiedmer, Ged. S. 139. [2]) Gemälde III 1. Bd. 145; Der Pilger, 1847, 15 (übers Entlebuch, v. Pfarrer X. Herzog, Ballwil). [3]) Melchnau S. 81, 12. [4]) Schwarzenburg S. 100. [5]) Id. III 394; Vgl. Heierli V 47; „heute noch werden" — im Auffahrts-Umzug in Beromünster — „die Freiämter mit dem Neckruf „d'Brönzhube chömid" beehrt." (Schweizer Volksleben II 114). [6]) Schweizer Volkskd. 5/10 1918, 40. [7]) Mündlich.

dung, solche Litzen trügen nur diejenigen, die Läuse hätten, um sie zu verbergen.

Eine scherzhafte Beimischung haben «Chalber- und Chüedräckli» (§ 21); «Dreiangel» (§ 25); «Fideli, Hubefideli» (§ 27); «Hirzi» (ebd.); «katholisch Hube» (§ 51); «Keuschheitswächter» (§ 46); «Stofelchappe» (§ 45); «Stündelichappe» (§ 51); «Techeli, Tätschli» (§ 21); «Turpechlötzli» (§ 25).

Vergröbernd wirken «Bollenhaube, Bollechappe» (§ 34); «Chübelchappe» (§ 23); «Freiämtertätsch» (§ 22); «Chüetritt» (ebd.); «Mutschehube» (§ 19) usw.

Kapitel III.

Allgemeine Gesichtspunkte.

1. Das Missverhältnis zwischen Wort und Sache.

62. Das Missverhältnis zwischen Wort und Sache, wie es in einigen Fällen zutage tritt, hängt mit der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Kopftracht zusammen. Manches, was im 19. Jh. rätselhaft erscheint, hat seine Wurzel in frühern Zeiten. Ein einmal geschaffener Name wird festgehalten und erstarrt, während die Sache weiter schreitet. Hieher ist zu stellen:

a) Das Grösserwerden der Sache.

Borte.

Borte ist die von Stalder [1]) aufgezeichnete Benennung für die Krone der Mädchen auf der Landschaft Schaffhausen. Der Schmuck übertrifft an Höhe alle andern Kronen (Kap. I A a). An diesem etwa 28—30 cm hohen Gebilde ist der auf dem Kopf aufliegende Rand vorn mit einer Goldborte, hinten mit einer borstenartigen roten Wollfranse besetzt (Abb. 67).

Die Borte (mhd. borte, Rand, Besatz, Band) wurde im Mittelalter von den Frauen am Rahmen gewirkt. Mit Goldfäden durchzogen, dient sie — oft mit Edelsteinen besetzt — als Besatz der Kleider und auch dazu, das Haar zusammenzuhalten und zu schmücken [2]). Frau Enîte trug einen solchen Schmuck, der Zweckmässigkeit und Prunkliebe in sich vereinte (§ 8). Von da an bildete sich die Borte, ähnlich wie Schapel, weiter zur Krone aus. Wir sehen sie im 17. Jh. als Kopfschmuck der reichen Basler Jungfrauen ein beneidetes Dasein führen [3]), aber in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. ist der «vierschrötige», gröbliche Kopfputz, zu dem sie sich entwickelt hatte, in Basel ausgestorben, wie Spreng [4]) nicht ohne Befriedigung mitteilt. Vielleicht lässt sich die Beliebtheit des Namens in Basel von der dortigen Zunft der Bortenwirker herleiten [5]). Es ist möglich, dass die Krone von Basel aus

[1]) Id. I 206. [2]) Heyne III 320. [3]) Jahrbuch Bs. 1897, 168; Id. IV 1630; Glaser Bs. Bl. 31f, 35, 28. [4]) Alemannia 15, 194. [5]) Jahrbuch Bs. 1885, 80; vgl. ebd. 1905, 52: Felix Platter trug an seinem Hochzeitstage auf dem Samtbarett ein „berlin börtlin"; mündlich und schriftlich.

unter diesem Namen nach Schaffhausen und in die nördliche und mittlere Schweiz gelangt ist (§ 56 Börtli).

Haarband.

Ein ähnlicher Vorgang spielte sich beim Haarband ab, das in der Bedeutung einer Flitterkrone zuletzt noch in Bürglen (Uri) das Abzeichen der Mädchen bei der ersten Kommunion bildete. Auf einen Reif aus Pappe, mit Flitter bedeckt, kommt ein dreifacher Kranz aus künstlichen Blumen zu liegen, breite Seidenbänder hängen als neuere Zutat herab [1]).

Wie die Borte, reicht auch das Haarband ins Mittelalter zurück. Es wurde zuerst als einfache wollene Schnur oder Litze (§ 44) um und durch die Haare gezogen; dann aber diente es auch in kostbarer Art zum Schmücken des Haares [2]). Solchen mehr oder weniger kostbaren Tand hielten damals die Krämer auf dem Markte feil [3]). Wann die Entwicklung des Bandes zur Krone stattgefunden hat, ist ebensowenig festzustellen wie bei der Borte; am Anfang des 16. Jhs. jedoch hatte sie sich bereits vollzogen. Kessler berichtet [4]) von einer evangelischen Jungfrau in Bamberg, die dort den Feuertod einer Ketzerin erduldete mit «einem krentzli oder harbendli uff irem hopt».

Wir begegnen dem Haarband wieder in der gleichen Bedeutung in Zürcher Mandaten des 17. Jhs. [5]). Das gotische Gebäude aus Gold- und Silberfäden [6]) wurde im Pfeffelschen Werk im Bilde festgehalten [7]). Herrliberger [8]) verwendete um 1750 einzelne Blätter daraus und wies im Text daraufhin, «wie ehemals die jungfräulichen Bräute im Haarband, Achselermeln und dicken Kragen» nach Altstetten zur Trauung geritten seien. In der Stadt wurden die kostbaren, nicht jedermann zugänglichen Haarbänder ausgeliehen, und es bestand eine Vorschrift, die (1701) besagte, man solle sie mit und ohne Stirnen (Jungfernkäppchen) ausleihen [9]). Die Bauerntöchter durften nur solche aus falschen oder Wasserperlen tragen. Es ist möglich, dass der Name Haarband auch vorübergehend auf dem Lande üblich gewesen ist, in das 19. Jh. hinüber hat er sich dort jedoch nicht gerettet. Einzig in Bürglen blieb er als letzter Rest eines früher ohne Zweifel ganz Uri umfassenden Gebiets erhalten [10]).

Chränzli.

Die hohe und weite Flitterkrone der Deutsch-Freiburgerin hat heute keine Aehnlichkeit mehr mit dem zierlichen Gebilde, das dem Worte zugrunde liegt (Abb. 64.)

[1]) Schriftlich aus Bürglen; Id. IV 1329; vgl. Grimm Wb. IV. 2. S. 24. [2]) Heyne III 85 Anm. 1. [3]) ebd. [4]) Sabbata S. 284. [5]) Id. s. 1); Mandat Bbl. v. 1691, 10, 21; Gemälde I 1. S. 75. [6]) Discourse 2. T. 200. [7]) Bl. 11, 12. [8]) Zeremonien S. 4f. 6. [9]) Usteri, Collekt. (Auszüge aus d. Under- und Stadtschreiber Manual). [10]) In der Bedeutung eines zum Schäppeli getragenen Samtbandes war er in Engelberg und anderswo im Gebrauch; vgl. Bächtold, Bräuche S. 269; Ebel, Gebv. II 296.

b) Einschrumpfen der Sache.

63. Diese Seite des Missverhältnisses zwischen Wort und Sache wird beleuchtet in

Hüetli.

Im 19. Jh. ist es ein schwarzes Samtband, das von den Landmädchen in den untern Gegenden des Bezirks Zürich und im Bezirk Regensberg getragen wurde, wo die Volkstracht noch lebendig war. «Als Kopfbedeckung tragen die Mädchen ein breites schwarzes Sammetband mit schwarzen Spitzen eingefasst (Hütli)», sagt Meyer von Knonau von der auch im Knonaueramt üblichen Kopfzierde [1]). Das Band hatte keine Aehnlichkeit mehr mit einem Hütchen oder Barett, aus dem es hervorgegangen war. (Abb. 36).

Noch am Anfang des 18. Jhs. lag oben auf dem Samtband das Barett [2]), das sich aber zusehends verkleinerte. Bodmer erwähnt es in den Discoursen [3]), wo er der turmhohen Fontange der Städterinnen den Kopfputz der Landmädchen entgegenstellt: «Diser Anmerkung zu Folg werdet ihr mir gestehen müssen / dass die Mode unserer Bauern-Mädgen die natürlichste seye / welche ein kleines Hütgen eines Thalers gross oben auf dem Kopff festmachen».

Gegen Ende des Jhs. hatte sich im Zürichbiet das Barett verflüchtigt. Frau v. La Roche sah auf ihrer Schweizerreise in einem Gasthof in Knonau, der städtischen Anstrich hatte, ein fremdes Bauernmädchen, das «lange Haarzöpfe mit rothen Bändern bis auf die Erde hängend, und ein breites schwarzes Sammetband um den Kopf» trug [4]).

Den gleichen Namen hatte das Barett auch im Klettgau (§ 25 Biremessli). Im Text zu Königs Schweizertrachten [5]) heisst es von einer Hallauerin: «Die unsrige trägt (was aber jetzt, besonders von jungen Weibern und Mädchen selten mehr geschieht), ein sogenanntes Hütchen von einer Art Sammet oder Plüsch, welches hinten am Kopf mit einem schwarzen Sammetband festgebunden wird. Neue dergleichen Hütchen werden jetzt keine mehr gemacht».

Der Name wurde im 16. Jh. auf das spanische Barett angewendet [6]). Später (1628) erwähnt ihn ein Berner Mandat in der Bedeutung von Kopfbedeckung vornehmer Bernerfrauen (Paret oder Hütlin, s. § 60, niederen Hut). Auf der Zürcher Landschaft hat sich der Name in mundartlicher Form erhalten — schon Bullinger schreibt seinem Sohn: «ein hüetli ist ein hüet-

---

1) Gemälde I 1,74; Azfs A. 1912, 160; 1913, 59; Id .II 1785; Diener, Obergl. S. 378; Bolleter, Bachs S. 176. 2) Pfeffel Bl. 20; AzfsA. 1913. 157. 3) 2. T. 200; Herrliberger, Zürcher Kl. Tr. Taf. VI 49. 50; ebders. Ausrufb. Taf. XVI 130 usw. 4) Tagebuch S. 112; Reinh.: Jgfr. Mülli, Schöfflisdorf 1793. 5) S. 170; in Costumes suisses 1811 „Hütgen" (Urtext). 6) Id. IX 612.

li» [1]) — während er im Klettgau m. W. nur literarisch überliefert und im Sprachgebrauch längst von Biremessli abgelöst worden ist. Wir dürfen das frühere Vorkommen des Namens auch im Haslital annehmen, die echt mundartliche Bezeichnung Hietsi ist noch jetzt in Brienzwiler für das Käppchen erhalten (30 Wullhüetsi) [2]).

Chappe.

Ein anziehendes Beispiel für das Missvershältnis zwischen Wort und Sache ist die Schleifenkappe der Markgräflerinnen (s. § 53). Sie war ursprünglich eine richtige Kappe mit einem oben auf dem Scheitel zu einer Masche geknüpften Zugbändel. J. P. Hebel beschreibt sie in seinen Alemannischen Gedichten [3]):

«Gfallt der die Chappe;
wasserblaue Damast un gstickt mit goldene Blueme?
zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, un über den Ohre
fürsi mit em Letsch un abe gegen em Gsicht zue!»

Später fiel der Zug weg und die Masche gestaltete sich zu einem selbständigen Schleifenpaar aus, wie es ähnlich bei der Fricktaler Bundkappe und beim schwarzen Baselbieter Tschäppeli vorkam. Die Masche wurde immer grösser und entwickelte sich zum heutigen riesigen, mit Draht gestützten Lätsch, während die Kappe die entgegengesetzte Richtung nahm und bis auf einen winzigen Rest zusammenschrumpfte (Abb. 72). Die Benennung «Chappe» aber ist geblieben und weist auf die frühere Stufe hin [4]).

Schäppeli.

Bei der Schäppeli [5]) genannten Bandrosette, die im Zürcher Oberland an Haube oder Kappe des weiblichen Geschlechts befestigt wurde, ist das Verschwinden eines alten Brauches die Ursache der Einschrumpfung. Als die Flitterkrone nicht mehr aufgesetzt wurde, deutete die Bandrosette mit dem klassischen Namen noch auf das Ehrenzeichen der Jungfrauen hin. Wir dürfen annehmen, das Schäppeli sei in früherer Zeit mit Bindbändern auf dem Kopfe oder auf dem Käppchen festgehalten worden, wie es in Bosco der Fall war, wo ein um die Haare geschlungenes Band noch Tschäpali [6]) genannt wird. Wann die Einschrumpfung der mutmasslichen Krone vor sich gegangen, entzieht sich unserer Kenntnis.

[1]) Id. IX 612; Frau Heierli bringt (III 127) den Namen auch für das Freiburger Barett aus Filz, das jetzt noch dem Chränzli als Unterlage dient. [2]) Gfl. Mitlg. v. Lehrer Sooder, Rohrbach. [3]) S. 11. [4]) Gefl. Mitteilung v. Prof. Dr. Hoffmann-Krayer; vgl. Jensen, Schwarzwald S. 201 und Abb.; ZsdVfVk. 1912, 148, 147; Spiess d. Vlkstr. S. 47. [5]) Id. VIII 997f; Messikommer I 132 erwähnt noch „Schappel" als Brautkrone. [6]) N. ZZtg. v. 11. Okt. 1906; Id. VIII 997 f.

c) Anpassen des Namens an die Sache.

64. Oft hält die Bezeichnung Schritt mit der Entwicklung der Sache; das allmähliche Grösserwerden eines Kopfputzes spiegelt sich in ihr wider. Der «Leffel» (§ 26), die ursprünglich kleine Doppelnadel der Nidwaldner Frauen, vergrössert sich zur «Schufle» (ebd.) und endlich zum breiten, glänzenden «Schild» (ebd.). Hier folgt die Bezeichnung getreulich jedem Schwanken der Sache und passt sich ihm an. Als an der Schnellkappe der Auswuchs zwischen Patte und Bödeli immer grösser wurde, gab man ihr den Namen «Radhube»; die hochstehenden Spitzen an dem früher niedrigen Schnabelhäubchen der Frauen in Obwalden verschafften ihm die Benennung «Kammhaube, Schînhube»; usw.

Aber auch das Gegenteil kam vor: der Name ist auf eine Verwischung der Bedeutung zurückzuführen, auf ein starres Festhalten an einem überlieferten oder Gattungsnamen. So konnte die Bezeichnung H u e t entstehen für die Schnellkappe, ein Name, der schon in St. Galler Mandaten des 17. Jhs. vorkommt in der Bedeutung von Pelzkappe (§ 16 b).

2. Das Herabsinken der städtischen Mode in die ländliche Tracht.

65. Diese Entwicklung lässt sich an Hand vieler Beispiele nachweisen. Der Beweggrund liegt im Bestreben, sich durch eine feinere Tracht den höhern Ständen zu nähern, sich auch in der Kleidung von den weniger bemittelten oder weniger angesehenen Geschlechtsgenossinnen zu unterscheiden [1]). Die komplizierte Einteilung in Standesklassen mit den dazu gehörenden kostbaren oder billigern Trachten hatte nicht nur Geltung in den Städten; die gleichen, wenn auch oft ungeschriebenen Abstufungen nach Vermögen, Stellung und Ansehen bestanden auch in ländlichen Kreisen. Die «reichen Tonangeberinnen» griffen, wie Gotthelf erkennt (§ 40 Lampihuet) gerne nach der städtischen Kopfbedeckung; freilich passten sie diese ihren jeweiligen Bedürfnissen und ihrem Geschmacke an.

Das war der Fall beim S t r o h h u t des 18. Jhs., den eine Laune aus seiner Niedrigkeit in die Sonne der Hofgunst emporhob (Kap. I A g). Von dort gelangte er in die Schweizerstädte und dann aufs Land, wo er in veränderter Form, als kokettes Schaustück, den alten Strohhut verdrängte. Der Weg, den er gegangen, hinterliess seine Spuren in der Benennung «Bindellehuet» (§ 32), der in städtischen Kreisen seinen Ursprung genommen hat.

Mit Leichtigkeit lässt sich der Weg auch bei der T u s e t t a verfolgen (§ 30). Sie gelangte als französischer Importartikel direkt oder indirekt in

[1]) vgl. Spiess, 164.

städtische Kreise, um dann in vereinfachter Form in die Volkstracht von A. Rhoden und Glarus überzugehen. Auch hier deutet der Name auf die Herkunft hin.

Das flache runde Samt- oder Filz b a r e t t der Patrizierinnen des 16. und 17. Jhs. ging im 17. Jh. schon in die Volkstracht über und blieb dort in dieser Form haften (s. §§ 21, 25, 26, 27, 30, 57, 60, 63). Die Entwicklung wurde durch Kleiderverordnungen begünstigt, die den niedern Klassen die nunmehr hohen Kopfbedeckungen der Vornehmen untersagten [1]).

Die riesige P e l z k a p p e, eine der hohen Kopfbedeckungen der Vornehmen, fand ihrerseits im 18. Jh. den Weg in die Volkstracht (§ 27 Hinderfür).

Die S c h l a p p e der Frauen I. Rhodens gehörte im 17. Jh. zur Tracht der patrizischen Frauen in St. Gallen. In beinahe unveränderter Form sehen wir sie noch um 1793 auf dem Kopfe einer alten Frau in Herisau (Abb. 22), während sie in I. Rhoden schon die letzte Stufe ihrer Entwicklung erreichte: die schlaff herabhangenden Spitzen begannen in die Höhe zu steigen.

An Beispielen, die den Uebergang der städtischen in die ländliche Tracht beleuchten, fehlt es auch im 19. Jh. nicht. Die abgehende Volkstracht vermochte noch Stücke der städtischen Mode festzuhalten, darunter den «Lampihuet», die «Dächlichappe» (§ 26) und den «Bergèrehuet» (§ 41), dessen Herkunft schon durch die Benennung ausgedrückt wird. Fügen wir noch den «Klêper» bei, den hochstehenden Kamm der Biedermeierzeit (§ 37), der den Frauen im Sensebezirk an Kirchenfesten zum Aufstecken ihrer Flechten dient.

Die Uebernahme der städtischen Modestücke erfolgte im 19. Jh. ungleich rascher als in frühern Jahrhunderten, wo Standesvorurteile und Verkehrshindernisse sie erschwerten. Mit dem Bau der Eisenbahnen, dem Fallen der Standes- und Verkehrsschranken setzte ein so rascher Wechsel ein, dass keine Tracht sich mehr entwickeln konnte.

3. Veränderung der Tracht durch psychologische Triebkräfte.

66. Die gleichen Beweggründe, die dem städtischen Stück Kopftracht Eingang in die ländlichen Kreise verschafften, wirkten auch mit bei seiner weitern Ausgestaltung. Wir können uns den Vorgang so vorstellen: Hatte einmal ein Stück bei einer der Tonangeberinnen — der Frau Ammann, der Wirtin oder bei einer der reichen Bäuerinnen — Aufnahme gefunden, so

[1]) Die Kleiderverordnungen boten die erfolgreichsten Mittel zur Aufrechterhaltung der Standesunterschiede und der Volkstracht, die erst im 17. und 18. Jh. sich bildete; vgl. Spiess, 164.

blieb es dort nicht stehen, sondern wanderte nach und nach auf die Köpfe der weniger Bemittelten oder im Range niedriger stehenden über, bis sich zuletzt keine der Frauen im Kopfputz von der andern unterschied. Man begann von neuem auf etwas Apartes zu denken, womit man sich von den andern und auch von den im Range Gleichstehenden abheben konnte. So entstand die Vergrösserung mancher Stücke der Kopftracht.

Zwischen der zierlichen und praktischen Haarspange der Nidwaldner Bäuerinnen von 1800 (§ 42 Wiberhârnâdle) und dem noch heute getragenen Doppelschild, der den Hinterkopf zusammenpresst (Abb. 58, 59), liegt mancher Schritt der erfinderischen Eitelkeit. Die anfänglich schmalen Spitzen an der bernischen «Rosshaarkappe» gingen schliesslich so in die Breite, dass man sie in ihrer Protzigkeit mit einem Mühlrad verglich (§ 51 Stündelichappe). Die gleiche Entwicklung nahmen die weissen Spitzen der «Güeflihube» (§ 47) und der «Schînhube» (§ 33); usw.

Die Neigung, sich auszuzeichnen, betätigte sich noch in einer anderen Richtung. Man versuchte sich gegenseitig in der Kostbarkeit des Materials zu übertrumpfen. Gotthelf deckt in «Uli, der Knecht» [1]) diese Art menschlicher Torheit auf: «Elisi und die Schwägerin Trinette (ehemals Trini) zeigten einander ihre Kostbarkeiten, und eins redete herrscheliger als das andere von seinen Krankheiten, und eins tat dümmer als das andere mit seinen Manieren. Glaubte nun Elisi Meister zu sein mit den Kostbarkeiten und Krankheiten und Manieren, so hatte es grosse Freude und liess Trinette ungern ziehen und plärete und wollte nicht adie machen. Ward aber Trinette Meister und hatte schwerere Häfte oder ein sydigeres Tschöpli, mehr Krämpfe gehabt, oder eine längere Badefahrt gemacht, eine vornehmere Mauggere ersonnen oder zümpferere Schessti (Manieren, Gebärden, Gesten), so plärete Elisi, so lange sie noch da waren, versteckte sich und kam erst wieder zum Vorschein, wenn Trinette schon im Schärbank war. Da lächelte Elisi dann, hatte Handschuhe an, an denen die Fingerspitzen abgehauen waren, ein schönes, weisses Nastuch in der Hand, eine Stündelichappe auf dem Kopf, glitzerte vor lauter Gold und Silber, sagte: «A revoir!» und «Bon voyage!», und wenn der Kohli zog, so sagte Elisi: es sei froh, dass sie endlich fort seien; der Bruder sei ein Grobian, Trinette hätte mauvais goût und die Kinder de mauvaises manières.»

Die aus Gold- und Silberspitzen hergestellten «Radhauben» der Frauen im Fürstenland und in der March (§§ 32, 43, 51, 52) und die Blumengirlanden auf den weissen Flügelhauben der patrizischen Frauen in Schwyz und Nidwalden (§ 34) entsprangen, wie andere Prunkstücke auch, dem Verlangen nach Zurschaustellung von Reichtum und Rang.

---

[1]) S. W IV. 210.

4. Das Verhältnis der Sachnamen unter sich.

67. Es kann sich hier selbstverständlich nicht darum handeln, alle Sachnamen auf ihr gegenseitiges Verhalten zu prüfen. An einigen Beispielen sollen jedoch kurz ein paar Probleme dieser Seite des Sprachlebens gestreift werden. Eines davon ist

a) Die Vielheit der Benennungen für eine Sache.

Es gibt einzelne Stücke der Kopftracht, die zu einem gegebenen Zeitpunkt eine Fülle von Bezeichnungen an sich trugen, verbreitet auf mehr oder weniger zusammenhängende Gebietsteile. Die Gründe für die Vielheit dürften zum Teil in der Farblosigkeit der Gattungs- und Artnamen zu suchen sein, die den Vorstellungen nicht mehr entsprachen; ferner in der zärtlichen Wertschätzung einer Kopfbedeckung, wie das z. B. beim Jungfernkäppchen (Kap. I A b a; Karte IV), beim Barett (Kap. I A g; Karte III) und bei der Krone (I A a; Karte I) der Fall war. Die Verbreitung der Sache über ein grösseres Gebiet hin trägt ebenfalls zur Häufung von entsprechenden Bezeichnungen bei, ebenso ihre Langlebigkeit. Es gibt vorstellungsarme und vorstellungsreiche Gegenden: so treffen wir z. B. im kleinen Kanton Unterwalden allein vier Bezeichnungen an für das Jungfernkäppchen, «Chäppli, Fideli, Hubefideli, Maitlichäppli», und nicht weniger als zwölf für die Nadel, «Blech, Haarglimpf, Haarleffel, Haarnadle, Leffel, Maitlihârnâdle, Pfyl, Schild, Schuehleffel, Schufle, Spiegel und Wiberârnâdle». Ein ähnliches Verhalten zeigen andere Gebiete.

Eine grosse Mannigfaltigkeit von Benennungen hat auch die Bandkappe hervorgebracht (I A b Kinnschleife b) und ebenso die Schnellkappe (ebd. Kinnschleife a). Anziehend ist es, das Nacheinander der Neuschöpfungen zu verfolgen, aber nur in vereinzelten Fällen lassen sich einigermassen sichere Schlüsse ziehen. Annähernd möglich ist das bei der Schnellkappe. Wir haben hier neben- und nacheinander:

1. Schwôbachappa.		2. Schnellchappe.	
Radhube	Huet	Sandgatter	Grillenhaube
Goldhaube			Grillegatter
	Kilchehube; katholisch Hube.		

In Wirklichkeit mögen im Volke noch mehrere Uebergangsstufen vorgekommen sein, die sich unserer Kenntnis entziehen.

68. Eine andere Erscheinung im Sprachleben ist

b) das Zusammenrücken zweier Sachnamen

zu einer einzigen Benennung. Sie stützt sich immer auf das Zusammengehen zweier Sachen, die mehr oder weniger miteinander verknüpft sind, sei es durch verwandte Bedeutung oder durch langen Gebrauch.

Kranz und Schapel. Diese beiden Benennungen werden schon im Mittelalter auf einen Kopfschmuck angewendet. Nach Konrad von Würzburg besteht das Schapel aus Blumen und der Kranz aus Laub [1]: «ein schapelîn geblüemet unde ein kranz geloubet, hat uf ir werdes houbet geleit ein iegelîchiu maget». Dieses Zusammenrücken der beiden Sachen bildet gleichsam die Vorstufe zu jener Form des künstlichen Schapels, das im 19. Jh. einen wesentlichen Bestandteil der jungfräulichen Tracht ausmacht. Bei diesem zweiteiligen Schapel ist der oberste Teil immer ein Kranz (Kap. I A a). So konnte Meyer von Knonau [2] mit Recht sagen: «Mädchen, die Patenstelle vertraten, trugen Schäppeli und Kränzchen, eine Sitte, die später auf diejenigen Gegenden, in denen man noch die Nationaltracht trug, sich beschränkte». Hier haben wir ein sorgfältiges Auseinanderhalten der überlieferten Bedeutungen.

Bei neuern Kronen wurden die Blumen durch Flitter ersetzt.

Kränzli und Börtli. Im Haslital finden wir im 17. Jh. Spuren des gleichen Vorganges. Nach dem Chorgerichtsprotokoll von Brienz trug Anni zur Flu um 1617 das «kräntzli und das börtli» an Hans Schilts Hochzeit, und 1623 wird die Flitterkrone eines Mädchens aus Ebligen am Brienzersee gleichlautend bezeichnet [3]. Gegenstand der Bezeichnung muss eine zweiteilige Krone gewesen sein, die vor dem Flittersträusschen (§§ 28, 56 Meili, Börtli) im Haslital getragen wurde [4].

Ein aus ähnlichen Beweggründen hervorgegangenes Zusammenrücken von zwei sinnverwandten Sachnamen können wir beobachten bei «Stûche und Fächtli» und «Sturz und Gfächtli» (§ 39). Aus der Verschmelzung zweier Sachen zu einem einzigen Stück ist «Huben und Chäppli» hervorgegangen (§ 13). Umgekehrt sehen wir, dass von zwei zusammengehörenden Stücken nur eines seinen Niederschlag im Sachnamen gefunden hat.

Beim Trauerkopfputz in Werdenberg wurde nur das weisse Tüchlein beachtet bei der Namengebung, die Stûcha, während das flache Hütchen als neuere Zutat im überlieferten Namen unterging [5].

c) Das Nebeneinander von Sachnamen.

69. Zwei der anziehendsten Benennnungen für den weissen Schleier, Stûche und Sturz, stehen seit dem Mittelalter nebeneinander. Wenn

---

[1] Benecke (schapelîn). [2] Gemälde I 2. 184. [3] Gefl. Mitteilung v. Lehrer Sooder, Rohrbach. [4] Von welcher Beschaffenheit sie war, konnte noch nicht mit Sicherheit ermittelt werden, immerhin hat Lehrer Sooder anlässlich der Jahrhundertfeier in Meiringen (Herbst 1934) eine Krone entdeckt, die in Form und Ausstattung mit der Brautkrone im Haslimuseum übereinstimmt. [5] Chronik Werdenbg. S. 282.

wir uns den ältern Quellen nähern, so fällt uns eine sachliche Verschiedenheit auf. Erstens im Schnitt der Schleier: die Stûche ist kürzer als der Sturz, der in Nürnberg zwei Fache mehr haben durfte [1]). Dort wird die Stûche am Ende des 15. Jhs. mit «stuochlin» (kleine Stauche) verzeichnet und 1507 mit «steuchlen» [1a]). Die Länge des Sturzes (d. h. die Anzahl der «Vach») wurde nach dem sozialen Stand abgestuft, wenigstens in Basel und Strassburg, wie uns Spreng [2]) mitteilt. Der Sturz ist in Basel «eine hochgesteifte und kostbare Hülle von zarter Leinwat, worein sich noch vor etwann 40 Jahren das Frauenzimmer in Basel und Strassburg bis an die Augen und Nase zu verstecken pflegte. Das ledige Frauenzimmer trug diese gotische Unzierde bis auf die Halskrause; die Weiber aber hatten einen langen Riemen von gleicher Leinwat hinten herunterhangen, und, so oft sie reden wollten, was natürlicherweise sehr oft geschah, mussten sie das steife Zeug wie ein Wehrbrett von dem Munde wegziehen». Die Beschreibung Sprengs wird durch Glasers Zeichnungen aus dem Jahre 1634 ergänzt [3]).

Wir dürfen annehmen, der Sturz habe damals überall ähnlichen Zuschnitt gehabt. Das trifft aber auch für die Stûche zu. In Schaffhausen hielt man um 1711 noch «Stüchlin und Stauchen» sorgfältig auseinander [4]). Unter Stauchen wurde ohne Zweifel der längere Schleier, unter Stüchlin der kürzere oder das Kinntüchlein verstanden. Stûche und Sturz sind demzufolge in bestimmten Gegenden Bezeichnungen für den langen Schleier.

Die Stûche scheint zweitens aus feinerm Stoff bestanden zu haben, gemäss ihrer ursprünglichen Verwendung als Aermel. Dr. H. Wartmann stellt das noch für St. Gallen und Appenzell fest [4a]); Anshelm für Bern (§ 39 «dinne, gele stüchli»). In der Stadt St. Gallen geht im 17. Jh. unter diesem Namen das durchsichtige Tüchlein, das die Frauen über ihrer Haube tragen [5]), ebenso in Chur [6]). Das scheinen zürcherische Aufzeichnungen zu bestätigen. Dort stehen im 15. Jh. Tüechli (d. h. Stûche) und Sturz nebeneinander [7]), und noch bei Josua Maler finden wir Tüechli gleichbedeutend mit Stûche [8]). Aber, wie wir oben bei Spreng gesehen, blieb das feine Gewebe nicht immer auf diesen Namen beschränkt, sondern es wurde unter seiner Konkurrenzbezeichnung Sturz überall von vornehmen und bürgerlichen Frauen getragen.

---

[1]) Schultz, D. L. S. 305 (slayre), 321, 337, 339. [1a]) ebd. S. 339, 350. [2]) Alemannia 15, 222; vgl. Wurstisen I 2, 69 (v. J. 1599); Jahrb. Bs. 1897, 167, 169. [3]) Bs. S. 36, 38, 39. [4]) Inventar der Frau Cath. Peyer, geb. Wepfer S. 127, 94 (Staatsarch. Schaffh.); Chronik Schaffh. V 110 (1723). [4a]) Furrer Lex. II 702. [5]) Jahresber. St. Gallen 1910, 14. [6]) AzfsA. 1913, 227f, Taf. XXIII. [7]) AzfsA. 1911, 191. [8]) ebd. „Stuchen oder Tüchliweben"; Heimatk. Winterthur S. 202.

Für uns ist es wichtig zu sehen, wie die Benennung für die gleiche Sache, den Trauerschleier der Volkstracht, sich im 19. Jh. in atavistischen Bahnen bewegt und sich in Sturz- und Stûchengebiete trennt. (§ 39) [1]).

Stûche bleibt auf die Ostschweiz beschränkt (im Sturzgebiet kommt der Name nur für das Kinntüchlein vor), obschon sich die Bezeichnung im Appenzellischen, dem Eldorado der Stûchenweberei, nicht erhalten hat, vielleicht unter dem Einfluss Bündens, wo Sturz (Stuorz; l. Rh. Stotz) heimisch ist. Im Bregenzerwald stehen beide Namen nebeneinander; dort wird sogar noch ein Unterschied in der Anordnung der Schleier innegehalten.

Sturz hatte, wie aus den Quellen hervorgeht, nie die Bedeutung von Kinntuch, er blieb immer das Zeichen der tiefen Trauer, wenn er auch örtlich (l. Rh.) zu Streifen zusammenschrumpfte [2]).

d) Gruppenbildung.

70. Die Vorliebe für einen Sachnamen führt oft zu vielen, dem beeinflussenden Wort entsprechenden Neuschöpfungen. Auf diese Weise ist die häufig vorkommende Gruppenbildung zu erklären. «Tusetta», die ihrer Form nach direkt aus dem französischen Sprachgebiet herübergenommene Benennnung für die elegante Kopfbedeckung der wohlhabenden Frauen, gefiel auch weitern Kreisen. Sie wurde echt volksmässig zu Tuse (Tusse) verkürzt, als man begann, den weichen Seidenstoff für die Mädchenkäppchen der Volkstracht zu verwenden. Um sie gruppierten sich dann eine Reihe von Ableitungen, von Kappetuse bis zu Tûsenchappe, bis schliesslich noch Dusli folgte. Alle diese Benennungen, ausser Tusetta, blieben auf Bünden und Glarus beschränkt.

Eine ähnliche Gruppenbildung vollzog sich bei «Mutschehube» und ihren Ableitungen. Auf Fernbeeinflussung beruht vielleicht «Mudelchappa», aber der Name lag damals sozusagen in der Luft und kommt auch in «Chapeau moté» (Greyerz) und in «Schlappa muota» (Bünden) zum Ausdruck. Die Vorliebe für einen bestimmten Namen zeigt sich auch bei «Stirne» und ihren Ableitungen und bei den mit «Rose» gebildeten Sachnamen; «Bletz» brachte «Bletzli» und «Wüschli» hervor, usw. Wenn ein Worttypus einmal gefällt, breitet er sich aus wie eine Ansteckung und erzeugt fortwährend neue Bezeichnungen, bis sich seine Zeugungskraft erschöpft hat. Gewöhnlich ist mit diesem Prozess Blüte und Abgang der Sache verbunden.

---

[1]) Zum Sturzgebiet gehört auch Aarau, s. Chronik der Stadt Aarau von Chr. Oelhafen 1840 S. 51. (1534). [2]) S. 146 Anm. 2; Jahrb. Bs. 1897, 166; vgl. für Zürich, AzfsA. 1911, 193.

e) Einförmigkeit.

71. Im Gegensatz zu dem oben (§ 67) besprochenen Vorgang steht ein anderer: der neugeschaffene Sachname wird auf verschiedene Arten von Kopfbedeckungen ausgedehnt, die gewöhnlich ein Merkmal miteinander gemein haben. So gibt «Zughube (-chappe)» dem 18. Jh. das Gepräge; unzählige Kopfbedeckungen in der Schweiz, in Süddeutschland und im Elsass tragen diesen Namen, der sich noch bis tief ins 19. Jh. hinein erhält (§ 36). Aehnlich verhält es sich mit «Bodechappe (-hube)» und im 19. Jh. mit «Spitzechappe» und ihren Ableitungen (§ 33).

Alle diese Namengebungen zeugen von einer gewissen Eintönigkeit und Starrheit, die beinahe auf Denkfaulheit schliessen lässt. Sie wurden von der Mode geschaffen, die bald einen zusammenschnürbaren, bald einen durch seine Form auffallenden Boden vorschrieb, oder die Verzierung der Kopfbedeckung schuf.

f) Wertverschiebung der Sachnamen.

72. Der Wert eines Sachnamens steigt und fällt mit der Sache, die er vertritt. Ein Musterbeispiel für den schwankenden Wert einer Sachbezeichnung bildet das Verhältnis zwischen Haube und Kappe. Vom 18. Jh. an bildete, wie wir gesehen haben, die aus schwarzem Stoff hergestellte Kappe das Abzeichen der Ledigen, ohne dass ihr Wert geschwankt hätte; die weisse Haube hingegen gehörte von alters her zur Tracht der verheirateten Frauen. Das änderte sich beim Aufkommen modernerer Kopfbedekkungen: die Ledigen trugen meistens den Hut, die Frauen farbige Kappen, bis das städtische Häubchen der Biedermeierzeit langsam die Kappen und auch die altüberlieferte weisse Haube der Frauen verdrängte, da wo sie noch üblich war. Es entspricht der Sachlage, wenn Tobler um 1837 bemerkt [1]: «Sagt man von einer Weibsperson, sie trage nie C h a p p a , sondern nur H u b a , so will das bedeuten, dass sie auf den Kopfputz schon mehr verwende und die Hauptbedeckung städtischen Zuschnitt habe». Es kam vor, z. B. im Luzernbiet, dass die ältern Mädchen einer Familie noch Trachtenkappen trugen (die Dächlichappe), während die jüngern schon das städtische Häubchen aufsetzen durften [2]. Aber auch das Umgekehrte trat ein: als nach dem Bau der Brünigstrasse in Obwalden die Hauben (Schînhube) abgingen, erschienen «Kappen», städtische schwarze Kopfbedeckungen, gewöhnlich Capotten genannt. In einigen Gegenden scheint das Wort Haube in der ersten Hälfte des 19. Jhs. nicht gebräuchlich gewesen zu

[1]) Sprachsch. S. 90; vgl. dagegen § 10. [2]) Vor dem Verschwinden der Volkstracht schon hatten sich die Trachtenunterschiede zw. Ledigen und Verheirateten verwischt, ausgnommen bei der jungfr. Krone.

sein. Pater a Spescha [1]) gebraucht für die weisse Haube der Obersaxerinnen den Ausdruck «weisse Kappe». In den Walserkolonien am Monte Rosa hingegen kannte man das Wort Kappe nicht; es wird von Schott und Giordani nicht verzeichnet: «Huba» wird von Giordani [2]) mit berretto übersetzt, «Wibuhuba» mit berrettina (Käppchen), womit die Sache übereinstimmt (§ 42). In Alagna ist noch der Kern des alten deutschen Wortschatzes anzutreffen, weil es keinerlei Verkehr mit deutschen Gegenden unterhält, also auch keinen Zuwachs an deutschen Wörtern erfährt.

Der während eines langen Zeitabschnittes aufrecht erhaltene Unterschied zwischen Haube (weiss) und Kappe (schwarz oder farbig) verwischte sich im vorigen Jahrhundert vollständig und führte zu einem wirren Neben- und Durcheinander der beiden Gattungsnamen, für die gleiche Sache. Aus diesem Grunde haben wir gleichzeitig:

Spitzlichappe : Spitzlihube; Blondechappe : Blondehube;
Zugchappe : Zughube; Brönzchappe : Brönzhube; usw.

Dabei ist -hube gewöhnlich die modernere Bezeichnung. Der Kampf zwischen den beiden Gattungsnamen scheint mit dem endgültigen Sieg von Kappe enden zu wollen, wozu der Sport nicht wenig beiträgt. Heute wird, auch von Trachtenkennern, «Haube» vielfach mit «Kappe» wiedergegeben, so am Greifensee z. B. mit «weisse Kappe».

Ein Beispiel für die Wertschätzung einer Sache und ihrer Benennung bietet auch «Schwefelhüeti», wie es uns aus den bernischen Ausschreibungsprotokollen entgegentritt. Wir finden es darin m. W. ein einziges Mal verzeichnet [3]), und zwar erst am Ende seiner Blütezeit, um 1834, während Kappe und ihre Zusammensetzungen häufig erwähnt werden, ein sprechendes Zeugnis für die Verehrung, die man der Sache widmete. Wie die Krone, steht das meist von Mädchen getragene Hütchen zu hoch, um herumwandernden Leuten als Kopfbedeckung zu dienen.

---

[1]) S. 191. [2]) Alagna S. 146, 12. [3]) Instrb. Suppl. Nr. 479 S. 155.

Kapitel IV.

Wort- und Sachgeographie.

Abkürzungen: Bt = Bauerntracht; Lt = Ländertracht; Zr = Teil des Kantons Zürich rechts der Grenzlinie; Zl = links der Grenzlinie; Zgr = der Teil des Kantons Zug rechts, Zgl = links der Grenzlinie.

73. Es soll hier versucht werden, die Verteilung einer Sache und ihrer Bezeichnungen an Hand von Karten zu veranschaulichen. Als Grundlage der Darstellung dienen mir die Verhältnisse, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhs. bestanden haben. Aus den verschiedenen Gattungen und Arten der Kopftracht habe ich einige herausgegriffen, die mir am geeignetsten und aufschlussreichsten schienen für den Versuch: der Kranz; das Barett; die Jungfernkappe; der Strohhut; dazu die Haartracht, die zur Veranschaulichung einer Sachgrenze herangezogen wird.

Karte 1: Kranz und kranzähnlicher Kopfschmuck.

Das Blatt bietet ein sehr anschauliches Bild: die deutliche Abgrenzung der beiden grundlegenden Bezeichnungen für den jungfräulichen Kopfschmuck, Schapel und Kranz, in zwei scharfumrissene Gebiete.

Das Schapelgebiet (blaue, wagrechte Linie) umfasst in grossen Zügen die gesamten östlichen Kantone mit Einschluss von Schaffhausen und Zürich. In südlicher Richtung auslaufend, erreicht es Deutschbünden, vom obern Zürichsee aus die March und Einsiedeln und dringt bis nach Bosco vor, wo es eine Insel bildet. Am Vierwaldstättersee sendet es von Schwyz aus seine Ausläufer über den See nach Emmetten und Engelberg und bildet dort eine Insel. Den Kt. Zug umgehend, läuft es ein Stück der zürcherischen Kantonsgrenze entlang, scheidet das Freiamt und z. T. das Amt Hochdorf vom Luzerner Gäu und vom ehemals bernischen Aargau, teilt den übrigen Aargau mitsamt dem Fricktal der Lt zu und überschreitet den Rhein.

Nach den Belegen [1]) geht die Abgrenzung ins Mittelalter zurück, wenn auch Schapel damals seine Ausläufer über die ganze Schweiz hin ausgesandt hatte. Der Geschlechtsname Schappeler in Utzenstorfer [2]), Basler und Aargauer Urkunden des XV. und XVI. Jhs. [3]) lässt darüber nicht im Zweifel. Ebenso berichtet Wurstisen [4]) von den Schapelin der Basler Räte im 15. Jh.; in Luzern ist um diese Zeit der Name üblich für ein Münzbild [5]).

Abgesehen davon bildeten, wie im 19. Jh. immer die östlichen Kantone das eigentliche Schapelgebiet, ein Zeichen, dass der Name aus dem benachbarten Reich zu uns gekommen ist. Dabei soll das gelegentliche Vorkommen des Namens Kranz keineswegs bezweifelt werden. Er steht in den Grenzgebieten neben Schapel, so z. B. in Bünden und in der Urschweiz, wohin Schapel vom Eingangstor, der March aus, gewandert ist, wahrscheinlich mit dem Pilgerstrom, der sich früher vom Bodensee her über Wil, durchs Toggenburg und die March nach Einsiedeln ergoss [6]). In Uri ist es im 19. Jh. nicht mehr anzutreffen, hingegen in der Leventina im Sinne von «Krone nach teutscher Art» und mit der Bezeichnung «capli, chiepli (Schäppeli)» [7]). Man vermutet, es sei über die Gotthardstrasse dorthin gelangt; der Name kann aber nicht überzeugend von Schäppeli hergeleitet werden, wie der Uebersetzer der Gemälde annimmt, sondern hat eher das urnerische «Chäppli» (Karte IV) als Grundlage; er wurde dann auf den andern jungfräulichen Schmuck, die Krone angewendet, vielleicht aus Unkenntnis der Sache.

In Bosco kann das rote Haarband «Tschäpali» [8]) der letzte Rest des einstigen Krönchens sein, das wie im Mutterlande (Wallis) früher mit einem Band auf dem Kopfe festgehalten wurde, um nicht abzufallen. Im Wallis ist das Wort im 19. Jh. nicht mehr belegt, Spuren davon sind im Ausdruck «schäppele», Kränze winden, noch erhalten; sie können aber dort nicht zuverlässig auf den Sachnamen zurückgeführt werden [9]). Bosco und Pommat unterhielten freilich regen Verkehr mit St. Ulrichen im Goms [10]). Weniger ist an eine Einwanderung von Schapel aus den Walserkolonien Bündens zu denken: der Weg über die Oberalp war früher beschwerlich und die Entfernung zu gross. Das Wort könnte ferner durch die Vermittlung von Einsiedeln in die tessinische Kolonie gelangt sein, der Wallfahrtsort erfreute sich in Gurin grosser Beliebtheit. Sei dem, wie ihm wolle: das Wort muss dort auf alte Ueberlieferung zurückgehen, weil sebst das Verschwinden der Sache es erhalten konnte.

---

[1]) Id. VIII 990—1000. [2]) Mittlg. v. Staatsarchivar Kunz in Bern. [3]) Id. VIII 990f. [4]) ebd. [5]) ebd. 997. [6]) Hegi C. und F. das Tösstal, Zürich 1913, 94. [7]) Id. VIII 998; Gemälde XVIII 116. [8]) N. Z. Ztg. 1917, 9. Okt. 1. Morgenblatt. [9]) Id. VIII 999. [10]) Jahrbuch S. A. C. 1898/99, 230f; Beiträge Gr. VI 8.

Für Bünden ist die Frage der Zuwanderung ohne Schwierigkeit zu lösen. Wie so mancher andere Ausdruck für die Tracht, ist auch Schapel mit der Sache von St. Gallen oder Glarus her in die Rheinebene und von dort in die Bündnertäler gekommen, sogar in das entlegene Avers.

Dem rechten Ufer des Baldeggersees entlang bis an den Hallwilersee sind Schapelspuren zu finden vom benachbarten Freiamt her [1]). Das Vorkommen des Wortes im übrigen Aargau deutet, wie schon bemerkt, auf den Weg hin, den es im Mittelalter von der Nordostecke der Schweiz aus gegangen ist. Schwerlich haben wir den Rhein als Vermittler und Uebermittler zu betrachten. Wenn es uns aus der niederdeutschen Ebene zugekommen wäre, hätte es in Basel festern Fuss gefasst, nicht nur flüchtige Spuren seines Vorkommens hinterlassen.

Die Ableitungen des Wortes sind unregelmässig verbreitet, und zwar in Gegenden, die alte Bräuche bewahrt haben. Kleinere Gruppen haben sich gebildet: Spûsatchappel in Bünden (Schanfigg, Avers, Prätigau); Hostigtschappel (Montafun); Brûtschappel (-schäppeli) in Bünden, Schaffhausen (Beggingen, Neunkirch) und im Knonaueramt; ferner Gotten-Schäppeli ohne nähere Ortsangabe.

74. Aehnliche Verhältnisse herrschen im Kranzgebiet (rote, senkrechte Linie). Wie Schapel dehnt auch Kranz sich im Mittelalter über die ganze Schweiz hin aus. Dann sondert sich das Kranzgebiet immer mehr ab und immer deutlicher und bietet während der Blütezeit der Volkstracht bis ins 19. Jh. hinein ein einheitliches Bild, abgesehen von den Grenzzonen, wo Kranz friedlich neben Schapel steht. Im Engadin fand es Eingang als cranz, craunz [2]).

Von Luzern und Zug aus erstreckt sich Kranz nach Westen und nach Süden, steht in Schwyz neben Schapel und breitet sich in Unterwalden erfolgreich aus. Das Vorkommen des Namens im Haslital bestätigen «Chränzlete» und «chränzle» [3]). Solothurn schliesst im Norden das Gebiet ab, Freiburg im Westen gegen die französische Sprachgrenze hin; so fest verankert ist hier die Ueberlieferung, dass «Chrenzeli» auch unter den welschsprechenden Freiburgern verbreitet ist und die Krone bis in die Juraberge hinauf begleitet hat [4]). Vom Berner Oberland aus setzt sich das Kranzgebiet gegen Südwesten durchs Oberwallis fort bis an die Sprachgrenze [4a]).

Eine Sonderstellung nimmt das Baselbiet ein. Dort scheint der Flitterkranz im 19. Jh. keine Rolle mehr gespielt zu haben, erst später taucht «Chränzli» auf, aber vielleicht nur für den weissen Kranz der städtischen

[1]) Ineichen, Volksmund S. 469; schriftl.; im bernischen Aargau, wo „Bernertracht" getragen wurde, überwog die politische Zugehörigkeit. [2]) Carisch, 1. Heft; ebdrs. Twb. S. 72. [3]) Id. III 840. [4]) Mündl; Tappolet Lw. I 52. [4a]) Auch die Kolonien am Monte Rosa kennen nur Chranz (Giordani S. 129).

Mode. Die Begine wurde als jungfräuliche Zierde ausgestaltet, indem man sie zu diesem Zwecke aus hellen Stoffen herstellte und zierlich bestickte. Dennoch glaube ich für die Zeit um 1800 herum das Vorkommen der historischen Krone noch annehmen zu dürfen.

Wie bei Schapel, sind auch hier einige Ableitungen und Weiterentwicklungen des Grundwortes zu finden: im Habsburgeramt und auf dem Tannberge (Luzerner Gäu) S p ä n g e l i c h r ä n z l i, in Guggisberg J e p e c h r ä n z l i, Z i t t e r c h r ä n z l i, Z i t t e r h ü b e l i, und im übrigen Bernbiet G o t t e c h r ä n z l i. Das aus Bünden gemeldete S p û s e c h r a n z kann eine Anlehnung an Spûsetschäppel sein, vielleicht aber das erste Anzeichen für das Vordringen des siegreichen Sachnamens in der Bedeutung «Kranz auss weissen Blüten». Als Bezeichnung für diesen landläufigen Jungfernkranz kommt Schapel nicht mehr in Betracht. Es wird auf der ganzen Linie abgelöst durch das Wort Kranz, das auch in der Schriftsprache allein Geltung hat. Schapel fiel mit der Flitterkrone, ob die Wiederbelebung der Volkstracht auch ihm wieder Aufnahme in den lebendigen Wortschatz des Volkes verschaffen wird, hängt lediglich von der Zeitströmung ab.

75. Ueber die beiden grundlegenden Sachnamen Schapel und Kranz schieben sich vereinzelt mehr und weniger dünne Schichten, die meistens die erste Schicht nicht zuzudecken vermögen.

B o r t e steht in Schaffhausen um 1806 neben Schapel, während B ö r t l i sich im Kranzgebiet sesshaft gemacht hat, den luzernischen Gäu, Zug und das Entlebuch umfasst, von wo es ins Haslital gelangte (vgl. aber § 56). Die geographische Verbreitung der beiden Benennungen kann von Basel aus erfolgt sein, dem Kernland der Borte (s. § 62), wo der Name beim Landvolk wohl um 1800 herum noch zu Hause war. Von Basel gelangte er auf der alten Verkehrsstrasse [1]) ins Luzernbiet und wurde dort liebevoll in Börtli umgewandelt und weitergegeben. Wenn die Angabe von Rochholz auf Richtigkeit beruht, ist das Wort auch im Aargau vorgekommen, ohne dass es aber örtlich umgrenzt werden könnte. Es kann von Luzern aus, oder auf dem Wasserwege den Rhein hinauf gekommen sein und seinen Weg bis nach Schaffhausen verfolgt haben. Wir sind aber berechtigt, für Schaffhausen unmittelbare Uebernahme aus dem alten Einfuhrgebiet Schwaben anzunehmen.

Auf das kleine Urnergebiet beschränkt sich im 19. Jh. H a a r b a n d. Die Einwanderung des Namens erfolgte vermutlich unter zürcherischem Einfluss, aber auf seiner Reise von Zürich zum Gotthard fehlen alle Weg-

[1]) Volkswirtschaft S. 296f; die Einwanderung kann auch auf dem Wasserwege, Rhein, Aare und Reuss hinauf erfolgt sein (ebd. 300).

zeichen, die uns über die Richtung seiner Wanderung Aufschluss geben könnten; vielleicht ist er auf der alten Handelsstrasse direkt in die Gegend am Gotthard gelangt. So wäre das Vorkommen der Sprachinsel erklärlich.

Dem Haslital allein kommt M e i l i zu, dem Lötschental B î s c h l i. Diese beiden Namen bezeugen, dass die gleiche Sache in verschiedenen Gegenden zu ähnlichen Namengebungen geführt hat.

Karte I gibt uns wertvolle Aufschlüsse, zumal es sich hier um eine Sache handelt, die sich im Grunde immer gleich blieb. Darum ist die Abgrenzung der beiden Bezeichnungen Schapel und Kranz umso tiefgreifender. Es ergeben sich zwei Gruppen: 1. reine Gebiete (Schapel, Chranz, Haarband); 2. Mischgebiete, wo zwei oder mehrere Namen nebeneinander stehen, so Schapel und Kranz (Bünden, Schwyz, Emmetten, während Engelberg zum reinen Schapelgebiet gehört; kleine Teile des Hochdorfer Amts, das bis 1798 zu den Freien Aemtern gehörte); Börtli und Kranz (Luzern, Zug, Haslital; gegen das Vorkommen im Aargau sind Bedenken zu hegen); Borte und Kranz (im Baselbiet), und Borte und Schapel (Schaffhausen).

Gegenüber den Verhältnissen im Mittelalter ergibt sich im allgemeinen ein Zurückweichen des Wortes Schapel. Die sprachliche Welle, die im ersten Ansturm die Schweiz überflutet hatte, verebbte und fand keine Kraft mehr zu erneutem Ueberfluten, zumal die Hauptmasse des Kranzgebietes sich als unübersteiglicher Damm erwies. Was das Alter der verschiedenen Bezeichnungen anbetrifft, so steht Kranz an erster Stelle, das zeigt schon seine Verbreitung in den westlichen Kantonen. Ihm folgte Schapel, das sich über das Kranzgebiet hinbewegte, dieses aber nicht zuzudecken vermochte und schliesslich in rücklaufender Bewegung da Halt machte, wo eine dichtere Unterlage das Zurückweichen aufhielt. Auf Schapel muss das Wort Borte gefolgt sein, ohne dass es aber bei seinem Vorstosse die beiden frühern Schichten zu beeinträchtigen vermocht hätte, einzig in Basel bildete es die vorherrschende Benennung.

Als viertes ins Mittelalter zurückreichendes Wort bewegte sich Haarband über den Schweizerboden hin, es konnte sich in Uri so fest lagern, dass darunter jede frühere Schicht verschwand.

Diesen Benennungen folgte eine Reihe von örtlich enstandenen Namen, von denen jedenfalls Spängelichränzli einer der ältesten ist.

Karte II: Haartracht.

76. Diese ausserordentlich aufschlussreiche Karte dient zur Darstellung der jungfräulichen Haartracht, wie sie um die 20er Jahre des 19. Jhs. ausgesehen hat. Die Grenzlinie scheidet das Gebiet der Hängezöpfe von dem

der aufgebundenen (Kap. I B), wobei aber die Sachnamen nicht eingezeichnet werden. Sie dient allen Karten als Grundlage.

Die Grenze zwischen beiden Trachten deckt sich in grossen Zügen mit der Linie, die F. Stadlin [1]) um 1822 zwischen der sog. Bauern- (Bt) und Ländertracht (Lt) zog. Die Tracht der Ledigen auf beiden Seiten der Grenzlinie diente ihm als Ausgangspunkt. Das Bauernmädchen lässt die Haare geflochten über den Rücken fallen und bedeckt das Haupt mit einem bändergeschmückten Strohhut; das Ländermädchen geht unbedeckten Hauptes einher und windet die Zöpfe um eine silberne Nadel herum auf [2]). Ich ziehe die Linie nach den Verbesserungen, die Pfarrer Salomon Vögeli für den Kanton Zürich hinzugefügt hat [3]).

Sie folgt der Grenze, die den Kt. Bern von Uri und Unterwalden trennt, geht der luzernischen Grenze entlang bis an den Vierwaldstättersee, überspringt diesen, folgt dem linken Ufer des Seearms und teilt den Gerichtsbezirk Weggis der Lt zu. Dann läuft sie zwischen Buonas und Immensee durch an den Zugersee, geht dem rechten Seeufer entlang, lässt Cham links liegen, die Gegend von Baar rechts und verlässt zwischen Steinhausen und Zimbel den Kt. Zug. Beim Betreten des Kts. Zürich geht sie zwischen Rifferswil und Hausen durch, steigt von da auf den Scheitel des Albisberges, läuft längs desselben fort und senkt sich dann hinab auf Schlieren, zieht sich über die Limmat nach Engstringen und von da in gerader Linie über den Hönggerberg nach Affoltern, Seebach, Oberhausen, Opfikon und Kloten, wo die Tracht durchs ganze Dorf gemischt ist. Von Kloten aus fehlen zuverlässige Angaben. «Was — den Blick nordwärts gerichtet — links derselben liegt, trug und trägt alles Bauerntracht; was rechts, die andere.» Soweit Stadlin und sein Zürcher Gewährsmann [3a]).

Was die Haartracht anbetrifft, ist die Linie richtig gezogen bis zum Verlassen des Kts. Zug [4]). Sobald sie den Kt. Zürich betritt, wird sie problematisch und hat nur noch Gültigkeit in Bezug auf die Bauerntracht. Die beiden Ufer des Zürichsees, wo schon in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. städtische Mode und städtischer Aufwand herrschten, kommen nur noch für die

[1]) Geschichtsforscher IV 1822 S. 350; die Urkantone werden im Gegensatz zu den Städtekantonen „Länder" genannt, dem Zuger Stadlin lag die Bezeichung nahe. [2]) ebd. S. 351f. Für das Haslital: Meisner, kl. Reis. S. 248; für die Urkantone: § 34. Rosenhaarnadel, § 44 Haarglimpf, Haarnadle usw.; § 42 Maitlihârnâdle. Stadlin erwähnt das schwarze Mädchenkäppchen nicht, das damals in Weggis und Schwyz in veränderter Form noch getragen wurde. Für Bünden: Lehmann, Patr. Mag. S. 273; ebds. Graubünden S. 261; für die Ostschweiz: s. § 34 Rosehaarndl., § 26 Degeharndl.; mündl. und schriftlich. [3]) Geschichtsforscher IV S. 351, Anm. 25. [3a]) Stadlin, a. a. O. S. 351, zieht die Linie weiter und teilt Bülach der Bt zu. [4]) Bridel, Fussreis. S. 72: Die jungen Töchter v. Aegeri schlangen „ihre Haare um eine breite metallene Nadel, die hinten am Kopf durchgeht"; s. § 44 Haarleffel; Meister, kl. Reis. S. 12: unrichtig.

Flitterkrone (Schäppeli) in Betracht [1]), und können nicht mehr zum Vergleich herangezogen werden. Das Zürcher Oberland hingegen gehört am Anfang des vorigen Jhs. zum Gebiet der Hängezöpfe [2]). Dieses Gebiet umfasste im 18. Jh. auch die beiden Seeufer, wie die Bilder von Herrliberger zeigen [3]), und vielleicht auch die rechts der Stadt gegen den Thurgau hin sich erstreckenden Teile bis an den Rhein und die thurgauisch-schaffhausische Kantonsgrenze. Vögelin macht a. a. O. [3a]) darauf aufmerksam, dass die Grenze nur richtig gezogen sei im Hinblick auf die Bt: «Ihre Charakteristik des weiblichen und männlichen Geschlechtes, welches die Bauerntracht hat, findet auch in unserm Canton seine volle Bestätigung; weniger die der andern, so wie auch in Absicht auf Kleidung Thurgau, Alt St. Gallische Landschaft, Toggenburg sich wieder mehr an die Ländertracht der innern Cantone anschliessen». Wir dürfen, was das Zürcher Oberland anbelangt, die Grenze zwischen den beiden Haartrachten bis an die politische Grenze verschieben, die Zürich von St. Gallen und einem Teil vom Thurgau trennt, zumal eine Aufzeichnung aus dem Zürcher Oberland das Vorkommen der Hängezöpfe im ersten Viertel des 19. Jhs. (d. h. solange die Volkstracht lebendig war) sicherstellt [4]). Dort bildete, wie das im Gebiet der Hängezöpfe der Fall war, das Aufbinden ein Zeichen des Eintritts in den Ehestand:

«Alli Meiteli händ au Manne,
Weder ich mues keine ha;
Wenn ich nu au eine fund,
Der mir's Zöpfeli ufe bund !» [5])

Gestützt wird die Ueberlieferung durch das Fehlen von Haarnadeln, wie die aufgebundenen Zöpfe sie verlangten; doch ist dieses Beweismittel nicht zwingend, finden wir doch im Wallis, dem Lande der aufgebundenen Zöpfe, kaum eine flüchtige Spur von Schmucknadeln [6]). Auch Schaffhausen gehört noch zum Gebiet der Hängezöpfe. Ob und in welchem Masse sich an den Berührungspunkten der Kantone Zürich, Thurgau und Schaffhausen die beiden Haartrachten mischten, lässt sich nicht genau feststellen.

---

[1]) Schriftlich; Sal. Vögeli macht a. a. O. (S. 361) die Bemerkung: „Schade nur, dass dieser Gegenstand" — Unterschied zw. Lt und Bt — „nicht vorlängst Ins Auge gefasst worden, als die mod. Nachäffung städtischer Sitte und Kleidung, die jetzt leider! die scharfe Grenzscheide zwischen beiden Nationaltrachten vielfältig verwischt hat, noch nicht eingerissen war". [2]) Id. III 1077: „Noch zu Anfang des 19. Jhs. war es im Zürcher Oberl. strenge Sitte, dass ledige Mädchen ihre Zöpfe hängen liessen, sobald sie sich aber verheirateten, mussten sie dieselben um Kappe und Kopf herumwickeln, sonst wurden sie geschmäht". [3]) Zürch. Kl. Tr. Taf. VI 44. [3a]) S. 362. [4]) s. ob. 2). [5]) Tobler, Volkslieder S. 143, nach Hs. v. J. Stutz. [6]) Anneler. Lötschen S. 58; Heierli III 166; sie weichen wenig ab von den allgemein üblichen Haarnadeln und halten den Vergleich mit den in der Inner- und Ostschweiz und in Bünden getragenen Zierstücken nicht aus.

Wie schon bemerkt, scheidet die Grenzlinie zwischen Bern und Wallis diesen Kanton mitsamt den ennetbirgischen Kolonien vom Gebiet der Hängezöpfe, aber nicht von dem der Bauerntracht im besondern (s. Karte V). Hier ist an den Einfluss der Nachbarschaft zu denken. In der Waadt [1]) waren aufgebundene Zöpfe gebräuchlich und ebenso in Italien und im Tessin. Dort herrschte die lombardische Haartracht, wie sie Manzoni in den Promessi sposi [2]) beschreibt, mit dem quer durch die Zöpfe gesteckten Löffel und den horizontal angeordneten Pfeilen.

Problematisch wird die Sache für den Kt. Basel und das kulturell mit ihm zusammenhängende Schwarzbubenland. Nach den Quellen gehören im 19. Jh. beide zur Bt [3]). Noch im 18. Jh. scheint das nicht der Fall gewesen zu sein (s. § 26 Bodechappe), jedoch trifft man im Baselbiet noch weniger als im Wallis die Haarnadel an.

Im 18. Jh. gehörten die aufgebundenen Zöpfe in Süddeutschland und im Elsass zur bürgerlichen Tracht. Goethe [4]) beobachtet sie um 1770 in Strassburg:« Was aber hier den Anblick einer grossen Menge Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer grossen Nadel festgesteckten Zöpfe bei; ... und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende, vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Kostüm zu entfernen, nicht erlauben wollte». Diese bürgerliche Haartracht bildete innerhalb der Bt das Kennzeichen der städtischen Mädchen und Frauen (s. § 26 Leffel; § 30 Blech; § 44 Haarnadle) und stand in schroffem Gegensatz zu den Hängezöpfen der Bauernmädchen. Die Verschiedenheit der Haartracht zwischen Stadt und Land in der Bt ist etwas, was man in der Lt vergeblich sucht. Dort war es vielmehr die Farbe des Haarbandes (§ 43 roti und wissi Zipfe), welche die bürgerliche von der bäurischen Tracht schied. Noch in den 70er Jahren des vorigen Jhs. war man sich der trennenden Mauer zwischen den beiden Ständen wohl bewusst, in Sursee z. Beispiel: wer im Städtchen wohnte und auch nur ein kleines Landstück sein eigen nannte, trug Hängezöpfe. Dagegen gab es moderne Bauerntöchter, die zum städtischen Häubchen anfingen, ihre Flechten aufzubinden.

Die bürgerliche Haartracht oder die Lt konnte David Hess noch 1817 im Städtchen Baden feststellen, wie es Usteri 20 Jahre vorher getan hatte. Hier machte sich der Einfluss der Innerschweiz bemerkbar, mit der Baden

---

[1]) Reinh. Mädchen aus Vevey 1796; Gemälde XIX 288. [2]) Ed. Bietti, Milano 1908, 42. [3]) s. § 41 Begine; § 57 Tschäppeli; Schneider, Lebensl. S. 33; Seiler Wb. S. 8. [4]) Wahrheit und Dichtung 2. Bd. 2. T. S. 120, bei Max Hesse, Leipzig.

von jeher enge Beziehungen unterhielt. «Seltsam», sagt Pfarrer Maurer [1]) v. Witikon um 1794, «dass die sonderbare Tracht des weiblichen Geschlechts in Baden dem schönen Geschlecht auch in den kleinen Cantons und den Städten desselben gemein ist, indessen das Zürich- und Bern-Gebieth mit den freyen Aemtern, die zwischen Baden und den Cantons liegen, ganz andere Landtrachten haben. Nur die Städte Mellingen und Bremgarten beobachten ebenfalls die den catholischen Cantons und den Städten derselben eigne Sitte».

Die Hängezöpfe begannen zuerst da zu verschwinden, wo städtischer Luxus herrschte, am Zürichsee. Als die Gebrüder Bridel auf ihrer Reise 1797 den Zürichsee hinauffuhren in Gesellschaft reicher Landmädchen, die aus den Bädern von Baden nach Hause zurückkehrten, fiel ihnen ihr Kopfputz, die kleine Haube, «um welche herum zwey dünne, sehr enge geflochtene Haarzöpfe gewunden sind», sehr unangenehm auf im Gegensatz zu den mit roten Schnüren durchzogenen Hängezöpfen der Mädchen aus der Landvogtei Knonau [2]).

Karte III: Barett.

77. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, dass das Barett im 19. Jh. sich nur noch in vereinzelten Gegenden der Schweiz erhalten hat. Die Verbreitung scheint willkürlich und sprunghaft zu sein, sie zeigt keine Spur mehr von dem einheitlichern Bilde, das sie in der ersten Hälfte des 17. Jhs. ohne Zweifel noch darbot. Während der Name Barett sich im Volksmunde nirgends erhalten hat, lebte der andere, im 16. Jh. neben ihm stehende Ausdruck H ü e t l i (rote, gerade Linie) im Klettgau, in Zl, im Haslital und im Sensebezirk kräftig fort. (§ 63). Im Wehntal wird er durch B u r e h ü e t l i, im Haslital durch W u l l h ü e t s i, H i e t s i und G o t t e h ü e t l i gestützt. Dabei hat die mehr oder weniger grosse Absonderung der Hüetligegenden nichts zu besagen; es konnten sich im Laufe der Jahrhunderte Sach- und Wortinseln bilden. Das Barett hatte sich wohl erst nach und nach zum Abzeichen der Mädchen entwickelt; ihm lag nicht die zwingende Notwendigkeit zugrunde, es wie die Flitterkrone als solches zu betrachten, es konnte durch andere Kopfbedeckungen ersetzt werden. Darum fehlen so viele Zwischenglieder an der einst vermutlich zusammenhängenden Kette. Ein bestimmtes Zusammengehen besteht zwischen Zl und Schaffhausen auch bei andern Stücken der Kopftracht (s. z. B. § 27 Hinderfür; Kap. I A c). Schaffhausen besitzt für sich allein B i r e m e s s l i, aber damit erlosch die Fähigkeit für Neuschöpfungen bei der östlichen Gruppe, während in der westlichen ein reges Leben flutete.

[1]) Kl. Reis. S. 231. [2]) Fussreis. S. 50.

Allen westlichen Gruppen eigen ist Chäppi (blaue, senkrechte Linie), das vielleicht im 18. Jh. schon neben Hüetli, Hietsi stand. (§ 63). Enge zusammen gehören Guggisberg und Deutschfreiburg mit den Bezeichnungen Tätschli und Techeli, während Gigeli und Trütschechappe nur dem Sensebezirk, Chalber- und Chüedräckli nur Guggisberg angehören. Das Haslital allein brachte Gupfi, Hirzi und «niederen» Hut hervor.

Wir haben demnach bei einem der ältesten erhaltenen Sachnamen (Hüetli) einen Zusammenschluss aller Gruppen ausser Guggisbergs, wo er im 19. Jh. fehlt. Bei Chäppi gehen die beiden westlichen Gruppen zusammen, damit ist aber der Anschluss des Haslitals an die andere Gruppe erschöpft. Guggisberg und der Sensebezirk stehen sich naturgemäss am nächsten: sie sind durch wirtschaftliche und politische Bande miteinander verknüpft. Von jeher besuchten Frauen und Mädchen aus Guggisberg den Markt in Freiburg [1]; die Herrschaft Schwarzenburg gehörte früher gemeinsam den beiden Ständen Bern und Freiburg [2].

Als Bindeglied zwischen dem Haslital und Guggisberg dürfen wir Grindelwald betrachten (Kap. I A g Barett; § 42 Wibuhuba), von dort aus muss es in die Kolonien am Monte Rosa gekommen sein, ob durch wallisischen Einfluss, liess sich bis jetzt nicht ermitteln.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass das Barett sich nur innerhalb der Bt erhalten hat. Es erhebt sich nun die Frage: War es früher auch in der Lt zu finden? Ich glaube kaum, wenigstens im 18. Jh. nicht mehr, es sei denn in Zr, in einigen Gemeinden der Landvogtei Kiburg. Wenn es eine Zeit gab, in der es der Lt angehörte, so wurde es dort früh durch die Jungfernkappe ersetzt, während es in der Bt zum Mädchenkäppchen vorrückte [3].

Karte IV: Jungfernkappe.

78. Wie bei II und III ist auch hier die Abgrenzung der Sache sehr anziehend. Die Kappe mit dem Züpfenloch und den Band- oder Metallrosen gehört überwiegend der Lt an; sie bildet in der Bt nur die Tracht der bürgerlichen Mädchen[4].

Die Linie, die das Käppchen von der Bt trennt, entspricht der Stadlinschen Grenzlinie (§ 76). Im 19. Jh. zwar ist in den Gegenden am Zürichsee keine Spur des einstigen Käppchens mehr zu finden aus bekannten Grün-

[1]) Mündl.; L. Vogel, Zeichnung v. 1820, LM. [2]) Jenzer, Schwarzenburg S. 26f. [3]) Im 16. Jh. finden sich Spuren s. Vorkommens in der Stadt St. Gallen (Jahresber. 1910, 11); im 17. Jh. in Schwyz (Heierli I Abb. 18) als Kopfbedeckung der Frauen, auf Goldnetz od. Haube aufgesetzt. Am Anfang des 18. Jhs. gab es bei den Zürcher Bäuerinnen 2 Formen des Baretts: die verheiratete trug es flach und deckelartig, die ledige als kaum talergrosses Gebilde, mit einem Band unter den Hängezöpfen festgehalten (Pfeffel Bl. 20). [4]) Die im Birseck, dem Gebiet des Fürstbischofs getragene Rosenkappe gehörte zur bürgerlichen Tracht.

den, aber das Zürcher Oberland kennt es bis hinunter an den Greifensee, auch in Dübendorf trägt man es. Das zürcherische Käppchen muss nach den Beschreibungen eigenes Gepräge gehabt haben (s. § 29 Stirne, Stirnechappe; § 28 Wüschli, § 58 Blätzli) [1]). Wir treffen es überdies in der Umgebung von Winterthur, hingegen fehlen für die Gegenden am Zürcher Rhein die Nachweise [1a]).

Gehen wir der südöstlichen Grenze nach, so sehen wir, dass auch Bünden der Lochkappe Eingang verschaffte. Die Verbreitung lässt sich nicht genau feststellen, weil in den Nachweisen selten eine nähere Ortsbezeichnung angegeben ist. Ohne Zweifel ist die Kappe vom benachbarten Rheintal (Sax und Werdenberg) her nach Deutschbünden gelangt.

Innerhalb der Bt gehört, wie schon bemerkt, die Jungfernkappe zur bürgerlichen Tracht. Hingegen war eine Lochkappe anderer Art bei den bäurischen Mädchen Solothurns üblich. Im 19. Jh. steht sie in der Bt vollkommen isoliert da, wenn auch ihr Vorkommen in der städtischen Tracht (von Zürich z. B.) in der ersten Hälfte des 18. Jhs. festgestellt werden kann. Sie findet sich in Solothurn mit den Benennungen C h a p p e , h o h e K a p p e und S c h n a b e l h u b e.

Die Verteilung der Sachnamen in der Lt ist von grossem Interesse. Sie lassen sich in vier Gruppen sondern: in die ostschweizerische (ohne Glarus) und in die innerschweizerische; Zr bildet die dritte, während Glarus, Sax (sachlich auch Werdenberg) und Bünden die vierte ausmachen. Jede hat ihre Merkmale, einige sind durch Zwischenglieder miteinander verbunden. Nur der östlichen Gruppe gehört S c h l a p p e an. Der Name umfasst Appenzell und das Toggenburg und erstreckt sich in nördlicher Richtung bis nach Stein a. Rhein, ein Zeichen, dass der Thurgau ihn auch gekannt hat. Daneben steht B l ä t z (Bletz), der andere altüberlieferte Name für das Käppchen. Er kommt weniger für die innern als vielmehr für die äussern Rhoden in Betracht, wohin er von der Stadt St. Gallen gedrungen ist, ebenso wie in die Alte Landschaft und z. T. in das untere Toggenburg. Von Fischingen aus muss er ins Zürcher Oberland gelangt sein auf dem Pilgerwege, der schon um 1300 in einem Itinerar erwähnt wird [2]). Bis über die Mittte des 19. Jhs. hinaus erhielt er sich in Bauma in der Form B l e t z l i , dem sich noch W ü s c h l i zugesellte. Damit sind die trotz der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses freundnachbarlichen Beziehungen zwichen den beiden Grenzgebieten klargelegt, wenn auch das zürcherische Käppchen seine Eigenart behielt. Das Kennzeichen der Gruppe Zr aber ist S t i r n e und seine Ableitung S t i r n e c h a p p e , woran im Sternenberg noch der Name Stirnechnopf für die Zierat am Mädchenkäppchen erinnert.

[1] Die Metallrosen hat es mit dem a. rhod. Käppchen gemein, es weicht jedoch von diesem ab in der Anordnung der Zierat. [1a]) Mündl. und schriftl.; Herrliberger gibt darüber keinen klaren Aufschluss. [2]) Hegi, Tösstal S. 94.

In der innnerschweizerischen Gruppe herrscht Chäppli, das noch durch Rosechäppli, Steglichappe (Schwyz) und Maitlichäppli (Unterwalden) gestützt wird. Neben ihm steht in Uri Mutzli, das früher wahrscheinlich der ganzen Gruppe angehörte, von der March dem Gaster überliefert und dort zu Mütschli umgeformt worden ist. Die Sache selbst hat im Gaster Aehnlichkeit mit dem glarnerischen Käppchen.

Vom Gaster aus gelangen wir zur vierten Gruppe. Sie ist gekennzeichnet durch Tuse, Tusse und ihre Ableitungen Tusli, Dusli (Glarus, Sax), Tûsenchappe (Prätigau), Chappatusa, Chappentüsli (Deutschbünden) und Capatisli (Teile von Welschbünden) [1]). Den kulturellen Zusammenhang zwischen den Rheintälern verraten die Werdenberger Löchlichappe und die Lochhube Rheinwalds. Wie das Gaster gehen auch Sax und Werdenberg sachlich zusammen, während jedoch die glarnerische Herrschaft Werdenberg sich von Glarus absondert, stimmt die unter Zürich stehende Freiherrschaft Hohensax (die polit. Zugehörigkeit vor der Staatsumwälzung von 1798 ist darunter verstanden) mit Glarus überein.

Eine Anzahl von Sachnamen kommt lediglich einzelnen Gegenden zu, so Fideli, Hubefideli (Unterwalden), Gueffli (Weggis), Drohthübli (A. Rhoden) und Florchappe (Werdenberg).

Karte V: Strohhut.

79. Diese Karte gewährt uns Einblick in eine Sache, die überwiegend in der Bt verbreitet war. Die Grenzlinie gegen die Lt hin ist nur vollkommen gültig für Zug. Haarscharf trennt sie diesen Kanton in Zgl (Bt) und Zgr (Lt) und teilt das luzernische Weggis der Lt zu. Das linke Ufer des Vierwaldstättersees fällt der Bt zu, während Zl nur für den Alltagshut in Betracht kommt. Das ist auch der Fall bei den Grenzgebieten Rafzerfeld, Schaffhausen und Basel.

Beim festtäglichen Strohhut und seiner geographischen Verbreitung haben wir es bei genauerm Zusehen mit einem Gebiet zu tun, in dem die Strohindustrie teilweise schon in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. einen grossen Aufschwung genommen hatte. So weit der Einfluss der Mittelpunkte dieser Industrie reichte, begegnen wir dem festlichen Strohhut.

Der Einfluss des Freiamts, des Mittelpunktes der aargauischen Strohflechterei, erstreckte sich über den Aargau, weiter reussaufwärts auf den Kanton Luzern [2]) mit Einschluss des Entlebuchs und des linken Ufers des Vierwaldstättersees, bis hinauf nach Seelisberg und Isental. Im Gegensatz

[1]) Carisch Wb. nimmt Wort und Sache für diese beiden Gegenden an. Das Lochkäppchen muss früh verschwunden sein, denn unter dieser Bezeichnung versteht man jetzt ein geschlossenes Käppchen. [2]) Corrodi, Hutgefl. S. 77.

dazu scheint das Fricktal mehr unter dem Einfluss der Schwarzwälder Strohflechterei gestanden zu haben.

Gümmenen, eine andere Hauptader, versorgte den ganzen Kt. Bern und — vielleicht im Verein mit dem Freiamt — den angrenzenden Kt. Solothurn mit Hüten, während Freiburg mit Greyerz seinen Bedarf reichlich deckte mit Geflechten aus feinem, einheimischem Stroh, die als Greyerzererzeugnisse berühmt waren. Aber auch für Freiburg haben wir zunächst das im Bezirk Laupen, hart an der Grenze liegende Gümmenen als Einflusszone anzunehmen, das schon um 1780 kostbare Strohhüte in den Handel brachte, während man erst 1805 von Massnahmen erfährt, die in Freiburg hinsichtlich der Länge der Strohtressen getroffen wurden [1]).

Innerhalb des strenggeschlossenen Strohhutgebietes sondern sich Gruppen ab, die in der Sache eine gewisse Uebereinstimmung zeigen. Der Bindellehuet wird im Freiamt, in Zgl, in Luzern und in den oben bezeichneten Gebieten der Urschweiz mit kleinen örtlichen Abweichungen getragen. So waren die nidwaldnerischen Hüte stets gefüttert. Das bernische Schwefelhütchen erstreckte sich über die bernische Ebene bis nach Murten und in den vormals bernischen Aargau; im Oberland hingegen kamen andere Arten vor. Kleinere Gebiete, aber jedes durch eine bestimmte Eigenart ausgezeichnet, bildeten das Oberhasli, der Sensebezirk, das Oberwallis (mit eigener Strohflechterei), Solothurn und das Fricktal, das in der Sache mit dem benachbarten Hotzenland zusammengeht.

Nicht immer haben Sache und Wort die gleiche Verbreitung gefunden. So fehlt «Bindellehuet» dem Freiamt; «Schwebelhüeti» («-hüetli») bleibt hauptsächlich auf das Bernbiet beschränkt, während doch die überwiegende Zahl der Hüte mit Schwefelmasse gesteift wurde und das Grundwort Schwefelhuet da und dort im Gebrauch war, meistens aber zur literarischen Benennung des Hutes diente. Einzig im Kt. Solothurn ist es neben Schirmhuet belegt. Das hängt mit der Entwicklung der Sachnamen zusammen. Gleich wie in der geologischen Entfaltung eine Schicht sich auf die andere legt, sie ganz oder teilweise zudeckt, so auch in der Sprachentwicklung.

Die älteste Schicht der Sachnamen — abgesehen von der in der Namengebung nur eine passive Rolle spielenden Bezeichnung Strohhut — ist Schaubhuet (-hüetli). Seine Spuren sind besonders deutlich noch im Bernbiet zu erkennen. Ueber diese Schicht legt sich vom 16. Jh. an Schinhuet, der sich über die ganze Schweiz hin verbreitete und teilweise noch sichtbar blieb, als sich die Sache schon zum Luxusgegenstand entwickelt hatte. Er ist im Aargau und im Sensebezirk zu Hause als alleinige Benennung des Strohhuts, vielleicht darum, weil in der Strohindustrie der technische

---

[1]) Corrodi, Hutgefl. S. 61.

Ausdruck durch alle Wandlungen der Mode hindurch beibehalten wurde. Noch um 1783 (§ 31) kannte ihn auch die bernische Ebene; im 19. Jh. zog er sich in die Gebirgsgegenden des Kts. Bern zurück, wo er sich neben andern Bezeichnungen erhalten hat, ebenso im Solothurner Gäu [1]). Im bernischen Flachland nimmt «Schwefelhüeti» seinen Platz ein.

Einzig auf Luzern, Zgl und das linke Ufer des Vierwaldstättersees beschränkt ist «Bindellehuet». Der Anschluss Unterwaldens (in Obwalden erhielt der Hut einen andern Ausputz) und eines Teils von Uri an die Bt ist erstaunlich. Die Lt ist sonst der luzernischen Bt so entgegengesetzt, dass Stadlin mühelos seine Trennungslinie zwischen den beiden durch ziehen konnte. Hingegen stimmte die Kopftracht der «Länder» in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. mit der von den bürgerlichen Mädchen und Frauen der Stadt getragenen überein: «Die bürgerliche Tracht fällt besser ins Auge; das weibliche Haupthaar in Knoten geflochten, mitten durch, von hinten, eine silberne Nadel: statt dieser tragen die verheuratheten Weiber ein viereckichtes Silber- oder Goldblech, oder auch ein Stück von Seide oder Sammet», berichtet Meister [2]) über die Luzernerinnen. So erklärt es sich, dass die Lt und die Bt sich hier nicht mischten, wenn auch die Stadt von jeher für Unterwalden und Seelisberg Verkehrsmittelpunkt war. [3]). Der Luzerner Markt war wichtig für den «Länder»: dort verkaufte er die Erzeugnisse seiner Alpwirtschaft, handelte dafür Korn ein und was er sonst brauchte; dort spielte sich auch der Viehhandel ab zwischen ihm und dem Luzerner Bauer. Dennoch bedurfte es vielleicht der Gemeinsamkeit der Interessen, um beim Strohhut ein Zusammengehen zu ermöglichen; in den beiden Halbkantonen wurde später das Strohflechten als Hausindustrie betrieben, geradeso wie in einigen Gegenden des Kts. Luzern. Dazu verhinderten die Flügelhauben und -kappen in Schwyz, Weggis und Zgr das Aufkommen der Hüte, die in Nidwalden z. B. leicht auf das Käppchen aufgesetzt werden konnten (von den Frauen wurde der Hut nur ausnahmsweise getragen). Weggis ging auch hier mit der Lt, eine Folge des innern Verbundenseins mit Schwyz, in Lebensweise und Beschäftigung [4]).

In Solothurn begegnen wir der alten Schicht «Schirmhuet»; im Haslital, im Sensebezirk und im Wallis gesellt sich der Gattungsname H u e d (Hüed) zu den schon vorhandenen Bezeichnungen, ohne sie zu verdecken, noch ist dort Platz für die Neuschöpfungen W a l l i s e r h u e d, C h r ê s h u e d (Krêshued), F a l b e l e h u e d (Wallis) und H a s l i h u e d. Auch aus

[1]) Schwyzerd. 18, 9. [2]) Kl. Reisen S. 67. [3]) Historische Merkwürdigkeiten 1785, 35f; noch im 18. Jh. herrschte kein sehr gutes Einvernehmen zw. der Stadt und den Waldstätten, an Reibereien zw. dem Länder und Städter fehlte es nicht. [4]) Gemälde III 161: „Die Weibspersonen kleideten sich wie diejenigen des Kts. Schwyz"; Weggiser und Schwyzer besassen Weiden am Rigi und feierten dort gmeinsam die Alpfeste.

den Kolonien werden Strohhüte mit besondern Formen erwähnt, aber keine besonderen Bezeichnungen dafür angegeben. Wie im Mutterlande, im Wallis, beschäftigen sich auch dort die Frauen mit Strohflechten.

Das Fricktal, das vor der Staatsumwälzung zu den österreichischen Vorlanden gehörte, hat den Strohhut «mit den vier auf und vier abwärts gerichteten Hörnern»[1]) und die Hängezöpfe mit dem Hotzenlande gemein (Abb. 71). Leider fehlt aus diesem interessanten Gebiete eine verbürgte Bezeichnung.

Schlussbetrachtung.

80. Vergleichen wir die fünf Karten miteinander, so kommen wir zur Erkenntnis, dass bei vieren von ihnen die Verbreitung der Sache wichtiger ist als die Verbreitung ihrer Benennungen. Einzig bei Karte I, auf der die Sache über das ganze Gebiet hin gleichmässig verteilt erscheint, ist die Grenze zwischen den beiden grundlegenden Benennungen von grösserer Wichtigkeit. In der Hauptsache weisen alle Karten auf eine Linie hin, die zwei Gebiete voneinander trennt, die Lt und die Bt. Die Linie ist nicht immer stabil, sie entfernt sich stellenweise vom Stadlinschen Entwurf, je nach dem Vorrücken der Sache (II—V) oder der Bezeichnungen (I).

Nach I entfernt sich Schapel mehr oder weniger von der Grenze der Lt, weicht in der Innerschweiz hinter diese zurück, ragt aber im weitern Verlauf über diese hinaus und weit in den Aargau hinein, ihn dann ganz umfassend, weil der Name vom benachbarten Reich gestützt wird[2]). In der Haartracht gehört das Wallis mit den Walser Kolonien am Monte Rosa zur Lt (II), während es sonst durchaus mit der Bt übereinstimmt. Vergleichen wir II und IV miteinander, so sehen wir Zr eine vermittelnde Stellung einnehmen, indem es in der Haartracht mit der Bt, in Bezug auf das Jungfernkäppchen mit der Lt zusammengeht, jedoch auch hier nach den Quellen vom ost- und innerschweizerischen Typus abweicht. Ob die solothurnische Schnabelhaube gleichfalls zürcherischer Herkunft ist, bleibe dahingestellt. Karte III zeigt das Vorkommen des Baretts lediglich innerhalb der Bt; die Strohhutgrenze (V) erstreckt sich auch bis an das linke Ufer des Vierwaldstättersees, während sie Zl an die Lt verliert.

Die Verschiedenheit der Grenze hängt mit der Einwanderung von Wort und Sache zusammen. So deutet Schapel auf Süddeutschland als

[1]) Bircher, Fricktal S. 2, 63. [2]) Mündl. und schriftl.

Uebermittler des Wortes hin. Die Haartracht bildet in Freiburg genau die Grenze zwischen Deutsch und Welsch, indem die Grenzlinie ganz der sprachlichen Linie entspricht, welche diesen Kanton in zwei ungleich grosse Hälften trennt (II). Betrachten wir die Verhältnisse im angrenzenden deutschen Reich, so sehen wir, dass der westliche Teil von Württemberg und Baden zum Gebiet der Bt gehört, ins Gebiet der Hängezöpfe [1]). Wir dürfen demnach hier einen von Norden nach Süden erfolgten Vorstoss der Sache annehmen, der sich über das schweizerische Mittelland hin bewegte und am Fusse der Berner Alpen zum Stehen kam, links den Kanton Zürich, rechts (im 19. Jh.) auch das Baselbiet umfasssend. Im 16. Jh. gehörten, wie eine Quelle berichtet, die Schweiz und Oberdeutschland (die Gegenden am Rhein, Schwaben und Bayern) noch zum Gebiet der Hängezöpfe; aber schon näherte sich von Mitteldeutschland her die Welle der andern Haartracht (s. Kap. I B). Die Ueberflutung der Schweiz vollzog sich wahrscheinlich im Laufe des 17. Jhs., denn wir treffen um 1701 die schon ausgebildete Schmuckhaarnadel an. Dass die Welle in der Schweiz mit einer gleichgearteten zusammenstiess, die sich von Süden her dem Wallis und Bünden genähert hatte, ist anzunehmen. Aehnliche Verhältnisse lassen sich beim Strohhut beobachten (V), nur haben wir es hier mit einem Vorstoss der Sache von Westen her zu tun. Die Welle überflutete im 18. Jh. die ganze Schweiz, zog sich aber rasch wieder zurück, bis sie am Ende des Jhs. an der Reuss haltmachte, ein neuzeitliches Beispiel für diese Art von Vorgängen. Aeusserst stabil erweist sich die Linie auf Karte III. Das Barett scheint vom Unterrhein her nach Basel und in die Schweiz gekommen zu sein, bis hinauf an den Fuss der Berner Alpen, dem Rheine nach in die Zürcher Landschaft und ins Klettgau. Den Weg, den es eingeschlagen, können wir stellenweise verfolgen: wir finden es um 1793 in Birndorf (Baden) in einer dem klettgauischen «Hüetli» ähnlichen Form [2]). Karte IV deutet auf nordöstliche Herkunft der Jungfernkappe hin, der Schweiz aber blieb die Mannigfaltigkeit der Ausgestaltung vorbehalten (§ 29 Stirne, Anm. 3, § 40 Schlappe).

Es erhebt sich nun die Frage: Auf welche Ursache geht die Trennung der Schweiz in zwei sachlich (II—V) und sprachlich (I) abgesonderte Gebiete zurück? Das nächstliegende ist, an eine geschichtlich begründete Ursache zu denken. Sie trennte im frühen Mittelalter die Schweiz in zwei Völkerschaften: in Burgunder und Alemannen. Beide Stämme wurden durch Reiche gestützt.

---

[1]) Spiess. d. Volkstr. S. 77, 79f, 82, 120, 123f; Jensen, Schwarzw. S. 77, 80/81, 100, 201, 208f. [2]) Reinhard: Gertrud Thoma; Rose Julien (Volk und Rasse S. 41f) erwähnt das Vorkommen des Baretts im Amt Reutlingen, Württemberg (Sachinsel).

Stadlin (§ 76) und nach ihm Schott [1]) haben denn auch die Bt als burgundische, die Lt als alemannische Tracht bezeichnet. Stadlin [2]) will in der Linie, die beide Trachtengebiete trennt, die Grenzlinie zwischen Burgundern und Alemannen erkennen, wie sie unter Berchtold II. von Zähringen bestanden hat, als Schwaben den Hohenstaufen zugeteilt wurde (1097/98). Seit der Besitznahme Helvetiens durch die beiden germanischen Stämme hatten sich die Grenzen verschiedentlich verschoben. Am Ende des V. Jhs. wurde die Aare als Abgrenzung zwischen Burgund und Alemannien festgesetzt, eine Linie, die später weiter nach Osten verlegt wurde. Seit Heinrich I. von Sachsen (920) folgte sie dem Laufe der Reuss [3]), wohin König Rudolf II. nach dem Gefecht von Winterthur gegen den Alemannenherzog Burkart zurückgedrängt worden war. Dieser Zustand dauerte über 1038 hinaus, wo Burgund mit dem deutschen Reich vereinigt wurde [4]). Erst seit 1097, der Trennung Schwabens von Helvetien, begann sie sich zu verwischen [5]).

Mit der politischen Ausdehnung des Reiches hängt aber nicht unbedingt die Stammeszugehörigkeit zusammen. Die Burgunder im engern Sinne bildeten vielleicht nur einen kleinen Bestandteil der deutschsprechenden Bevölkerung des Reiches. Sie waren damals vielleicht schon zum grössten Teile romanisiert, als sie sich unter ihrem Könige den Alemannen entgegenstellten, die bis zur Saane und bis in die Täler des Berner Oberlandes vorgedrungen waren [6]). Wir dürfen annehmen, das burgundische Idiom, soweit es sich noch erhalten, sei vom alemannischen aufgesogen worden, indem die heutigen, in den Begriff süd- und westalemannisch [6a]) zusammengefassten Mundarten der deutschen Schweiz durchaus alemannisches Gepräge haben. Die burgundischen Bestandteile aber eines Volkes nachzuweisen, das sich mit solcher Leichtigkeit der romanischen Sprache, wie der alemannischen Schwestermundart unterwarf, dürfte an Hand sprachlicher (und sachlicher) Merkmale unmöglich sein. Diese weisen lediglich auf eine Sonderentwicklung innerhalb des Alemannischen hin auf einer Linie, die sich mit der am reinsten auf II gezogenen Stadlinschen Linie nur auf der Strecke deckt, wo die Kantone Bern und Luzern von Unterwalden sich scheiden [7]).

Statt Stammesgrenzen anzunehmen, die sich als haltlos erweisen, können wir die trennende Linie zwischen den Gebieten auf eine Spaltung in-

---

[1]) Kolonien S. 113ff. [2]) Geschichtsforscher S. 355f. [3]) Dierauer, schweiz. Geschichte I64; die Zitate sind nach der franz. Ausgabe. [4]) ebd. 63. [5]) ebd. 66ff. [6]) ebd. 27f; vgl. Oechsli, Jahrbuch f. schweizer. Geschichte 33 (1905), 247; Lexikon geogr. V 60f. [6a]) oder, nach Schild, „ost- und westalemannisch" (Behaghel, Geschichte § 137). [7]) ebd.; Beiträge Gr. XVI 207: „Neuerdings gewinnt die Ansicht, dass die alemannisch-burgundische Siedlergrenze im allgemeinen mit der heutigen Sprachgrenze zusammengefallen sei, immer mehr Boden".

nerhalb des gleichen Stammes zurückführen, innerhalb der Alemannen selbst, statt Burgunder «Westalemannen» setzen, statt Alemannen «Ostalemannen» [1]). Der Vorstoss erfolgte von Norden nach Süden; die westliche Gruppe der Eingedrungenen war naturgemäss dem Einfluss der Bevölkerung Hochburgunds ausgesetzt, wie die östliche dem Einfluss Rätiens, trotz weitgehendem Festhalten an Sprache, Sitten und Gewohnheiten [1a]). Die Spaltung in eine östliche und eine westliche Gruppe zeigt sich auf Karten II—V, aber auch auf I. Bemerkenswert ist dabei, dass bestimmte Ausdrücke, wie «Börtli» und «Borte» nur innerhalb der Stadlinschen Bt, «Haarband» nur innerhalb der Lt zu finden sind. Nur bei der Bt ist das Barett, nur bei der Lt die spezifische Jungfernkappe anzutreffen; auch der Strohhut, obwohl er sich um wirtschaftliche Mittelpunkte gruppiert, ist in der Bt zu Hause [2]). Dabei ist das gelegentliche Schwanken von Basel [2a]) und dem Wallis auf nachbarliche Einflüsse (aus dem Elsass und von Südwesten her) zurückzuführen. Das Verhalten des Zürcher Oberlandes (Karte II) ist durch den Einfluss der Stadt erklärlich, wo im 18. Jh. Hängezöpfe getragen wurden, wie in der Bt [3]).

Die Grenzlinie ist von Kräften geschaffen worden, deren Wirken wir nicht genau verfolgen können. Das Zusammengehen von Weggis und Schwyz z. B. kann durch die geographische Lage erklärt werden. Diese Erklärung ist jedoch nur bedingt stichhaltig, wenn man bedenkt, dass Weggis auf den Luzerner Markt angewiesen war, und dass die schon seit dem 16. Jh. organisierte Schiffahrt den Verkehr erleichterte [4]). Wir dürfen jedoch annehmen, Weggis habe, wie Unterwalden, an der bürgerlichen Tracht der Stadt Luzern einen starken Rückhalt gefunden. Die mächtige Einfluss-

[1]) od. „Südalemannen". [1a]) Wir können für das 19. Jh. nur eine kl. Anzahl von Sachnamen ital. Herkunft feststellen, selbst die Kolonien kennen nur pannolino (Pommat); alle andern gehen ins 16. und 17. Jh. und teilweise ins frühe Mittelalter zurück: mozzo (mutius) Mutz; Mudel- (mutilum) chappa; treccia, Zopf; bindella, Bindelle, Bandmasche; felpa (felapa) Felbel, Plüsch; savetscha (sagittam) ist rtr. Einige, mozzo und Mudel, sind den Gebirgsmundarten der Schweiz eigen, ebenso Stofel (stabulum). Die Sachnamen frz. Herkunft sind seit dem 18. Jh. häufig und über die ganze Schweiz hin verbreitet, eine Folge des überwiegenden Einflusses der frz. Mode; Bünden hingegen hat zahlreiche Sachnamen aus der deutschen Schweiz übernommen. [2]) vgl. Schmidt, Geschichte S. 23. Der Vorstoss erfolgte von Westen nach Osten. [2a]) Man darf nicht vergessen, dass Basel von altersher mit Strassburg kulturell verbunden war, eine zeitlang auch durch Bündnisse, gehörten doch beide Städte der „Niedern Vereinigung" an (Dierauer, schweiz. Geschichte II 199, 214). [3]) Zur Rosenkappe usw.; daneben waren mit der Haarnadel auch aufgesteckte Zöpfe üblich (Kap. I B). Das Stadtbild wurde beeinflusst von den in der Stadt dienenden Landmädchen, die wie z. B. die Wehntalerinnen ihre Tracht beibehielten, auch nachdem mit der Staatsumwälzung die Kleiderverbote gefallen waren. Auch für das Zürcher Oberland war neben Bauma (Markt) die Stadt das Absatzgbiet. [4]) Dict. hist. VII 263.

sphäre von Schwyz dehnte sich auf Immensee aus und auf Küssnacht [1]), sie reicht über die zugerischen Berggemeinden hin bis an den See, umfasste Baar mit dem ihm zugehörigen Zimbel. Wir sehen den Kt. Zug in zwei Gebiete getrennt, mit der Stadt als Mittelpunkt, ohne dass andere Grenzen als der See diese Erscheinung befriedigend erklärten. Cham bildete seit dem 15. Jh. eine der Vogteien Zugs; es unterhielt jedoch, wie heute noch, gute Beziehungen zum luzernischen Habsburgeramt (der ehemaligen Landvogtei). Buonas, wo Reinhard in den 90er Jahren des 18. Jhs. Trachtenbilder der zugerischen Bt malte, war seit dem 13. Jh. im Besitze der Herren von Hertenstein, später in dem der Familie Schwyzer, ehe es an Zuger Familien überging [2]). Auch Steinhausen gehörte nicht zu einer der Vogteien; es stand bis 1798 unter der Gerichtsbarkeit der beiden Orte Zürich und Zug [3]). Dazu war der Verkehr von Zgl mit dem Freiamt und der zürcherischen Bt nicht gehemmt; dennoch mag die bürgerliche Tracht der Stadt Zug, massgebend für Zgr zur Stellungnahme von Zgl beigetragen und Cham mehr in den Mittelpunkt gerückt haben.

Wenn im Kt. Zürich die beiden zur frühern Landvogtei Knonau gehörenden Gemeinden Rifferswil und Hausen durch die Grenzlinie getrennt erscheinen, so will das besagen, dass Hausen sich von der politischen Grenze losgelöst und der Seegegend genähert hatte [4]). Die meisten Grenzgebiete von Zr huldigten der städtischen Mode. Die Landvogtei Knonau scheint von Hausen an die Bt von der Lt abzuschliessen, bis zu den Nordhängen des Albis. Von da an jedoch erscheint die Linie willkürlich und sprunghaft in ihrem weitern Verlauf. Wir begegnen hier verschiedenen politischen Einheiten, die vor der Staatsumwälzung bestanden hatten und nachcher noch ihre Wirkung ausübten. Sie schieben sich an die Linie hinan und über sie hinaus. Unter ihnen sind Obervogteien (Altstetten; Bülach; Schwamendingen und Dübendorf; Seebach; Opfikon), die Landvogtei Kiburg (Kloten, früher ganz zur Bt gehörend, liegt jetzt mitten auf der Linie [5]); die Klöster Wettingen (Schlieren) [6]) und Fahr (Engstringen) [7]) schieben ihre Einflusszone vor, ohne dass der Grad des Einflusses bestimmt

[1]) Dict. hist. IV 421f., seit 1412 von Schwyz abhängig samt dem seit 1473 rechtlich zu ihm gehörenden Haltikon. Noch 1352 erwarben Einwohner v. K. und Immensee das Bürgerrecht v. Luzern. [2]) Dict. hist. II 346; Hist. Merkwdkt. I 211; desgleichen hatte (ebd. 210) „die sehr nahe dabey, aber im Kt. Zug gelegene Pfarre Risch... ihre Stiftung vorzügl. d. edlen Hause der Hertenstein zu verdanken". [3]) Gemälde I 52, Lexikon geogr. V 694f. [4]) An einen Einfluss von Baar, zu dessen Kirchspiel Hausen vor der Reformation gehörte, ist wohl nicht zu denken. [5]) Vögelin (Geschichtsforscher S. 362) hebt hervor, „dass das, was ich einst von Kloten Ihnen schrieb, nur noch von der vergangenen Zeit gilt; denn gegenwärtig ist die Kleidertracht durch das ganze Dorf gemischt". [6]) Gerichtsbarkeit: Vogtei Baden seit 1415. In Wettingen malte Reinhard ein Mädchen mit dem „Hüetli". [7]) Dict. hist. II 785.

werden könnte. Im allgemeinen waren alle diese Gebiete mehr oder weniger mit der Stadt Zürich verbunden. Sie bildete für die Landleute, besonders für die Wehntaler, ein rege besuchtes Absatzgebiet (vgl. § 63 Hüetli, Anm. 3), dennoch widersetzten sie sich ihrem Einfluss (Karte II—IV). Noch um 1820 bekannte sich das der Stadt nahe gelegene, von dort her viel besuchte Altstetten zur Bt. Die Nordostecke der Schweiz, Schaffhausen, stimmt (ausgenommen bei I und V) in allen Teilen mit der Bt überein [1]). Die Grenzlinie, wenn sie sich auch gelegentlich verschiebt, ist umso erstaunlicher, als es sich hier (ausser bei I) um Kleidungsstücke handelt, die naturgemäss dem Modewechsel unterworfen sind.

Kleinere aufschlussreiche Grenzen liessen sich noch ziehen innerhalb der beiden Trachtengebiete, ebenso bei andern, neuzeitlichern Stücken der Kopftracht, bei der Bandkappe und bei der Schnellkappe zum Beispiel: mir war es aber nur darum zu tun, auf die grosse Trennungslinie hinzuweisen und zu weitern Forschungen anzuregen.

---

[1]) Ausgenommen die nächste Umgebung der Stadt gegen den Thurgau hin, wo die Tracht die gleiche war wie im untern Thurgau (§ 40 Schlappe); ausgenommen natürlich die sich städtisch kleidenden Kreise: „In Schaffhausen und Stein, teilweise auch in Unterhallau, Neunkirch und Schleitheim kleidet man sich städtisch, d. h. französisch" (Gemälde XII 48).

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Bandchappe.
2. Tellerchappe.
3. Chüetritt.
4. Tätschchappe, Freiämtertätsch.
5. Chübelchappe.
6. Ziegelhube.
7. Stofelchappe.
8. Stockchappe.
9. Schnellchappe, Sandgatter, Grillegatter.
10. Schächchappe, — hube.
11. Rosshaarspitzlichappe.
12. Blondechappe.
13. Brönzchappe.
13a. Dächlichappe.
14. Spitzchappe (Schaffhausen).
15. Schnabelhube, Stûchehube.
16. Bundchappe.
17. Wallakappa.
17a. Mudelchappe.
18. Zopfchappe, Chorbchappe.
18a. Zughubi.
19. Ohrechappe, ohne Schleifen.
20. Bletz, Blätz (A. Rh.), Drohthübli.
21. Fideli, Hubefideli.
22. Schlappe und Hinderfür (A. Rh.).
23. Schlappe der Frauen von I. Rh. mit Goldbortchäppli.
23a. Schlappe der Mädchen v. I. Rh.
24. Steglichappe, Rosechäppli.
25. Mutschehube.
25a. Lungerehübli.
26. Schinhube, Kammhaube.
27. Schnabelhuibe (ohne Spitzenrand), Gueffe.
28. Huben und Chäppli.
29. Rosehube, Fürechappe, Gueffe, Güeflihube.
30. Gueffe, Gueffli.
31. Zugerchäppli.
32. Spitzlichappe (Solothurn).
33. Rose.
34. Tschäppeli, By-tschäppeli.
34a. Baselhübli.
35. Begine (Basel).
36. Hüetli.
37. Biremessli.
38. Hirzi mit Meili.
39. Hirzi, Chäppi, Gupfi, Wullhüetsi.
40. Chalberdräckli, Techeli.
41. Chäppi, Tätschli, Gigeli.
42. Chappe. Hohe Kappe, Schnabelhube (unverziert).
43. Chrüzgangchappe.
44. Tusetta.
45. Hube (Knonaueramt).
46. Chranzchappe, Rörlichappe, Zugchappe (-hube).
47. Bindellehuet.
48. Schirmhuet.
49. Schwebelhüeti.
50. Haslihuet.
51. Walliserhuet.
52. Drîrêrehietli, Dreiangel.
53. Wullhuet, mit Zughube.
54. Haarglimpf.
55. Leffel, Milchlöffel, Haarleffel.
56. Rosenhaarnadel.
57. Pfyl, Maitlihârnâdle, roti Zipfe.
58. Schufle, Schild.
59. Haartracht der Frauen in Nidwalden, mit Spiegel, Schild.
60. Hoorfressera.
61. Tritschfade, Haarstranga.
62. Wissi Zipfe mit Leffel (Obwalden).
63. Wattierter, über das Chäppi geschlungener Zopf der Frauen in Deutsch-Freiburg mit Klêper.
64. Chränzli.
65. Schäppeli.
66. Spängelichränzli (um 1789).
67. Borte.
67a. Börtli (Entlebuch).
68. Jepechränzli.
69. Walliserhuet (ohne Krês) und Haube (Bouveret).
70. Mütschli und Haarlöffel (Amden).
71. Fricktalerhut.
72. Chappe, Markgräflerlätsch.

Federzeichnungen 74.
Photographien 15.

Schriften- und Studiennachweise.

(Einiges wird im Text erwähnt.)

Almanach	Helvetischer Almanach für das Jahr 1808 ff (bis 1822), Zürich.
Alpenrosen	Alpenrosen, ein Schweizer Almanach: hg. von Kuhn, Meisner, Wyss u. A. Bern 1811/30.
Amherd, Ulrichen	Amherd P. Denkwürdigkeiten von Ulrichen. Bern 1897.
Andreae, Briefe	Andreae, Briefe aus der Schweiz nach Hannover geschrieben in dem Jahre 1763. Zweiter Abdruck, Zürich und Winterthur 1776.
Andree, Braunschweig	Andree R. Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901.
Anneler, Lötschen	Anneler H. und K. Lötschen, Landes- und Volkskunde des Lötschentales. Bern 1917.
Anshelm, Chronik	Valerius Anshelms, genannt Rüd, Berner Chronik von Anfang d. Stadt Bern bis 1526. Neu hg. v. hist. Verein des Kts. Bern. II. Band. 1886.
Appenzeller Geschichten	Geschichten und Sagen aus dem Appenzellerland. Beschreibung unter Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Appenzeller. St. Gallen. (o. J.).
Archiv	Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer. Zürich 1896ff. Basel 1906ff.
Archiv, fbbs.	Ehemaliges fürstbischöfl.-baselsches Archiv im Staatsarchiv Bern (B 233) 1733. 1752. 1758.
Aschp. Bern	Ausschreibungsprotokoll der Stadt Bern (ugdr.). Fangt an den 8. Augustj 1774, Endet den 11. May 1779.
AzfsA.	Anzeiger für schweizer. Altertumskunde. N. F. 1908 ff.
Bächtold, Bräuche	Bächtold H. Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. I. Bd. Basel und Strassburg 1914.
Bandinelli, Cost. jur.	Bandinelli J. Vieux costumes jurassiens de la fin du 18e siècle. Porrentruy 1924.
Bärndütsch	Friedli E., Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Bd. I (Lützelflüh), II (Grindelwald), III (Guggisberg), IV (Ins-Twann), usw. Bern. 1905—1927.
Bartsch, Liederdichter	Bartsch-Golther, Deutsche Liederdichter, 4. Aufl. Berlin 1910.
— Minnesänger	— K. die schweizer. Minnesänger. Frauenfeld und Leipzig 1917.
— Nibelungenlied	— , das Nibelungenlied, in: Deutsche Classiker des Mittelalters III. Leipzig 1886.

Basel im 14. Jh.	Basel im 14. Jahrhundert. (D. D. A. Fechter, Topographie.) Basel 1856. Hg. v. der Basler hist. Gesellschaft.
Behaghel, Geschichte	Behaghel, O. Geschichte der deutschen Sprache. 5. Aufl. Berlin 1928.
Beiträge, Gr.	Beiträge zur schweizerd. Grammatik, hg. v. A. Bachmann. Frauenfeld 1910ff.
— Basel	Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Basel 1870, Bd. IX.
— Thurgau	Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, hg. v. hist. Verein des Kts. Thurgau. 45. Heft. Frauenfeld 1905.
Benecke	Benecke-Müller-Zarncke, mittelhochdeutsches Wörterbuch 1886.
Berner Tb.	Neues Berner Taschenbuch für das Jahr 1918, hg. v. Walter Grunau.
Berner Trachten	Berner Trachten, hg. von der Sektion Bern der Schweiz. Vereinigung f. Heimatschutz 1927.
Biedermann	Biedermann K. Us. Stadt und Land. Erzellige. 2 Bde. Winterthur 1888/9.
Bircher, Fricktal	Bircher A. das Fricktal in s. histor. und sagenhaften Erinnerungen. Beiträge zu den Schweizersagen v. E. Rochholz. Aarau 1859.
Birlinger Wb.	Birlinger A. Schwäbisch - Augsburgisches Wörterbuch. München 1864.
Böhn, Mittelalter	v. Böhn M. Die Mode: das Mittelalter, Bd. I;
— 17. Jh.	— , die Mode des 17. Jahrhunderts. Bd. III, München bei Bruckmann A. G. (o. J.).
Bolleter, Bachs	Bolleter E. Die Geschichte eines Dorfes (Fisibach, jetzt Bachs, Kt. Zürich). Zürich 1921.
Germania	Brandstetter R. Die Bühnenrödel für die Luzerner Osterspiele, abgedr. in Germania (Vierteljahrszeitschrift f. d. Altertumskunde) Bd. XXX.
Breitenstein, Herr Ehrli	Breitenstein J. Der Herr Ehrli. Ein Idyll aus dem Baselbiet. Basel 1863.
Bridel, Fussreisen	Bridel, Gebrüder: Kleine Fussreisen durch die Schweiz. Aus dem Franz. der Herren Gebr. Bridel. Zürich bey Orell. 1797/98.
— Essai	— Philippe, Essai statistique sur le Canton du Vallais. Zürich 1820.
Bühler, Davos	Bühler V. Davos in seinem Walserdialekt. 2. vermehrte Ausg. Heidelberg. Im Selbstverlag des Verfassers.
Buss-Heim, Elm	Buss E. und Heim A. Der Bergsturz von Elm. Denkschrift. Zürich 1881.
Carigiet	Carigiet P. B. Rätoromanisches Wörterbuch. Surselvisch-deutsch. Bonn und Chur 1882.
Carisch	Carisch O. Kleine deutsch-italiänisch-romanische Wörtersammlung zum Gebrauche in unsern romanischen Landschulen. Chur 1821.
— Wb.	—, Taschen-Wörterbuch der rätoromanischen Sprache in Graubünden, besonders der Oberländer und Engadiner Dialekte. Chur 1848.
Chronik, Altstätten	Chronik v. Altstätten und Umgebung. Druck und Verlag des «Rheintaler», Altstätten.
— Werdenberg	Senn N. Werdenberger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantone St. Gallen und Glarus. Chur 1860.

Chronik, Schaffhausen	Im Thurn E. und Harder W. Chronik der Stadt Schaffhausen. 5 Bücher. Schaffhausen 1844.
Clédat, Chrestomathie	Clédat L. Chrestomathie du Moyen Age. Paris.
— Roland	—, La Chanson de Roland, Précédé d'une introduction, Paris, Garnier.
Conradi, Twb.	Conradi M. Taschenwörterbuch der romanisch-deutschen Sprache. Zürich 1823.
Corrodi, Hutgefl.	Corrodi W. Die schweizer. Hutgeflechts-Industrie. Dissertation Zürich. Wädenswil 1924.
Coxe, Voyage	Coxe W. Voyage en Suisse, traduit de l'Anglais. Tome I—III, Paris 1790.
Dictionnaire général	Hatzfeld und Darmstetter A. Dictionnaire général de la langue française. Paris I ss.
Dict. hist.	Dictionnaire historique et biographique de la Suisse, t s. I—VII. Neuchâtel 1921—1933.
Dieffenbacher, deutsches Leb.	Dieffenbacher J. Deutsches Leben im 12. und 13. Jh. II. Bändchen. Berlin und Leipzig 1918. Samml. Göschen Nr. 328.
Diener, Oberglatt	Diener H. Die Geschichte der Gemeinde Oberglatt im Bezirk Regensberg. Zürich 1863.
Dierauer, schweiz. Geschichte	Dierauer J. Geschichte der Schweizer. Eidgenossenschaft. I Gotha 1887. Zitate nach der franz. Ausgabe I
Discourse	Die Discourse der Mahleren. 4 Theile Zürich 1721/23.
Ebel, Gebirgsvölker	Ebel J. G. Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz I. Leipzig 1798.
Engelberger	Engelberger K. Vor hundert Jahren. Geschichten aus Unterwalden. Frauenfeld 1898.
Engelhard, Murten	Engelhard J. Fr. L. Statistisch-historisch-topographische Darstellung des Bezirkes Murten. Bern 1840.
Engelhardt, Naturschilderungen	Engelhardt Chr. M. Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftl. Bemerkungen aus den höchsten Schweizer Alpen, bes. in Süd-Wallis und Graubünden. Basel 1840.
Erec	Erec. Eine Erzählung v. Hartmann v. Aue. 2. Ausgabe v. Moritz Haupt, Leipzig 1871.
Festschrift Aargau	Historische Festschrift des Aargaus, von Ernst Zschokke. Aarau 1905.
— Basel	Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen 1501—1901. Basel 1901.
— Schaffhausen	Festschrift der Stadt Schaffhausen zur Bundesfeier 1901. Schaffhausen 1901.
Ferrario, costume	Ferrario C. Il costume antico e moderno di tutti i popoli. Volume III, 2. Milano 1829. Vol. IV (ebd.).
Fleiner, Streifzüge	Fleiner A. Sreifzüge durch Gebirg und Tal. Zürich 1896.
Fricker, Baden	Fricker B. Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden. Aarau 1880.
Fröbel, Reise	Fröbel J. Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninisch. Alpen. Berlin 1840.
Furrer, Lex.	Furrer A. Volkswirtschaftliches Lexikon. Bd. II. Bern 1889.
— Wallis	Furrer P. S. Geschichte, Statistik und Urkunden-Sammlung über Wallis. 3 Bde. Sitten 1850.
Kt. St. Gallen	Der Kanton St. Gallen 1803—1903. (Jubil.-schrift).

Gemälde	Historisch-geographisch-statistiches Gemälde der Schweiz. St. Gallen und Bern.
— XVI	Bronner Fr. X. Der Kt. Aargau. 1844.
— XIII	Rüsch C. Der Kt. Appenzell. 1835.
— XI	Burkhardt L. Der Kt. Basel. 1841.
— IX	Kuenlin F. Der Kt. Freiburg. 1834.
— VII	Heer O. und Blumer J. J. Der Kt. Glarus. 1846.
— III	Pfyffer K. Der Kt. Luzern. 1. und 2. Theil. 1858.
— XII	Im-Thurn E. Der Kt. Schaffhausen 1840.
— V	Meyer v. Knonau G. Der Kt. Schwyz. 1835.
— X	Strohmeier Ch. P. Der Kt. Solothurn. 1836.
— XVIII	Franscini St. Der Kt. Tessin. 1835.
— XVII	Pupikofer J. A. Der Kt. Thurgau. 1837.
— VI	Businger A. Der Kt. Unterwalden. 1836.
— IV	Lusser K. Der Kt. Uri. 1834.
— XIX	Vuillemin L. Der Kt. Waadt. 1. und 2. Theil. 1849.
— I	Meyer v. Knonau G. Der Kt. Zürich. 1834. 2. Aufl. 1844.
Gempeler-Schletti	Gempeler-Schletti D. Heimatkunde des Simmenthals Bern 1904.
Geschichtsforscher	Schweizerischer Geschichtsforscher Bd. IV. Bern 1822.
Giordani, Alagna	Giordani G. La Colonia Tedesca di Alagna-Valsesia e il suo dialetto. Opera postume del dottor G. G., pubblicato per cura e a spese della Sezione Valsesiana del Club Alpino Italiano col concorso di amici. Torino 1891.
Glaser, Bs.	Glaser H. H. Bassler Kleidung Aller Hoh- Und Nidriger Standts-Personen, nach deren grad auff ietzige art fleissig corrigiert und auf begeren zum anderen mahl gemahlt und uerlegt in Basell im Julio, anno 1634.
Glur, Roggwyl	Glur J. Roggwyler Chronik, Oder: histor.-topogr.-statistische Beschreibung v. Roggwyl, im Ober-Aargau, Amt Aarwangen, Kts. Bern. Zofingen 1835.
Gotthelf S. W.	Gotthelf J. Sämtliche Werke, hg. vom Verlag Rentsch in Erlenbach. Bd. I ff.
Grimm, Wb.	Grimm J. und W. Deutsches Wörterbuch. Bd. Iff.
Grolimund	Grolimund S. Volkslieder aus dem Kt. Solothurn. Basel 1910 (Schriften der Schweiz. Gesellschaft f. Volkskunde VII).
Hartmann, Altsanktgall.	Hartmann L. G. Landwirtschaftliche und Sittengemälde der Bewohner der Alt St. Gallischen Landschaft, im Anfange des XIX Jhs., in: Der gemeinnützige Schweizer III. Jahrg. Zürich 1819.
— Geschichte	— Geschichte der Stadt St. Gallen. 1818.
Hebel, Alem. Ged.	Hebel J. P. Alemannische Gedichte. Im Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.
Hegi, Tösstal	Hegi G. und F. Das Tösstal. Zürich 1913 (Orell Füsslis Wanderbilder Nr. 282—285).
Heierli	Heierli J. Die Volkstrachten der Schweiz. I (Innerschweiz); II (Ostschweiz); III (Bern usw.); IV (Zürich usw.); V (Luzern usw.). Erlenbach-Zürich, Verlag Rentsch. 1922—1932.
— Klettgau	— , Die Klettgauer- oder Hallauertracht des Kts. Schaffhausen. Basel 1915.
Heimathkunde Gelterkinden	Heimathkunde. Beschreibende und geschichtliche Darstellung v. Gelterkinden (v. J. J. Sch. und J. K.). Liestal 1864.

Heimathkunde Huttwil	Heimathkunde v. Huttwyl. Bearbeitet und hg. v. Joh. Nyffeler, Lehrer, Bern 1871.
— Kappel	Heimathkunde der Gemeinde Kappel, Bez. Obertoggenburg, Kt. St. Gallen, veröffentl. v. der Sonntagsgesellschaft. (Kappel, Ende August 1869. J. J.).
— Malters	Thürig X. Heimathskunde für den Kt. Luzern: Malters. Luzern 1870.
— Sempach	Bölsterli J. Heimathskunde f. d. Kt. Luzern: Sempach. Luzern 1867.
— Winterthur	Heimatkunde v. Winterthur und Umgebung. Hg. v. Lehrerverein Winterthur. Winterthur 1887.
Heimatschutz	Heimatschutz. Zeitschrift d. Schweizer. Vereinigung f. Heimatschutz. Jahrg. I (1906) ff. Verlag Benteli A. G. Bümpliz.
Helvet. Kalender	Helvetischer Calender f. das Jahr 1783.
Helvetische Monathsschrift	Helvetische Monathsschrift I. 3. Bern und Winterthur 1800.
Herrliberger, Zürcher Kl. Tr.	Herrliberger D. Zürcherische Kleidertrachten oder Eingentliche Vorstellung der diese Zeit in der Stadt und Landschaft Zürich üblicher und vornemster Kleidungen, welche allhier sauber in Kupfer gestochenen Abbildungen... vorgestellt werden. Zürich 1749.
— Zeremonien	— , Heilige Zeremonien, gottesdienstliche Kirchen-Uebungen und Gewohnheiten der Reformierten Kirchen der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich und Basel 1750f.
— Ausrufbilder	— , Zürcherische Ausruffbilder. Zürich 1784.
— Ausrufbilder Bs.	— , Basslerische Ausruffbilder 1749. (Neuausgabe 1856).
Herzog, Volksfeste	Herzog H. Schweizer. Volksfeste, Sitten und Gebräuche. Aarau 1884.
— Melancholiker	— X. Der Melancholiker. Erzälung. Mainz 1863.
Hess, Badenfahrt	Hess D. Die Badenfahrt. Zürich 1818.
Hetzel	Hetzel E. Vergangene Tage. Eine Basler Familiengeschichte. Basel 1879.
Hist. Merkwürdkt.	Historische, Topographische und Oekonomische Merkwürdigkeiten des Kts. Luzern, seinen Mitbürgern gewidmet (Felix Balthasar). 1. Theil, gedruckt und verlegt bey J. A. Salzmann. 1785.
Hist. biogr. Lex.	Historisch-biogr. Lexikon der Schweiz. Neuchâtel, 1921ff. Bd. Iff.
Heyne	Heyne M. Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Bd. III: Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen. Leipzig 1903.
Hirschfeld	Hirschfeld C. C. L. Briefe, die Schweiz betreffend. Neue und vermehrte Ausgabe. Leipzig 1776.
Hoffmann-Krayer. Feste und Bräuche	Hoffmann-Krayer E. Feste und Bräuche des Schweizervolks. Zürich 1913.
Hottenroth, Volkstrachten	Hottenroth Fr. Die deutschen Volkstrachten. Bd. I: Volkstr. aus Süd- und Südwestdeutschland. Frankfurt a. M. 1898.

Jaberg	Jaberg K. Sprachgeographie, ein Beitrag zum Verständnis des Atlas linguistique de la France. Aarau 1908.
Jahresberichte St. Gallen	Jahresbericht über die hist. Sammlungen im Städt. Museum am Brühl. St. Gallen 1910. 1916.
Jahrbuch Basel	Basler Jahrbuch. Jahrgänge 1885. 1897. 1905. 1909.
— S. A. C.	Jahrbuch des Schweizer Alpenklub. Bd. 34. 1899. Bd. 35. 1900/01.
Id.	Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1881ff.
Jensen, Schwarzwald	Jensen W. Der Schwarzwald. Berlin 1890.
Jenzer Schwarzenburg	Jenzer J. J. Heimathkunde des Amtes Schwarzenburg I Geschichtl. Theil. Bern 1869.
Ineichen, Volksmund	Ineichen H. Aus dem Luzerner Volksmund, in: Aus Sprache und Sitte des Luzerner Volkes. Ms. der Bürgerbibl. Luzern.
Instruktionenbuch	Instruktionenbuch zum Gebrauch der Landjäger des Cantons Bern. 1.—5. Bd. Bern 1810—1817.
— Supplement	Supplement zum Instruktionenbuch der Landjäger des Cantons Bern. 1.—6. Bd. Bern 1821—1842.
Jörger, Vals	Jörger J. Bei den Walsern des Valsertales. Basel 1913.
Kaleidoskop	Kaleidoskop oder unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Ehestands-Farben, von einem sonderbaren Autor in Hirthemd und Holzschuhen aus dem Kt. Schwyz. Zug, bey J. M. A. Blunschi. 1824.
Käser, Melchnau	Käser J. Topographische, hist. und statistische Darstellung des Dorfes und Gem.-Bezirkes Melchnau. Langenthal. 1855.
Kassewitz	Kassewitz. Die franz. Wörter im Mittelhochdeutschen. Strassburger Dissertation.
Katalog	Katalog der hist. Sammlungen im Rathaus Luzern, bearbeitet v. Gessler A. und Meyer-Schnyder J. Verlag der Kunstgesellschaft Luzern.
Kessler, Sabbata	Johannes Kesslers Sabbata, mit kleinern Briefen und Schriften. Hg. v. Histor. Verein des Kts. St. Gallen 1902.
Kluge Et. Wb.	Kluge Fr. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 9. Aufl. Berlin 1921.
König, Costumes suisses	König F. N. Costumes suisses, Zürich 1811, neugedruckt in: Alte Schweizer Trachten. Mit einer Einleitung versehen v. R. Nicolas. Zürich-Rüschlikon und Stuttgart 1924.
Kron	Kron E. Bilder aus dem Basler Familienleben in Baseldeutschen Versen. Basel 1867.
La Roche, Tagebuch	La Roche S. v. Tagebuch einer Reise durch die Schweiz von der Verfasserin v. Rosaliens Briefen. Altenburg 1787.
Larousse	Larousse. Dictionnaire complet illustré. 2 volumes. 1925.
Lehmann, gute alte Zeit	Lehmann H. Die gute alte Zeit. Neuenburg 1906.
— Strohindustrie	Lehmann H. Die aargauische Strohindustrie mit bes. Berücksichtigung des Kts. Luzern. Aarau 1896.
— Patriot. Magazin	— H. L. Patriotisches Magazin von und für Bünden, als ein Beytrag zur nähern Kenntniss dieses auswärts noch so unbekannten Landes. Bern 1790.
— Graubünden	— , Die Republik Graubünden, hist.-geograph.-statist. dargestellt. 2. Theil. Brandenburg 1799.

Lexer	Lexer M. Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Leipzig 1915.
Lexikon, geogr.	Geographisches Lexikon der Schweiz. Neuchâtel 1902 ff.
Liebenau	Liebenau Th. Das alte Luzern. Topogr.-kulturgeschichtlich geschildert. Luzern 1881.
Littré	Littré E. Dictionnaire de la langue française, 5 volumes, Paris 1889.
Livre	Livre des délibérations des Inspecteurs des Refugiés I (Ms. im Staatsarchiv Bern).
Lübben, mndd. Wb.	Lübben A. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. 1888. Norden und Leipzig.
Mandat Bbl.	Mandate der Städte Luzern, Zürich, Bern und Solothurn. Sammelband (H, 137,4; 138,4) auf der Luzerner Bürgerbibliothek.
— Bern	Mandatsammlung im Staatsarchiv Bern (gedr. und ugdr.).
— Zürich	Ordnungen und Mandate des Kts. Zürich v. 1612—1785. Druckband der eidgen. Zentralbibliothek in Bern.
Mandat, Obwalden	Handschriftlicher Auszug aus dem grossen Landmandat von Obwalden v. J. 1740.; zur Verfügung gestellt v. alt Kantonsrichter Ming in Lungern.
Martin-Lienhart	Martin-Lienhart: Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 2 Bde. 1897f.
Maurer, Kl. Reisen	Maurer H. R. Kleine Reisen im Schweizerland. Beyträge zur Topographie und Geschichte desselben. Zürich 1794.
Meier Helmbrecht	Meier Helmbrecht, von Wernher dem Gartenaere, hg. v. Fr. Panzer. 3. Aufl. Halle 1904.
Meiners	Meiners C. Briefe über die Schweiz. 1. (2. Aufl.) — 4. Bd. Tübingen 1791.
Meisner, Alpenreise	Meisner Fr. Alpenreise. Für die Jugend beschrieben. Bern 1801.
— Kl. Reisen	— , Kleine Reisen in der Schweiz. 4 Bändchen. Bern 1823—1827.
Meister, Kl. Schriften	Meister L. Kleine Schriften vermischten Inhalts. Basel, bey J. J. Flik. 1781.
— Kl. Reisen	— , Kleine Reisen durch einige Schweizerkantone. Ein Auszug aus zerstreuten Briefen und Tagebüchern. Basel 1782.
Messikommer	Messikommer H. Aus alter Zeit. Sitten und Gebräuche im zürcher. Oberlande. 1. Bd. Zürich 1909.
Mitteilungen Bs.	Baslerische Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls. 1. Jahrgang. Basel 1826.
Meyer, Baden	Meyer E. H. Badisches Volksleben im 19. Jh. Strassburg 1900.
Meyer-Lübke Wb.	Meyer-Lübke, Romanisches etymolog. Wörterbuch. Bd. I ff. Heidelberg 1911. 2. Aufl. 1920ff.
— Einf.	— , Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft. 3. Auflage. Heidelberg 1920.
Nidwalden, das genuss.	Das genussüchtige Nidwalden in Kleidung, Nahrung, Spiel und Unterhaltung schon in frühern Jahrhunderten, von Anton Odermatt, Caplan 1883 (Mscr.).
Norrmann, Darst.	Norrmann H. Geographisch-statistische Darstellung des Schweizerlandes. Bd. III. Hamburg 1795.
Nyrop	Nyrop Kr. Grammaire historique de la langue française. IV, Copenhague 1913.

Oechsli, Quellenbuch	Oechsli W. Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Zürich 1910.
Ochs, Geschichte	Ochs P. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. VII. Band. (8 Bde. 1786—1823).
Pallioppi	Pallioppi Z. und E. Dizionari dels idioms romantschs. Samedan 1895.
Paul, Prinzipien	Paul H. Prinzipien der Sprachgeschichte. Halle 1909.
Pessler, Richtlinien	Pessler W. Richtlinien zu einer wissenschaftlichen Volkstrachtenkunde von Deutschland, in: Deutsche Erde, 1912, Heft 8.
— Voraussetzungen	— , Trachten-geographische Voraussetzungen für die deutsche Volkstrachtenforschung, in: Deutsche Erde 1913, Heft 7.
Petrocchi	Petrocchi P. Nuovo Dizionario Universale della Lingua Italiana. 1906.
Pfeffel	Schweizerisches Trachtenkabinett. Nach den Kupferstichen v. Johannes Andreas Pfeffel, 20 Blätter, hg. vom Lesezirkel Hottingen. Zürich 1925.
Piaget, Miroir	Piaget A. Le Miroir aux Dames. Poème inédit du XV e siècle publié avec une introduction. Neuchâtel 1908.
Pierrehumbert	Pierrehumbert W. Dictionnaire historique du parler Neuchâtelois et Suisse romande. Neuchâtel 1926.
Pletscher, Schleitheim	Pletscher A. Sitten, Gebräuche und ländliches Leben im Dorfe Schleitheim am Randen, Kt. Schaffhausen, im vorigen Jahrhundert, in: Schriften des Vereins f. Geschichte des Bodensees 37, 1908.
— Randen	—, Randengestalten. 1905.
Porträts Bs.	Basler Porträts aller Jahrhunderte. Hg. von W. R. Staehelin. I.—III. Bd. Basel.
— Z.	Zürcher Porträts. Hg. v. Conrad Escher unter Mitwirkung v. A. Corrodi-Sulzer. I. und II. Bd. Zürich 1920.
Portraits br.	Portraits bernois à travers les siècles, de Henry de Fischer, architecte. Précédé d'une introduction de Conrad de Mandach. 2 volumes. Berne 1920.
Rechtsquellen	Sammlung schweizerischer Rechtsquellen. Hg. auf Veranstaltung des schweizer. Juristenvereins mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Aarau 1898ff.
Reinhard	Sammlung von Schweizer Trachtenbildern, gemalt von Joseph Reinhard v. Horw, im hist. Museum Bern. (Aus dem Ende des 18. Jhs.).
Ris, Emmental	Ris D. Topographische und ökonomische Beschreibung des Emmenthals. Hs. v. J. 1762. Auf der Bibliothek der Oekonom. Gesellschaft in Bern. (Die Beschreibung erschien irrtümlich unter dem Namen «Locher» im Gemeinnützigen Schweizer, Bd. III, Zürich 1819).
Roman de la Rose	Langlois E. Origines et sources du Roman de la Rose. Tome I—IV, Paris 1890.
Roos, No Fyrobigs	Roos J. No Fyorbigs. Buredütschi G'schichtli, Gedichtli, Rym und Ränk. 4. vermehrte Aufl. Luzern 1894.
v. Rodt, Bern im 17. Jh.	v. Rodt E. Bern im 17. Jahrhundert. Bern 1903.
Rumpf	Rumpf Fr. Der Mensch und seine Tracht. Berlin 1905.
Sachs, Fastnachtspiele	Hans Sachs, Fastnachtspiele, Zwölf, aus den Jahren 1517 bis 1539. I. Bändchen, 2. Aufl. Halle a. S. 1920.

Sachs-Villatte	Sachs-Villatte: Enzyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 2 Bde. Berlin-Schöneberg.
Schachzabelbuch	Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhusen (vollendet 1337), hg. v. Ferdinand Vetter, Frauenfeld 1887 (Bibl. älterer Schriftwerke d. deutschen Schweiz).
Schade, ahd. Wb.	Schade O. Althochd. Wörterbuch II. Bd. Halle 1872—1882.
Schild, Fenner-Joggeli	Schild Fr. J. D'r Fenner-Joggeli (Johann Jakob Hugi). Erzählungen in Solothurner Mundart. Burgdorf 1885.
Schiner, Description	Schiner, Description du département du Simplon, ou de la ci-devant République du Vallais .. A Sion, chez Antoine Advocat, imprimeur de la Préfecture du Département. 1812.
Schmidt, Geschichte	Schmidt L. Geschichte der deutschen Stämme II, 2. 1915. (in Quellen und Forschungen zur alten Geschichte, Heft 29).
Schmuckbuch	Rücklin R. Das Schmuckbuch. Unter Mitwirkung v. A. Waag, Architekt ..., bearbeitet und hg. I. Bd. Leipzig 1901.
Schneider, Lebensl.	Schneider K. Lebensleid und Lebensfreud. Bilder aus dem schweizer. Volksleben. Zürich 1886.
Schott, Kolonien	Schott A. Die deutschen Kolonien im Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft. Beitrag zur Geschichte der Alpen. Stuttgart und Tübingen. 1842.
Schuler, Erinnerungen	Schuler Fr. Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Frauenfeld 1903.
Schultz, Höf. Leb.	Schulltz A. Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2 Bde. Leipzig 1879/80.
— D. Leb.	— , Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. Grosse Ausgabe, Prag, Wien, Leipzig 1892.
Schurtz	Schurtz, Grundzüge einer Philosophie der Tracht. Stuttgart 1891.
Schweiz	Die Schweiz. Schweizerische illustrierte Zeitschrift. Zürich 1897ff.
Schweizer Trachten	Die Schweizertrachten vom XVII—XIX. Jahrhundert. Dargestellt unter Leitung v. Frau Julie Heierli. Poligraphisches Institut Zürich 1896.
Schweizer, Trub	Schweizer J.J. Topographie der emmenthalischen Alpgemeinde Trub, Oberamts Signau, Cts. Bern. Bern 1830.
Schweizer Volkskunde	Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. Basel 1911ff.
Schweizer Volksleben	Schweizer Volksleben, hg. v. H. Brockmann-Jerosch. I 1929. II. 1931.
Schwzd.	Sutermeister O. Schwizer-Dütsch. Sammlung deutschschweizerischer Mundart-Literatur. Gesammelt und hg. v. O. Sutermeister. 52 Hefte. Zürich 1882/89.
Schwyzerländli	Schwyzerländli. Mundarten und Trachten in Lied und Bild. Zürich. Verl. d. Lesezirkels Hottingen. 1915.
Seiler Wb.	Seiler C. A. Die Basler Mundart in ihren Abweichungen vom Hochdeutschen. Ein grammat. lexikal. Beitrag z. schweiz. Idiotikon. Basel 1879.
Sererhard, Del.	Sererhard N. Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner drei Bünden. . ., beschrieben im Prettigau auf Seewis . . . im Jahr unsres Heils 1742. (Erstausgabe nach der Hs. v. C. v. Moor), Chur 1872.

Signalementenbuch	Signalements-Buch für den Cant. Bern (Oberamt Fraubrunnen), von 1803. 1806. 1801. I. und III. Bd. Bern 1808.
Spazier	Spazier K. Wanderungen durch die Schweiz, Gotha 1790.
Pater a Spescha	a Spescha P. Placidus, sein Leben und seine Schriften, hg. v. Fr. Pieth, Chur; Karl Hagen, Disentis, mit einem kl. Anhange v. P. Maurus Carnot. Bümpliz-Bern 1913.
Spiess	Spiess K. Trachtenkunde: in Deutsche Geschichtsblätter, Bd. VIII, Gotha 1907.
Spiess, d. Volkstrachten	— , Die deutschen Volkstrachten. Leipzig 1911 (Natur und Geisteswelt Nr. 342).
Sprecher, Geschichte	v. Sprecher J. A. Geschichte der Republik der 3 Bünde im 18. Jahrhundert. 2. Bd. Chur 1875.
Spreng, Alemannia	Spreng J. J. Idiotikon Rauracum, um 1760 abgeschlossen. Zum Teil abgedruckt in Birlingers «Alemannia» 15, 185/229. Bonn 1888.
Staffelbach, Reiseskizzen	Staffelbach J. Reiseskizzen beim Uebergang des 18. Jhs. ins 19.; zur Heimatkunde des Kts. Luzern in Bezug auf Sursee; von dem alten Korporationsbürger. Luzern 1882.
Stalder, Id.	Stalder J. J. Versuch eines Schweizerischen Idiotikon mit etymologischen Bemerkungen untermischt. I. Band samt einer Skizze einer schweizer. Dialektologie. Basel und Aarau 1806. II. Bd. Aarau 1812.
— Fragmente	—, Fragmente über Entlebuch. Nebst einigen Beilagen allgemein schweizer. Inhalts. 2 Theile. Zürich 1797. 1798.
Stauffer, Erlach	Stauffer G. Beschreibung der ehemaligen Grafschaft und des jetzigen Amtsbezirks Erlach. Bern. 1852.
Stebler, Heidenreben	Stebler F. G. Ob den Heidenreben. Zürich 1901. (Beilage z. Jahrbuch des S. A. C. Bd. 36).
— Goms	— , Das Goms und die Gomser. Bern 1905 (S. A. C. 38).
— Lötschberg	— , Sonnige Halden am Lötschberg. Zürich 1907.
Steiner. Lehnwörter	Steiner E. Die französischen Lehnwörter in den alemannischen Mundarten. Kulturhist.-linguistische Untersuchung mit etymologischem Wörterbuch. Basel 1921.
Stoll, Dämonenglauben	Stoll O. Zur Kenntnis des Zauberglaubens, der Volksmagie und Volksmedizin in der Schweiz. (Jahresbericht der geogr. ethnographischen Gesellschaft in Zürich). 1908/09.
Stutz, Gemälde	Stutz J. Gemälde aus dem Volksleben... in gereimten Gesprächen. 6 Teile (Teil 1 und 2 in 2. Aufl.). Zürich 1831/53.
Tappolet	Tappolet E. Wie die Dinge zu ihrem Namen kommen. Aus Wissen und Leben 1911. 24. Heft.
— Lehnwörter	— , Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der franz. Schweiz. I. Teil Basel 1913. II. T. ebd. 1916.
Tobler, Sprachschatz	Tobler T. Appenzellischer Sprachschatz, Zürich 1837.
— Volkslieder	— L. Schweizer. Volkslieder. Frauenfeld 1882. I. Bd. (Bibl. älterer Schriftwerke d. d. Schweiz IV).
Trachtenbilder, rätische	Rätische Trachtenbilder. Hg. v. Organisationskomité der Calvenfeier. Polygr. Institut Zürich.
Tschumpert, Id.	Tschumpert M. Versuch eines bündnerischen Idiotikons, zugl. ein Beitrag z. Darstellung der mhd. Sprache und d. Cult. geschichte Graubündens. 1. Lieferung, Chur 1880.
Usteri, Collektaneen	Usteri J. M. Sammlung von Stellen aus vielen gedruckt und geschriebenen fremden und einheimischen Werken, Mandaten und Verordnungen, die Sittengeschichte der

	Schweizer haupts. auf Kleidung u. Luxus etc. betreffend, zusammengetr. v. J. M. U. Anno 1788. (Ms. auf d. Stadtbibl. Zürich).
Villermont	Villermont, Marie, Comtesse de: Histoire de la coiffure féminine. Bruxelles 1892.
Volk und Rasse	Volk und Rasse. Illustrierte Vierteljahrszeitschrift f. deutsches Volkstum; hg. v. Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); u. a. München 1928. 1. H. 3. Jg.
Volkswirtschaft	Volkswirtschaft, hg. vom eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement. Bern 1925.
Vonbun	Vonbun F. J. Beiträge zur deutschen Mythologie, gesammelt in Churrätien. Chur 1862.
Walser Chr.	Walser G. Neue Appenzeller Chronik. 2 Teile. St. Gallen 1740. 3. T. Trogen 1829 und 4. Teil, 1831, bearbeitet v. G. Rüsch.
Walther v. d. Vogelweide	Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, hg. v. Hermann Paul. 4. Aufl. Halle 1911.
Wehren, Laupen	Wehren Chr. Der Amtsbezirk Laupen. 1840.
Wehrli, Trachtenbilder	Wehrli A.G. Kilchberg-Zürich. Photographien, z. T. farbige, nach Originaltrachten.
Weinhold, d. Frauen	Weinhold K. Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. 2 Bde. Wien 1897.
Weiss, Kostümkunde	Weiss H. Kostümkunde. Stuttgart 1846. 2. gänzlich umgearbeitete Aufl. 1881.
Wiedmer, Gedichte	Wiedmer C. und Mayenthal L. Vermischte Gedichte. Langnau 1848.
Wild, Zürcher Rhein	Wild A. Am Zürcher Rheine. Taschenbuch für Eglisau. 2 Teile. Zürich 1883/84.
— Auszüge	— K. Auszüge aus handschriftlichen Chroniken und aus den Ratsprotokollen der Stadt und Republik St. Gallen von 1551/1750. St. Gallen 1847.
Wochenblatt Bern	Hochoberkeitlich-Privilegiertes Wochen-Blatt. Bern, bey der Direkton des Berichtshauses. Jahrg. 1789ff.
— Solothurn	Solothurner Wochenblatt. Solothurn, Jahrg. 1810—32.
Wörter und Sachen	Wörter und Sachen, kulturhistorische Zeitschrift f. Wort- und Sachforschung, hg. v. R. Meringer. Bd. V.
Wyss, Reise	Wyss J. R. Reise in das Berner Oberland. Bern 1816.
Wurstisen	Wurstisen Chr. Bassler-Chronik, Darinn alles, Was sich in obern Teutschen Landen, nicht nur in der Stadt und Bistum Basel, von ihrem Ursprung her ... bis in das 1580. Jahr, Gedenckwürdiges zugetragen ... Gedruckt und verlegt von Emanuel Thurneysen 1785.
ZfvglSpr.	Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, hg. v. A. Kuhn. Bd. XIV. Berlin 1865.
Zellweger, Geschichte	Zellweger J. C. Geschichte des Appenzell. Volkes. I. Bd. 1830. III. Bd. 2. Abtlg. Trogen 1840.
ZsdVfVk.	Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 22. Jahrgang. Heft 1. 1912. Berlin 1912. Enthaltend: Spiess K. Zur Methode der Trachtenforschung.
Zürcher Stadtbücher	Zeller-Werdmüller H. Die Zürcher Stadtbücher des XIV. und XV. Jahrhunderts. 3 Bde. Leipzig 1899/1906.
Zürcher Tb.	Zürcher Taschenbuch 1858: Zürcherische Costüme des 18. Jhs. v. Gerold Meyer v. Knonau.

Verzeichnis der Abkürzungen.

a) Für Museen und Sammlungen.

HMB. Historisches Museum Bern.
HMBs. Histor. Museum Basel.
HSNSt. Histor. Sammlungen Nidwalden, Stans.
HSObS. Histor. Sammlungen, Obwalden, Sarnen.
LM. Landesmuseum Zürich.
MHN. Musée hist. de Neuchâtel.
MVBs. Museum für Völkerkunde, Basel.
RSL. Histor. Sammlung im Rathaus Luzern.

b) Für Sprachperioden u. Zeitabschnitte.

afr. altfranzösisch.
ahd. althochdeutsch.
fr. französisch.
it. italienisch.
lat. lateinisch.
mhd. mittelhochdeutsch.
mndd. mittelniederdeutsch.
rtr. rätoromanisch.
Jh. Jahrhundert.
Jhs. Jahrhunderts.

Sach- und Ortsnamenregister.

Die Zahlen beziehen sich auf die Paragraphen.

A

Aarau: 29. 69.
Aargau: Kap. I A: a; — : g. 27. 41. 44. 49. 56. 61. 73. 75. 79. 80.
Adelwil: Kap. I A: g. 10b. 31. 32. 33. 56.
Aegeri: 10e. 44. 76.
Affoltern b. Höngg: 76.
Aigle: Kap. I A: g.
Alagna: Kap. I A: g. 42. 43. 72.
Alemannien: 80.
Altbüron: 61.
Altstätten (Rht.): 31. 48.
Altstetten (Z): 62. 80.
Amden: 19. 58.
Amelette: Kap. I A: b, Kinnschl. b; 22.
St. Antönien: 37.
Anwyl: 57.
Appenzell I. Rh.: Kap. I A: c; —: e. 15. 26. 30. 32. 33. 34. 37. 43. 45. 46. 47, 51. 65. 69.
— A. Rh.: Kap. I A: b, a, —: d. 25. 28. 30. 33. 39. 65. 72. 78.
— Kt.: Kap. I A: a; —: b; I B. 28. 39. 40. 69.
Arbon: 24. 37.
Augsburg: 26.
Avers: 73.

B

Baar (Baden): 44.
Baar (Zg.): 76. 80.
Bachs: 22. 32. 38. 63.
Baden (D'land): 80.
Baden (alte Grafsch.): 26. 51. 80.
— (Städtchen): Kap. I A: b. 46. 53. 76.
Baldeggersee: 73.
Ballwil: 10.
Bamberg: 62.
Bandchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 12c. 19. 22. 23. 25. 26. 32. 36. 41. 54. 67. 80.
Barett: Kap. I A: b, Misch.: —: g. 8a. 21. 25. 26. 27. 30. 40. 42. 47. 48. 50. 57. 58. 60. 63. 65. 67. 77. 80.
Baselbiet: Kap. I A: a; —: b, c; Kopfschl. e; —Kinnschl. e; —: e. 31. 41. 44. 47. 53. 57. 60. 63. 77. 80.

Baselstadt: Kap. I A: a; —: f; —: g. 15. 26. 29. 31. 32. 39. 40. 41. 44. 49. 53. 62. 69. 73. 75. 78. 80.
Baselhübli: Kap. I A: e. 53. 59. 60.
Bauma: 12c. 28. 80.
Begine: Kap. I A: b, Kinnschl. b und e. 41.
Beginenhaube: Kap. I A: b, Kinnschl. b. und e. 41.
Beginehübli: ebd.
Beginenkappe: ebd.
Bergère: Kap. I A: g. 41.
Bergèrehuet: ebd. 65.
berretto: 72.
berrettina: 42. 72.
Bern Kt. (ohne Jura): Kap. I A: a; —: b, Misch.; —: d; —: g. 12b. 30. 33. 40. 44. 51. 76. 77. 79.
— St.: Kap. I A: g. 10. 12. 12b. 15. 30. 33. 41. 60. 69.
— Ebene: Kap. I A: a; —:b. Misch.; 31. 33. 49. 51. 56. 59. 79.
— Obld.: Kap. I B. 31. 33. 44. 74. 79. 80.
— Seeld.: 33. 44.
Beromünster: 54. 61.
Binde, gällätzi: 29. 43. 44.
Bindellehuet: Kap. I A: g; II Allg. 10b. 32. 65. 79. 80.
Binningen: 41.
Biremessli: Kap. I A: g. 25. 58. 77.
Birndorf (Bad.): 80.
Birseck: Kap. I A: b. 34. 78.
Bîschli: 28. 56. 75.
Blech: Kap. I B. 30. 67.
Bletz (Blätz): Kap. I A: b. 28. 70.
Bletzli (Blätzli): Kap. I A: b. 6. 28. 58. 70.
Blondechappe, Blonden: Kap. I A: b, Misch. 12b. 33. 72.
Bodechappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 26. 47. 71.
Bodenhaube: 26. 71.
Bodenseehaube: 55.
Bollechappe: Kap. I A: c. 34. 61.
Bollenhaube: Kap. I A: c. 34. 61.
Bonnet: 12.
Borte: Kap. I A: a. 17. 62. 75. 80.
Börtli: ebd. 28. 56. 75. 80.
Bosco (Gurin): Kap. I A: f. 28. 30. 48. 63. 73.
Bösingen (Frb.): 30.
Bouveret: 52.
Brautkrone: Kap. I A: a. 8. 8a. 9. 28. 35. 37. 44. 47. 49 56. 62. 63. 67. 68. 72. 73. 74. 75. 76. 80.
Bregenzerwald: Kap. I A: a. 39. 69.
Breitenbach: 29.
Bremgarten (Aarg.): Kap. I B. 76.
Brienzer- und Thunersee: 56.
Brienzwiler: 63.
Brönzchappe: Kap. I A: b, Kopfschl. a. 61. 72.
Brügge: 41.
Brünisried: 21.
Brûtschappel: Kap. I A: a. 49. 73.
Brûtschäppeli: Kap. I A: a. 56. 73.
Bubikon: 50.
Bucheggberg: 57.
Bülach: 22. 54. 76. 80.
Bundchappe: Kap. I A: b, c und Kopfschl. d. 36. 63.
Bünzen: 33.
Buonas: 10b. 76. 80.
Burehüetli: Kap. I A: g. 42. 58. 77.
Burgdorf: 41. 49. 51.
Bürglen: 62.
Burgund: Kap. I A: g. 30. 80.
Bütschwyl: Kap. I A: a. 37.
By-tschäppli: Kap. I A: b, c und Kopfschl. c. 47. 57.

C

Capatisli: Kap. I A: b; —: d. 30. 78.
Capetsch: 47.
Capli, chiepli: 73.
Capotte: 72.
Cappa (cappa): 8a. 11. 12.
Cappa naira: 11.
Cham: 76. 80.
Chalberdräckli: Kap. I A: g. 21. 58. 61. 77.
Chappatuse (Kappat.): Kap. I A: b. 30. 70. 78.
Chappe (Chappa): Kap. I A: b, Kinnschl. d, Misch.; —: c; —: d. 12. 42. 63. 72. 78.
Chapeau moté: 70.
Chappi: Kap. I A: b, Misch.; 57.
Chäppli: Kap. I A: b; —: c. 10e. 58. 73. 78.
Chäppi: Kap. I A: g. 47. 57. 77.
Chappentüsli (Kappent.).: Kap. I A: b. 30. 36. 58. 78.
Chappu: 12d.
Chirchenwindle: Kap. I A: f. 28. 48. 60.

Chorbchappe: 25.
Chranz (Kranz): Kap. I A: a; —: g; II Allg. 8. 9. 26. 46. 47. 73. 74. 75.
Chranzchappe: 25.
Chränzli: Kap. I A: a. 35. 37. 44. 47. 49. 56. 62. 63. 74.
Chrüzgangchappe: Kap. I A: b, Misch. 47. 48.
Chübelchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 23. 61.
Chüedräckli: Kap. I A: g. 21. 58. 61. 77.
Chüetritt: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 22. 61.
Coeffe (coiffe): 10c. 12. 15. 33. 54. 58.
Coeffure: 15.
Cuffia: 15. 40.

D

Dächlichappe: Kap. I A: d. 26. 59. 65.
Davos: 12d.
Degehoornodle: Kap. I B. 26.
Derendingen: 46.
Diegten (Bs.): 57.
Domleschg: 30.
Dreiangel (Drîang.): Kap. I A: g. 25. 61.
Drîrêrehietli: Kap. I A: g. 25. 59.
Drohthübli: Kap. I A: b. 33. 58. 78.
Dübendorf: 29. 78. 80.
Düdingen: 26. 37. 47. 48.
Dusli (Tusli): Kap. I A: b. 30. 58. 70. 78.

E

Ebligen: 68.
Einsiedeln: 27. 51. 73.
Elsass: 26. 36. 46. 71. 76. 80.
Emmental: Kap. I A: g. 33. 40. 51. 56. 57. 59.
Emmetten: 73. 75.
Engadin: Kap. I A: a. 11. 30. 74.
Engelberg: 10d. 19. 25. 27. 32. 33. 43. 59. 62. 73. 75.
Engstringen: 76. 80.
Entlebuch: 10b. 30. 31. 32. 33. 36. 39. 49. 56. 61. 75. 79.
Eptingen: 41. 76.
Erlach: 33.
Erstfeld: 61.
Erzgebirge: 33.
Ettiswil: 35.
Evolena: 10c.

F

Fächtli (Gfächtli): Kap. I A: f. 39. 59. 68
Fahr: 80.
Falbelehuet: Kap. I A: g. 32. 79.
Felbechappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 30. 80.
Fideli: Kap. I A: b. 27. 58. 61. 78.
Flaudere: Kap. I B. 37.
Florchappe: Kap. I A: b. 30. 78.
Fontange: 15. 63.
Frankfurt (a. M.): 37.
Frankreich: Kap. I A: a; —: g. 8a. 15. 30. 31. 32. 33. 39. 41. 44. 53. 55. 58. 70.
Freiamt: Kap. I A: a; —: b, Kopfschl. a; Kinnschl. b; —: c; —: g. 10b. 22. 30. 31. 32. 33. 44. 50. 54. 61. 73. 75. 76. 79. 80.
Freiämtertätsch: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 22. 54. 60. 61.
Freiämtertracht: Kap. I A: b, Kopfschl. a; ebd. c.
Freiburg, deutscher Teil: Kap. I A: a; —: b, Misch.; —: f; —: g. 30. 39. 51. 56. 57. 62. 63. 74. 77. 79. 80.
— , welsch. T.: Kap. I A: g. 57. 74. 79. 80.
Frickthal: Kap. I A: a; —: b, Kopfschl. d. 36. 57. 63. 73. 79.
Frutigen: 33.
Fürechappe: Kap. I A: c. 27.

G

St. Gallen, Kt.: Kap. I B. 24. 25. 32. 39. 40. 69.
— St.: Kap. I A: g. 16. 28. 30. 40. 47. 54. 64. 65. 69. 77.
— Alte Landschaft (Fürstenland): Kap. I A: a. 26. 28. 32. 51. 52. 66. 76.
— Oberld.: 26. 30. 32.
— Rheintal: 26. 30. 32.
St. Gallerhäubchen: 54.
Gaster: 52. 78.
Gebende: Kap. I A: f. 8. 10.
Gelterkinden: 41.
St. Georgen (Schwarzw.): 44.
Gigeli (Gügeli): Kap. I A: g. 26. 58. 77.
Glarus (Kt.): Kap. I A: d; I B. 19. 25. 30. 32. 36. 39. 58. 65. 70. 73. 78.
Goldbortchäppli: Kap. I A: e. 32. 43. 59.
Goldchäppli: Kap. I A: e. 43. 59.

Goldhaube: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 43. 67.
Goms: 53. 73.
Gormund (Lz.): 33.
Gottechränzli: Kap. I A: a. 41. 49. 74.
Gottehüetli: Kap. I A: g. 49. 58. 77.
Gottenschäppeli: Kap. I A: a. 41. 56. 73.
Grabs: 26. 36.
Graubünden: Kap. I A: a; —: b, Kinnschl. f. 8. 15. 25. 26. 27. 49. 58. 69. 70. 73. 78. 80.
— Obld.: Kap. I A: d; —: f. 20. 30. 39. 40.
Greifensee: 22. 23. 72. 78.
Gressoney: 12d. 42. 43. 51. 52.
Greyerz: 70. 79.
Grillegatter: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 24. 67.
Grillenhaube: Kap. I A: b. Kinnschl. a. 31. 48. 67.
Grindelwald: Kap. I A: g. 33. 42. 77.
Gueffe: Kap. I A: c. 14. 15. 34. 53. 58.
Gueffli: Kap. I A: b; —: e. 47. 52. 53. 59. 78.
Güeflihube: Kap. I A: c. 47.
Guggisberg: Kap. I A: a; —: g. 21. 33. 37. 44. 47. 56. 57. 74. 77.
Gümmenen: Kap. I A: g. 31. 79.
Gupfi: Kap. I A: g. 26. 58. 77.

H

Haarband: Kap. I A: a; I B. 17. 44. 62. 75. 80.
Haarbändel: Kap. I B. 44.
Haarglimpf: Kap. I B. 44. 60. 67.
Haarleffel: Kap. I B. 44. 67. 76.
Haarnadle: Kap. I B. 44. 60. 67.
— , fingranig: Kap. I B. 35.
Haarschnuer: Kap. I B. 17. 44.
Haarschmuck: Kap. I B. 25. 26. 27. 29. 30. 34. 37. 42. 43. 44. 46. 47. 61. 64. 65. 66. 67. 76.
Haarstranga: Kap. I B. 44. 60.
Haartracht: Kap. I B. 76. 80.
Habsburgeramt: 74. 80.
Hallau: 80.
Hallwilersee: 73.
Haltikon: 80.
Haslihued: Kap. I A: g. 53. 79.
Haslital: Kap. I A: a; —: g. 16. 26. 27. 28. 30. 31. 33. 49. 53. 56. 57. 60. 68. 74. 75. 76. 77. 79.
Haube (Hube): Kap. I A: c. II Allg. 10. 10a, -b, -c, -d, -e. 13. 15. 19. 25. 26. 30. 33. 34. 36. 39. 40. 41. 47. 51. 52. 53. 54. 55. 58. 59. 61. 66. 71. 72.
Haube und Kappe: 72.
Hausen (a. Alb.): 76. 80.
Herisau: 37. 65.
Hermetschwyl (b. Bremgt.): Kap. I A: g.
Hessen: Kap. I B.
Heubach (Bern): 33.
Hietsi: 27. 63. 77.
Hinderfür: 27. 65.
Hirzi: Kap. I A: g. 27. 61. 77.
Hochdorf (Amt): 73. 75.
Hohfluh-Brünig: 28. 49.
Hoipttuech, houbit-tuoch: Kap. I A: f. 44.
Höngg: 29.
Hoorfressere: Kap. I B. 37.
Hostigschappel: Kap. I A: a. 49.
Hotzenland: 36. 79.
Hube, katholisch: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 51. 60. 61. 67.
Hubefideli: Kap. I A: b. 27. 58. 61. 67. 78.
Huben und Chäppli: 13. 68.
Huet: Kap. I A: b, Kinnschl. a. II Allg. 16. 64. 67. 79.
Hüetli: Kap. I A: g. 15. 25. 27. 58. 63. 77. 80.
Huibä: Kap. I A: c. 10d, -e.
hullituoch: Kap. I A: f.
Hut, niederen: Kap. I A: g. 60. 77.

J I

Jepechränzli: Kap. I A: a. 47. 56. 74.
Jestetten: Kap. I A: a. 49.
Immensee: 76. 80.
Innerschweiz: Kap. I A: a; —: b; —: c; —: e; 15. 19. 32. 51. 73. 76. 78. 79. 80.
Interlaken: 33.
Isenthal: 32. 79.
Italien: Kap. I A: f; —: g. I B. 11. 15. 30. 32. 42. 76.
Jungfernkappe: Kap. I A: b (-a, -b, -c). I B. 10e. 13. 19. 25. 27. 28. 29. 30. 33. 34. 42. 47. 57. 58. 60. 67. 73. 76. 78. 80.
Jura (Br.): Kap. I A: g. 29. 74.

K

Kaiserstuhl: 11.
Kammhaube: Kap. I A: c. 25. 64.

Kappe: Kap. I A: b; —: d; II Allg. 11. 12. 15. 19. 20. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 36. 38. 41. 42. 45. 47. 48. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 57. 61. 63. 64. 65. 66. 67. 70. 71. 72. 80.
Kappe, hohe: Kap. I A: b; —: b, Kinnschl. d. 34. 60. 78.
Kappel (St. G.): 19. 32. 39.
Kerzers: Kap. I A: f.
Kiburg (Vogtei): 80.
Kilchehube: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 48. 60. 67.
Kirchberg (Br.): Kap. I A: a.
Kleid, das weisse: Kap. I A: f. 43. 60.
Klemmer: 37.
Klêper: Kap. I B. 37. 65.
Klingnau: 11.
Kloten: 76. 80.
Klettgau: Kap. I A: g. 25. 29. 32. 33. 41. 43. 47. 48. 49. 63. 77.
Knonau, -eramt: Kap. I A: a; —: c; —: g. 10a. 29. 44. 63. 76. 80.
Kolonien (am Monte Rosa): Kap. I A: g. 42. 43. 44. 76. 77. 79. 80.
Kranz und Schapel: 68.
Kränzli und Börtli: 68.
Krêshued (Chrêsh.): Kap. I A: g. 16. 32. 60. 79.
Kruseler: 10.
Küssnacht: 80.

L

Lampihuet, Lampi: Kap. I A: g. 40. 60. 65.
Langenthal: 40.
Langwies: 25.
Laupen: 33. 40. 79.
Lausanne: 33.
Leffel: Kap. I B. 26. 64. 67. 76.
Leidhaube: 50.
Leidhuet: Kap. I A: g. 50.
Leidtiechji: Kap. I A: f. II Allg. 50. 59.
Leventina: 73.
Limburg (Lahn): 39.
Lîszipfe: Kap. I B. 61.
Lochhube: Kap. I A: b. 26. 78.
Löchlichappe: Kap. I A: b. 26. 59. 78.
Locle: 29.
Lötschental: Kap. I A: a; —: f. 10c. 16. 28. 42. 44. 53. 56. 60. 75. 76.
Lungern: 19. 54.
Lungerehübli: Kap. I A: c. 54. 59.
Lugnez: 52.
Lützelflüh: 40.
Luzern (Kt. ohne Bez. Weggis): Kap. I A: a; —: c; —: d; —: e; —: f; —: g. 12d. 21. 26. 30. 31. 32. 33. 35. 36. 44. 50. 54. 56. 61. 72. 74 75. 76. 79. 80.
— St.: Kap. I A: e; —: g. 12. 25. 26. 30. 35. 39. 50. 58. 73. 79. 80.
— Gäu: 10b. 33. 35. 50. 73. 74. 75.
— Hinterld.: 10b. 33. 35.
— Habsburgeramt: 80.

M

Magden: Kap. I A: a.
Maggiatal: 30.
Maitlichäppli: Kap. I A: b. 42. 58. 67. 78.
Maitlihârnâdle: Kap. I B. 42. 67.
Malters: 32. 33.
March: 51. 52. 66. 73. 78.
Markgrafenland: 36. 53. 63.
Markgräflerlätsch: 53.
Marterkrone: Kap. I A: c. 61.
Mäschwindlu: Kap. I A: f. 28. 48. 60.
Maur: 22. 23. 29.
Meili: Kap. I A: a. 28. 49. 56. 75.
Meierskappel: 35.
Meiringen: 28. 68.
Meissen: Kap. I B.
Melchnau: 61.
Mellingen: 76.
Milchlöffel: Kap. I B. 26. 60.
Montafun: 49.
Mudelchappa: Kap. I A: b, Kinnschl. f. 12d. 20. 30. 52. 70. 80.
Münchenbuchsee: 51.
Murten: 33. 41. 79.
Mutsch (Mutz): Kap. I A: c. 19. 80.
Mutschchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 19.
Mutschehube: Kap. I A: c. 19. 26. 59. 60. 61. 70.
Mutschehübli: Kap. I A: c. 59.
Mütschli: Kap. I A: b. 58. 78.
Mutzli: Kap. I A: b; —: c. 58. 78.

N

Neftenbach: 38.
Neuchâtel: 11. 29.
Neunkirch: 37. 80.
Niederlande (ndd. Gebiet): Kap. I A: g. 26. 40. 41. 73.
Nürnberg. 26. 52. 69.

O

Oberaargau: 33.
Oberdeutschland (Süddld.): Kap. I A: a; —: g; I B. 8a. 26. 29. 32. 41. 44. 52. 71. 73. 76. 80.
Oberglatt (Z.): 22. 32. 33. 54. 63.
Oberglattnerhaube: Kap. I A: b, Kopfschl. b. 54. 60.
Oberhausen: 76.
Obersaxen: 20. 39. 40.
Ohrechappe: Kap. I A: b, Misch. 29.
Olten: 34. 46. 60.
Opfikon: 76. 80.
Orsières: 53.
Orte, fünf: Kap. I A: a; —: f.
Ostschweiz: Kap. I A: a; —: b und Kinnschl. a; —: c. 12d. 30. 31. 32. 33. 37. 39. 69. 73. 76.
Ottenbach: 44.

P

Pannolino: Kap. I A: f. 30.
Paris: 25. 33.
Peterlingen: 33.
Pfyl: Kap. I B. 26. 67. 76.
Pommat: Kap. I A: f. 28. 48. 73.
Prätigau: 12d. 30. 37. 39. 78.

R

Radhube: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 12d. 24. 64. 66. 67.
Rafzerfeld: Kap. I A: g. 22. 31. 79.
Rapperswil: Kap. I A: e. 25. 51. 52. 53.
Rapperswilerhäubchen: Kap. I A: e. 53. 59. 60.
Regensberg: 63.
Rehetobel: 25 .
Reutlingen: 80.
Rheinwald: 26. 78.
Rhonethal: 10c.
Rickenbach (Lz). 33.
— (Ndw.): 10b.
— (b. Säckingen): 36.
Ringli: 27. 59.
Risch: 80.
rîse: Kap. I A: f. 10.
Roche (Wdt.): Kap. I A: g.
Rörlichappe: 25.
Rorschach: 39. 43.
Rosechappe: Kap. I A: b. 34. 60. 70. 80.
Rosechäppli: Kap. I A: b. 34. 58. 70. 78.
Rosehube: Kap. I A: c. 34. 52. 70.
Rosenhaarnadel: Kap. I B. 34. 60. 70.
Rosshaarspitzlichappe: Kap. I A: b, Misch. 12b. 33. 57. 59. 66.
Rothenburg: 33.
Rottenburg (Wbg.): 52.
Rümlingen: 57.
Ruswil: 35. 49.
Rifferswil: 76. 80.

S

Saanen: 31. 33.
Sachsen: Kap. I B.
Sammetchäppli: Kap. I A: e. 30. 59.
Sandgatter: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 24. 67.
Sarnen: 44. 54.
Savetscha: Kap. I B. 26. 80.
Sax: 30. 78.
Schächchappe (-hube): Kap. I A: b, Kopfschl. b. II Allg. 38. 54.
Schaffhausen: Kap. I A: a; —: b; —: b, Kinnschl. b und c; —: c; —: f. 27. 29. 32. 39. 40. 41. 43. 47. 56. 62. 69. 73. 75. 76. 77. 79. 80.
Schanfigg: 12d.
Schapel: Kap. I A: a. 8. 8a. 9. 26. 46. 49. 68. 73. 74. 75. 80.
Schäppeli: Kap. I A: a. 29. 56. 63. 76.
Schaubhuet: Kap. I A: g. 30. 79.
Schaubhüetli: Kap. I A: g. 40. 59. 79.
Schild: Kap. I B. 26. 64. 67.
Schînhube: Kap. I A: c. 14. 33. 54. 60. 64. 72.
Schinhuet: Kap. I A: g. 31. 79.
Schirmhuet: Kap. I A: g. 46. 79.
Schlampihuet, Schlampi: 40.
Schlappe: Kap. I A: b. 17. 33. 40. 51. 52. 55. 65. 78.
Schlappa muota: 20. 70.
Schlappechäppli: Kap. I A: e. 47.
Schleitheim: 23. 80.
Schlieren: 76. 80.
Schnabelhuibe, -hube: Kap. I A: b; —: b, Kinnschl. d; —: c. 26. 29. 54. 64. 78. 80.
Schnellchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 22. 24. 31. 32. 43. 51. 52. 55. 64. 67, 80.
Schöfflisdorf: 63.
Schopfhuet: Kap. I A: g. 29.
Schruns: 39.
Schufle: Kap. I B. 26. 64. 67.
Schuehleffel: Kap. I B. 26. 60. 67.
Schüpfheim: 39. 56.

Schützeschibe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 22.
Schwaben: 29. 32. 52. 75. 80.
Schwamendingen: 80.
Schwarzbubenland: Kap. I A: b, Misch. 29. 76.
Schwarzenburg: 47. 49. 51. 61. 77.
Schwarzwald: 31. 79.
Schwebelhüeti: Kap. I A: g. 40. 53. 59. 60. 72. 79.
Schwefelhuet: Kap. I A: g. 31. 60. 79.
Schweiz, deutsche: Kap. I A: a; —: f; I B. 8a. 11. 30. 39. 41. 71. 73. 74.
— , welsche: Kap. I A: a. 8a. 11. 30. 41.
Schwendi (I. Rh.): 37. 46.
— (Br.): 33.
Schwobachappa: Kap. I A: b, Kinnschl. a. 51. 52. 67.
Schwyz, Kt.: Kap. I A: b ; —: c; —: e; —: g. 10e. 14. 15. 25. 27. 30. 34. 35. 47. 52. 59. 66. 73. 74. 75. 77. 78. 79. 80.
Schwyzerhube: 52. 60.
Schwyzerhübli: 52. 55. 59.
Seebach: 76. 80.
Seelisberg: 53.
Seengen: 26.
Seftigen: 33.
Sempach: Kap. I A: g. 26.
Sensebezirk: Kap. I A: g. I B. 37. 39. 44. 47. 48. 57. 65. 77. 79.
Simmental: 33.
Sissach: 71.
sloiger: Kap. I A: f.
Solothurn (Kt. ohne Schwarzbubenld.): Kap. I A: a; —: b, b; —: b, Kinnschl. d; —: c; —: g. 12a. 26. 33. 44. 47. 56. 60. 74. 78. 79. 80.
— , Gäu: 12a. 26. 33. 60. 79.
— , Wasseramtei: 12a. 26. 33. 60.
— , St. 15. 33.
Spängelichränzli: Kap. I A: a. 35. 56. 74.
Spanien: Kap. I A: g.
Speicher: 25.
Speier: 10.
Spiegel: Kap. I B. 25. 67.
Spitzähuibä: Kap. I A: c. 33.
Spitzchappe: Kap. I A: b, Kopfschl. b. 33. 71.
Spitzhube: Kap. I A: b, Kinnschl. c; —: c. 33.
Spitzlichappe: Kap. I A: b, Kopfschl. a; —: b, Misch. und c. 33. 59. 61. 72.
Spûsechranz: Kap. I A: a. 49. 74.
Spûsetschäppel: Kap. I A: a. 49. 73. 74.
Steglichappe: Kap. I A: b, a. 25. 59. 78.
Stein a. Rhein: 40. 78. 80.
Steinhausen: 76. 80.
Stirne: Kap. I A: b, a. 6. 29. 62. 70. 78.
Stirnechappe: Kap. I A: b, a. 29. 78.
Stockchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 25.
Stofelchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 45.
Strassburg: 29. 69. 76. 80.
Strohhut: Kap. I A: g. 10b. 16. 21. 30. 31. 32. 40. 41. 46. 53. 59. 65. 72. 79. 80.
Strohkranz: 8.
Stûche: Kap. I A: f. I B. 30. 39. 47. 50. 69.
Stûchehube: Kap. I A: c. 47.
Stûchenschlappe: 40.
Stûchen und Fächtli: 39. 68.
Stündelichappe: Kap. I A: d. 33. 50. 51. 59. 61. 66.
Sturz: Kap. I A: f. 30. 39. 50. 69.
Sturz und Gfächtli: 39. 68.
Stuttgart: 52.
suivez-moi: Kap. I B.
Sursee: 26. 35. 44. 58. 76.

T

Tablat: 39.
Tafers: 44.
Tägerig: 61.
Tann (b. Sursee): 33. 74.
Tätschchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 22.
Tätschli: Kap. I A: g. 21. 58. 61. 77.
Techeli: Kap. I A: g. 21. 37. 58. 61. 77.
Tellerchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 22.
Tellerhuet: Kap. I A: g. 21.
Tessin: 15. 73. 76.
Thun: Kap. I A: g. 33.
Thurgau: Kap. I A: a. I B. 22. 24. 26. 32. 39. 51. 56. 76. 80.
Thüringen: Kap. I B.

Toggenburg: Kap. I A: a. 19. 26. 32. 39. 40. 51. 73. 76.
Tosettastöckli: 25.
treccia: 44. 80.
Trimbach: 12a.
Tritschfade: Kap. I B. 44.
Tritschfadeband: Kap. I B. 47.
Trogen: 26. 39.
Trub: 33.
Trütschechappe: Kap. I A: g. 47. 77.
Tschäppeli: Kap. I A: b, c; —: b, Kopfschl. c. 41. 57.
Tüechli: 10. 39. 50.
Turpechlötzli: Kap. I A: e. 25. 53. 59. 61.
Tuse (Tusse): Kap. I A: b, a. 6. 30. 70. 78.
Tusetta (Tusette): Kap. I A: d. 25. 30. 54. 65. 70.
Tûsenchappe: Kap. I A: b, a. 30. 70. 78.

U

Ueberkäppchen: Kap. I A: e. 14. 15. 30. 43. 47. 53. 58. 59.
Ulm: 52.
Ulrichen: 53.
Unterwalden (Kt.): Kap. I A: c. I B. 10d. 19. 25. 26. 27. 42. 44. 67. 74. 76. 78. 79. 80.
— , Nidw.: 10d. 14. 19. 25. 26. 32. 33. 35. 42. 43. 47. 52. 59. 61. 64. 66.
— , Obw.: 14. 19. 25. 26. 29. 35. 43. 47. 64. 72. 79.
Untervaz: Kap. I A: a.
Uri: Kap. I A: c. 13. 15. 25. 26. 58. 61. 62. 73. 75. 76. 78. 79.
Urnerschueh: Kap. I A: c. 25. 53. 60.
Ursern: 32. 58.
Utzenstorf: 73.

V

Vals: Kap. I A: d. 36. 39. 47. 52. 53.
Vevey: 76.
Vierwaldstättersee: 58. 73. 76. 79.
Visperterminen: 10c. 29. 50.
Vorarlberg: Kap. I A: f. 30.

W

Waadt: 33. 41. 46. 53. 76.
Waldshut: Kap. I A: a.
Wallakappa: Kap. I A: b; Kinnschl. f. 52. 60.
Wallenstadt: 30.
Wallis, Obw.: Kap. I A: a; —: c; —: g. 10c. 16. 25. 28. 29. 30. 32. 37. 42. 43. 44. 53. 73. 74. 76. 77. 79. 80.
— , Uw.: 25. 30. 32. 53.
Walliserhued: Kap. I A: g. 53. 60. 79.
Walserhübli: Kap. I A: d. 53. 59.
Wattenwil: 30.
Weggis (Bez.): 10e. 14. 47. 59. 78. 79. 80.
Wehntal: Kap. I A: b, Kopfschl. b; —: g. 15. 22. 33. 38. 42. 44. 54. 63. 77. 80.
Werdenberg: 26. 30. 39. 68. 78.
Wettingen: 10a. 80.
Wetzikon: 8.
Wîberhârnâdle: Kap. I B. 42. 67.
Wibuhuba: Kap. I A: g. 42.
Wiesenthal: 31. 44. 63.
Wil (St. G.): 32. 40. 73.
Willisau: 10b.
wimpel: Kap. I A: f.
Winterthur: 29. 39. 69. 78. 80.
Wittenberg: 40.
Wohlen: 10b.
Wullhuet: Kap. I A: g. 10b. 25. 29. 30. 50. 60.
Wullhüetsi: Kap. I A: g. 30. 58. 77.
Württemberg: 52. 80.
Wüschli: Kap. I A: b, a. 28. 58. 70. 78.

Z

Ziegelhube: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 23.
Zimbel (Zg.): 76. 80.
Zipfe, roti: Kap. I B. 43.
—, wissi: ebd.
Zitterchränzli: Kap. I A: a. 37. 56. 74.
Zitterhübeli: Kap. I A: a. 37. 56. 64. 74.
Zeinigen: Kap. I A: a.
Zopfchappe: Kap. I A: d. 39. 47.
Zopfenberg (b. Sursee): 35.
Zug, Kt.: 56. 61. 74. 75. 76. 80.
— St.: Kap. I A: c; —: e. I B. 80.
— links: Kap. I A: b, Kopfschl. a. 10b. 30. 32. 33. 50. 56. 74. 75. 79. 80.
— rechts: Kap. I A: b, a; —: c; —: e. 27. 44. 47. 53. 59. 79. 80.

Zugchappe: Kap. I A: b, Kinnschl. b. 36.
Zughube: Kap. I A: c. 36. 71. 72.
Zughubi: Kap. I A: d. 36. 52. 59.
Zugerchappe: Kap. I A: e. 25. 34. 53. 59. 60.
Zugerchäppli: 53.
Zürich, Kt.: Kap. I A: a; —: b; —: c; —: f; —: g. I B. 12. 22. 27. 31. 32. 39. 41. 44. 50. 62. 63. 68. 73. 76. 78. 80.
Zürich, Obld.: Kap. I A: b, a; —: b. 12c. 28. 29. 34. 39. 58. 63. 76. 78. 80.
— St.: Kap. I B. 8. 12. 25. 26. 27. 29. 30. 34. 40. 41. 44. 48. 50. 62. 63. 69. 78. 80.
Zürichsee: 24. 73. 76. 78. 80.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. Seite

1. Zweck der Arbeit 1
2. Geographische Abgrenzung des Gebietes 1
3. Zeitliche Abgrenzung 1
4. Stofflicher Inhalt und Umfang 2
5. Quellen, Hilfsmittel 2

Kap. I. Sachübersicht.

A. Aufgesetzte Kopftracht.

a) Kranzähnlicher Kopfschmuck 3
b) Kappen 6
Jungfernkappe: a); b); c). . . . . 6—7
Kopfschleife: a); b); c); d). . . . . 7—8
Kinnschleife: a); b); c); d); e); f). . . . . 8—9

Mischarten 9

c) Hauben 10
d) Mischarten 11
e) Ueberkäppchen 11
f) Die weissen Kopfhüllen. 12
g) Hüte: Strohhut 14
Filz- und Wollhut 15
Barett 16

B. Haartracht und Haarschmuck.

Aufgeb. und Hängezöpfe; Nadel und Band 18

Kap. II. Das Verhältnis zwischen Wort und Sache.

Allgemeines 21
a) Unanschauliche 21
b) Anschauliche Sachnamen 22
6. Die Bedeutung der Sachnamenforschung 23

Seite

A. Unanschauliche Sachnamen.

7. Kulturgeschichtliche Entwicklung 23
8. Schapel 24
8a. » Herkunft der Bezeichnung 26
9. Chranz 27
10 Hube: a); b); c); d; e) 27
11. Chappe 30
12. » a); b); c) 31
13. Huben und Chäppli 33
14. Gueffe 34
15. Herkunft des Namens 35
16. Huet 37

B. Anschauliche Namengebung.

17. Erklärung 37

1. Die Neuschöpfung ist ein Vergleich.

18. Einleitung 38

a) Vergleich nach dem Gesamtaussehen der Sache.

19. Mutschehube, usw. 38
20. Mudelchappe 40
21. Techeli, usw. 40
22. Tellerchappe, usw. 41
23. Chübelchappe, usw. 43
24. Radhube, usw. 43
25. Turpechlötzli, usw. 44

b) Vergleich nach der Form oder dem Schnitt der Sache.

26. Gupfi, usw. 48

c) Vergleich nach der Art des Aufsetzens der Tracht.

27. Hirzi, usw. 53

d) Vergleichende Benennungen, die sich den Gattungsnamen nähern.

28. Bletz, usw. 55

2. Der Sachname zeigt die Stelle an, wo das Trachtenstück zu sitzen kam.

29. Stirne, usw. 58

3. Der Stoff und seine Eigenschaften.

a) Der Stoff an sich.

30. Tusetta, usw. 61

b) Die Bearbeitung des Stoffes.

31. Schwefelhuet, usw. 68

Seite

4. Die Verzierung der Kopfbedeckung.

32. Bindellehuet, usw. 72
33. Spitzchappe, usw. 76
34. Rosechäppli, usw. 83
35. Fingranig Haarnadle, usw. 87

5. Besondere Vorrichtung an der Kopfbedeckung.

36. Zughube, usw. 88

6. Tätigkeit.

a) Tätigkeit der Sache.

37. Zitterchränzli usw. 89

b) Tätigkeit der Trägerin.

38. Schächchappe 91

c) Ergebnis der Tätigkeit.

39. Sturz, usw. 91

7. Zustand.

40. Schlappe, usw. 96

8. Benennung eines Standes geht auf den Kopfputz über.

41. Begine, usw. 99

9. Stand.

42. Maitlichäppli, usw. 102

10. Farbe.

43. Das weisse Kleid, usw. 104

11. Zweck, Bestimmung, Zugehörigkeit.

a) Zweck.

44. Haarschnuer, usw. 106

b) Bestimmung.

45. Stofelchappe 109
46. Keuschheitswächter, usw. 110

c) Zugehörigkeit zu einer andern Sache.

47. Tritschfadeband, usw. 111

12. Gelegenheit.

48. Kilchehube, usw. 113
49. Brûtschapel, usw. 114
50 Leidtiechji, usw. 115

13. Konfession.

51. Die katholisch Hube, usw. 117

Seite

14. Geographische Herkunft oder Verbreitung.

52. Schwôbachappa, usw. 119
53. Walliserhuet, usw. 121
54. Freiämtertäsch, usw. 125
55. Bodenseehaube, usw. 126

15. Kleinheit, Zierlichkeit.

56. Börtli, usw. 126
57. Chäppi, usw. 127
58. Bletzli, usw. 129
59. Mutschehübli, usw. 130

16. Gegensatz.

60. «Niederen» Hut, usw. 131

17. Spott.

61. Brönzchappe, usw. 133

Kap. III. Allgemeine Gesichtspunkte.

1. Das Missverhältnis zwischen Wort und Sache.

a) Das Grösserwerden der Sache.

62. Borte, usw. 137

b) Einschrumpfen der Sache.

63. Hüetli, usw. 139

c) Anpassen des Namens an die Sache.

64. Nadel, usw. 141

2. Das Herabsinken der städtischen Mode in die ländliche Tracht.

65. Strohhut, usw. 141

3. Veränderung der Tracht durch psychologische Triebkräfte.

66. Durch Vergrösserung 142
» Kostbarkeit des Materials 143

4. Das Verhältnis der Sachnamen unter sich.

67. a) Die Vielheit der Benennungen für eine Sache 144
68. b) Das Zusammenrücken zweier Sachnamen 144
69. c) Das Nebeneinander von Sachnamen 145
70. d) Gruppenbildung 147
71. e) Einförmigkeit 148
72. f) Wertverschiebung der Sachnamen 148

Seite

Kap. IV. Wort- und Sachgeographie.

73. Karte I: Kranz- und kranzähnlicher Kopfschmuck: Schapel . . 151
74. Kranz 153
75. Börtli, Borte, usw. 154
76. Karte II: Haartracht 155
77. » III: Barett 159
78. » IV: Jungfernkappe 160
79. » V: Strohhut 162
80. Schlussbetrachtung 165

Verzeichnis der Abbildungen 171

Schriften- und Studiennachweise 173

Verzeichnis der Abkürzungen 185

Sach- und Ortsnamenregister 185

Inhaltsverzeichnis 195

Beilagen: 89 Abbildungen (74 Federzeichnungen und 15 Photographien). 5 Karten.

Die Verfasserin hörte regelmässig Vorlesungen über germanische und romanische Philologie, Literatur und allgemeine Geschichte an den Universitäten Zürich (Oktober 1912 bis August 1917) und Neuenburg (Oktober 1921 bis März 1925).

Errata.

S. 17	Z. 19	statt	IV	lesen	III
S. 22	Z. 4	«	(vgl. Sachübersicht § 6)	«	(vgl. Sachübersicht)
S. 36	Z. 16	«	Es	«	Das Wort
	Anm. 8	«	Guffe für	«	Guffe f.
S. 37	Anm. 6	«	VI,	«	VI.
S. 40	Z. 19	«	flachliegenden	«	Flachliegenden
S. 55	Z. 11	«	wurd	«	wurde
S. 62	Z. 20	«	8. Mai	«	18. Mai
S. 64	Z. 29	«	dass	«	dasz
S. 76	Z. 16	«	und in I. Rhoden	«	und I. Rhoden
S. 77	Z. 1	«	Im Turm	«	Im Thurn
S. 97	Z. 5	«	immer noch	«	immer noch)
S. 129	Z. 10	«	verkleinerte	«	verkleinernde
S. 145	Anm. 4	«	de.	«	der
S. 152	Anm. 2	«	Kunz	«	Kurz
S. 167	Anm. 3	«	164	«	I 64
S. 169	Z. 30	«	Linie 5)	«	Linie [5])

BEILAGE

Abbildungen zu Beretta-Piccoli: Kopftracht

1

2

3

4

5

6

7

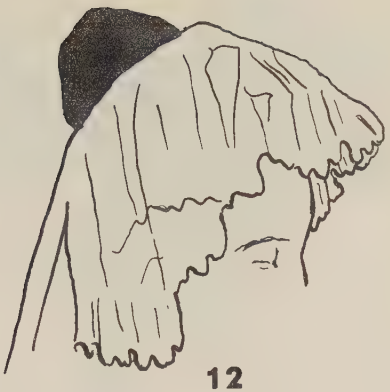
8

9

10

11

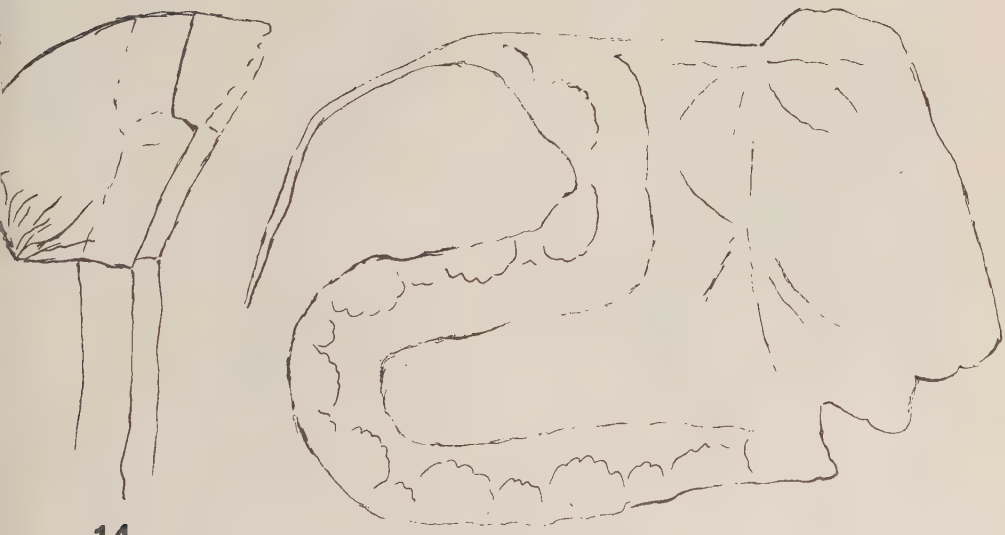
11



12

13

13 a



14

15

17

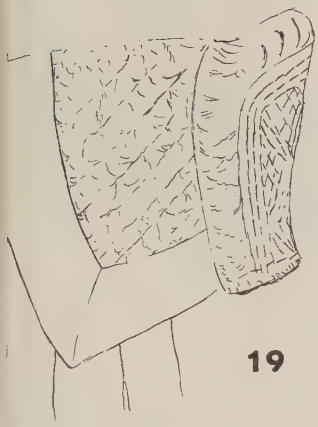
17a

16

18

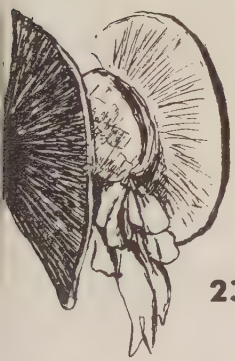
18a

20



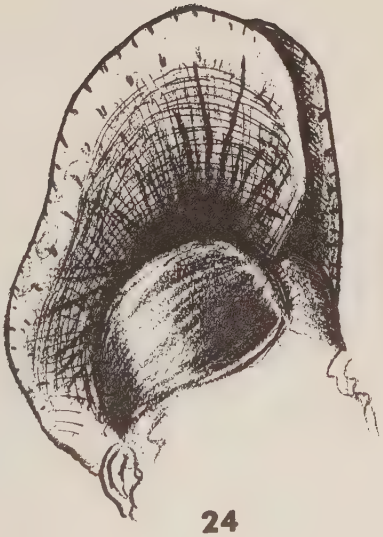
19

21

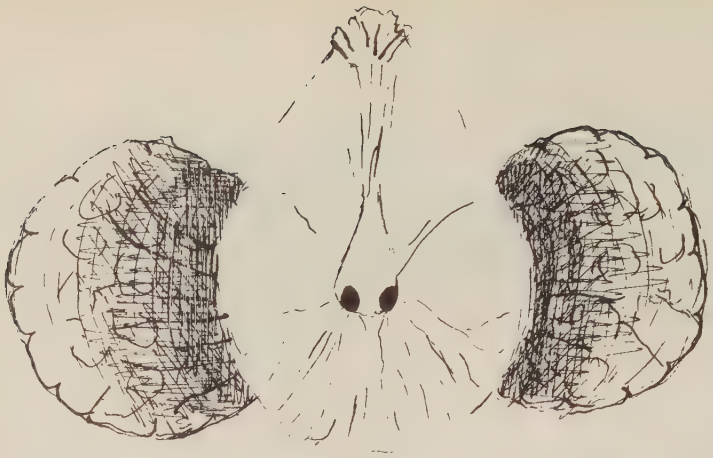


23

23 a



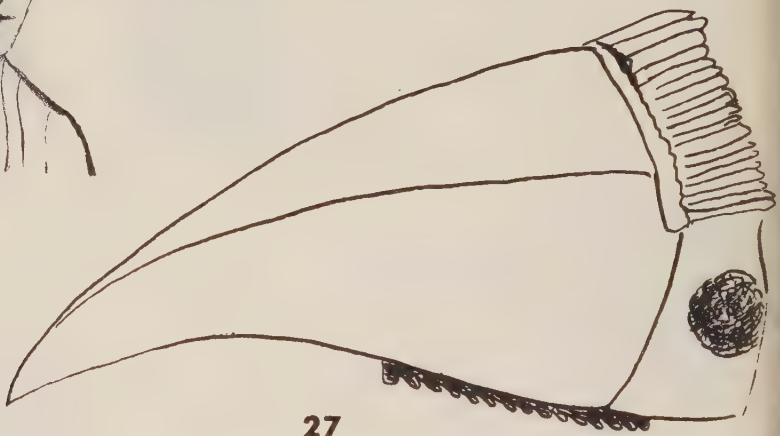
24



25

25 a

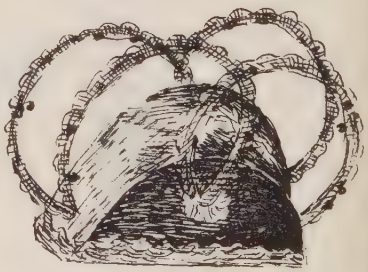
26



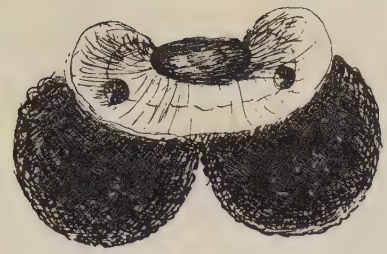
27

28

29



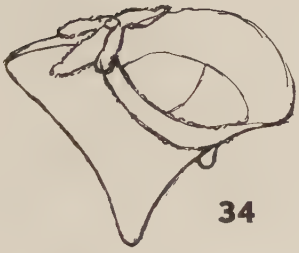
30



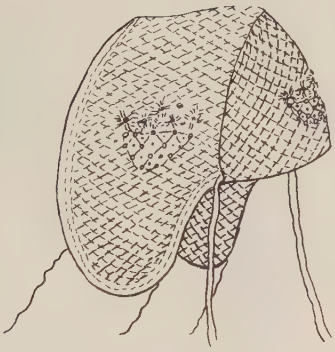
31

32

33



34

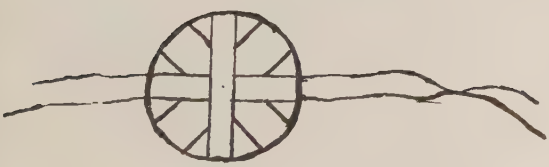


35

37

38

39



40

41

42

43

44

45

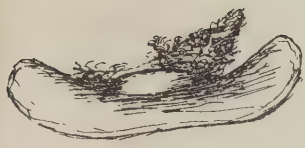
46

47

48

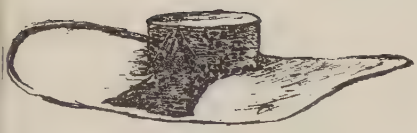
48

47

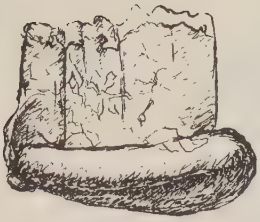


49

49



50



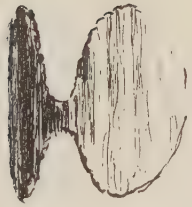
51

53

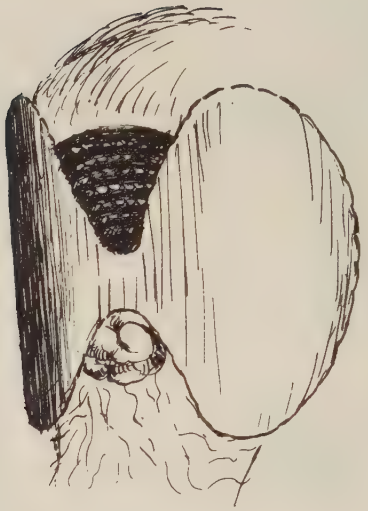
55

54

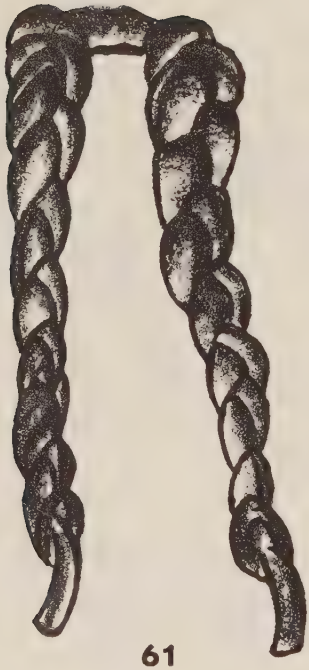
57



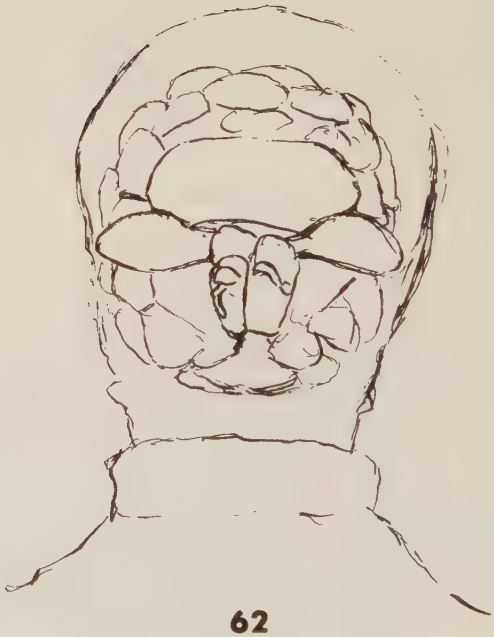
58



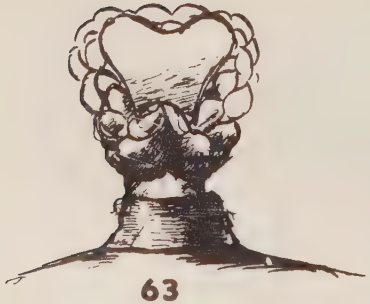
59



61



62



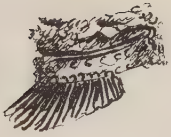
63

64

65

66

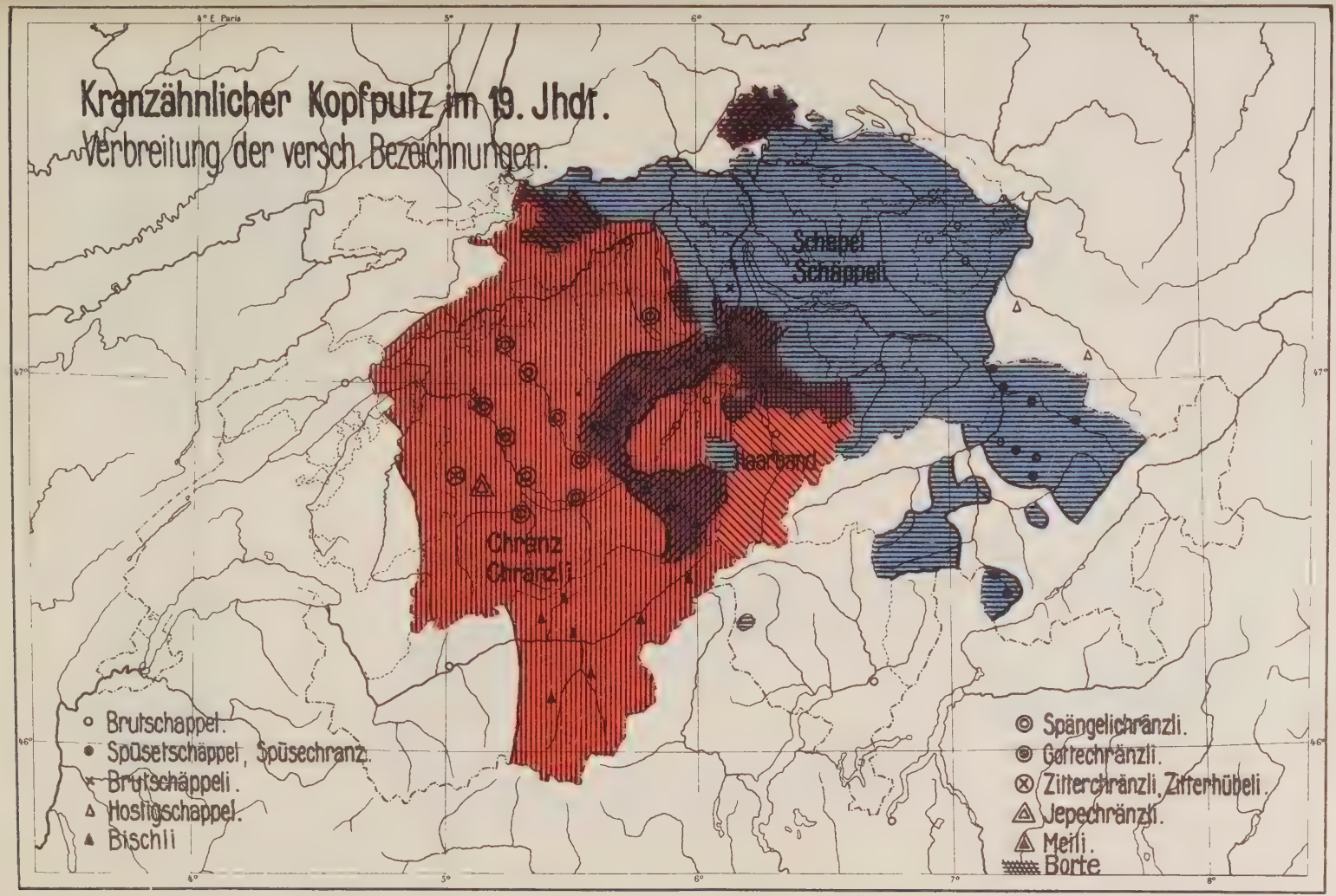
67

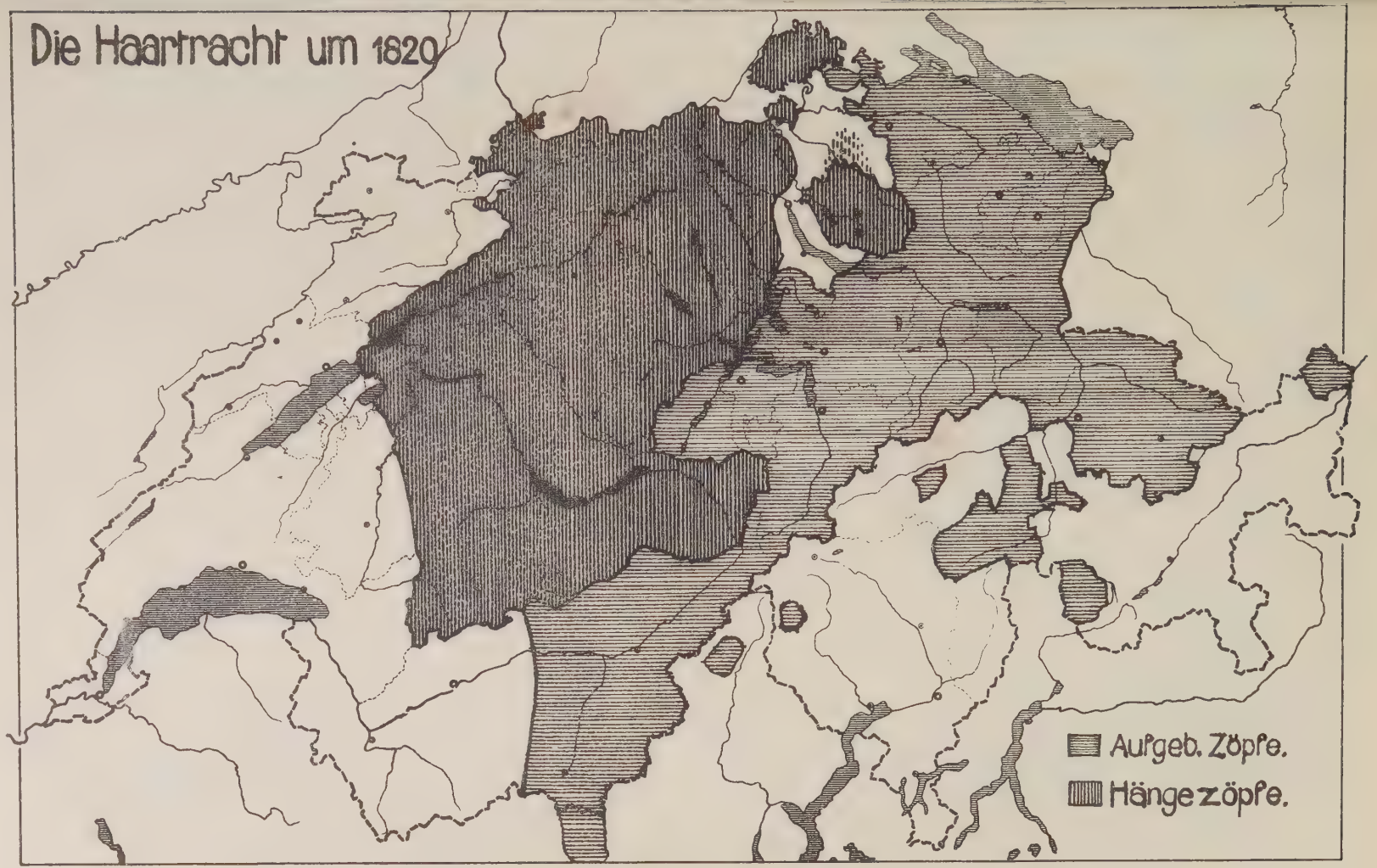


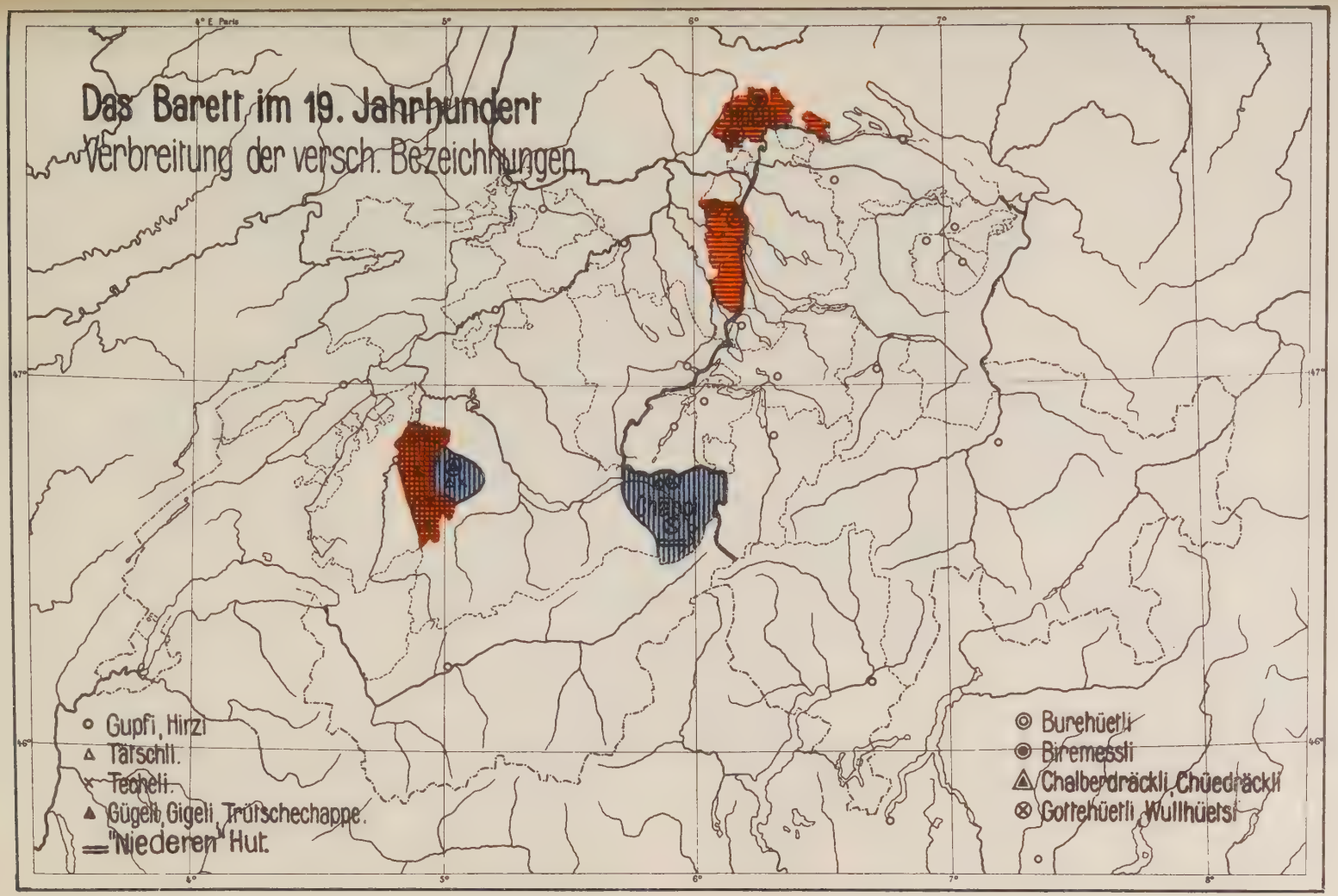
67 a

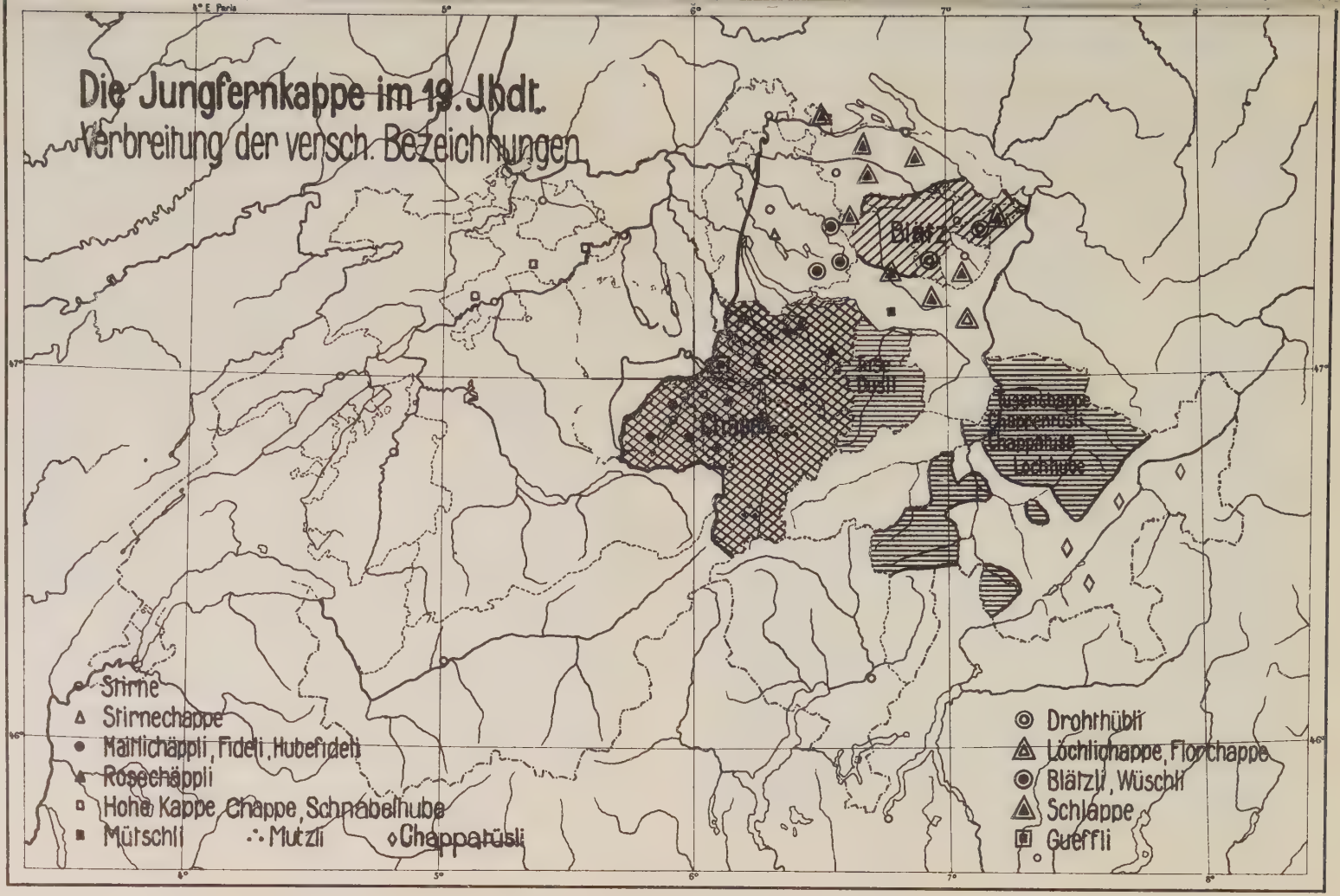
68

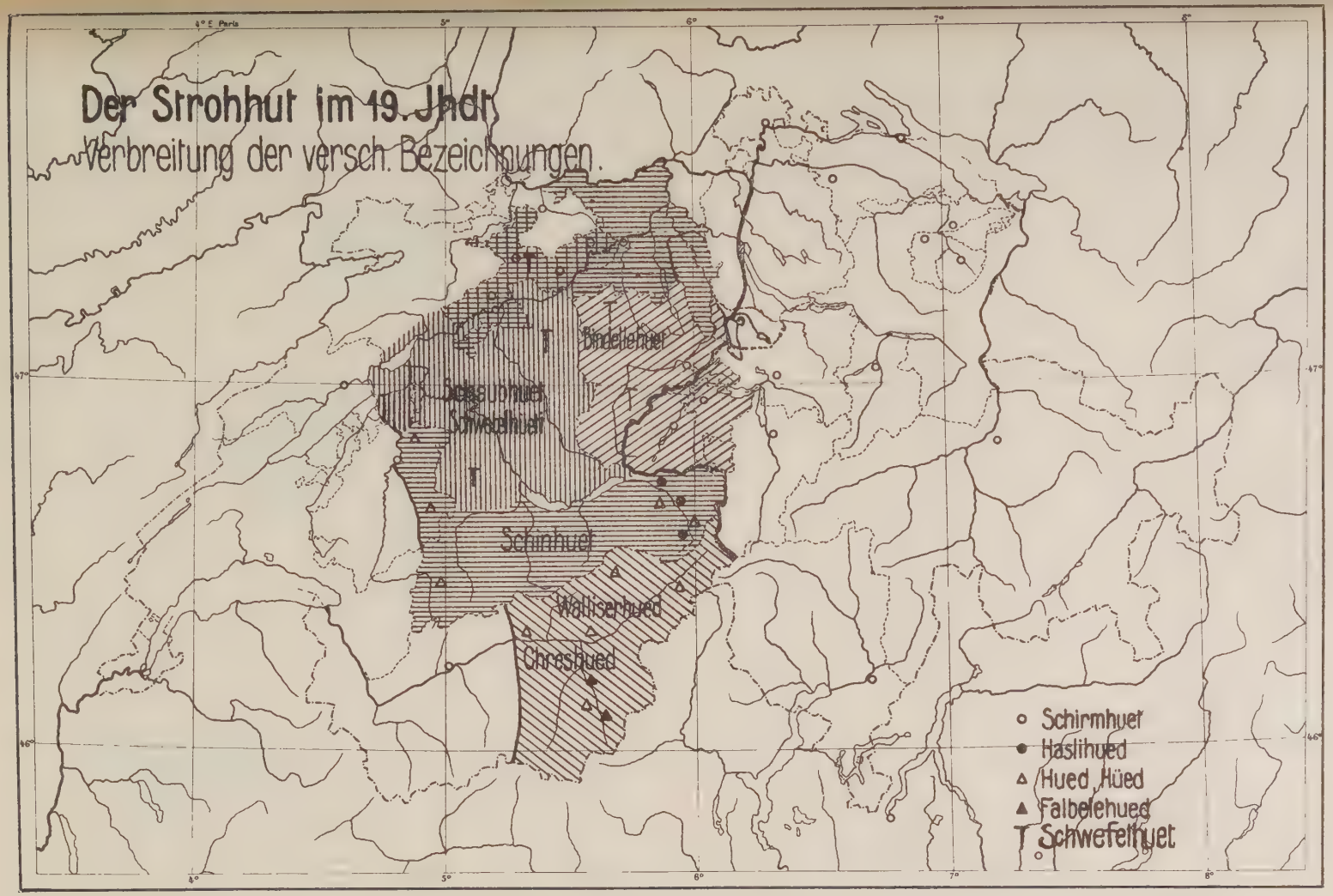
72


Kranzähnlicher Kopfputz im 19. Jhdt.
Verbreitung der versch. Bezeichnungen.
Schnepel
Schäppeli
Saarband
Chranz
Chränzli
Brutschappel.
Spüsetschäppel, Spüsechranz.
Brutschäppeli.
Hostigschappel.
Bischli
Spängelichränzli.
Gattechränzli.
Zitterchränzli, Zitterhübeli.
Jepechränzli.
Meili.
Borte


Die Haartracht um 1820
Aufgeb. Zöpfe.
Hängezöpfe.


Das Barett im 19. Jahrhundert
Verbreitung der versch. Bezeichnungen
Gupfi, Hirzi
Tärschli.
Techeli.
Gügeli, Gigeli, Trütschechappe.
"Niederen" Hut.
Burehüetli
Biremessli
Chalberdräckli, Chüedräckli
Gotteshüetli, Wullhüetsi


Die Jungfernkappe im 19. Jhdt.
Verbreitung der versch. Bezeichnungen
Blätz
Tuse Dusli
Ctrappe
Tusenchappe
Chappenrusli
Chappatüse
Löchhube
Stirne
Stirnechappe
Maitlichäppli, Fideli, Hubefideli
Rosechäppli
Hohe Kappe, Chappe, Schnabelhube
Mütschli
Mutzli
Chappatüsli
Drohthübli
Löchlichappe, Florchappe
Blätzli, Wüschli
Schlappe
Gueffli


Der Strohhut im 19. Jhdt.
Verbreitung der versch. Bezeichnungen.
Bindelehüet
Schirmhuet
Schwedhuet
Schirmhuet
Walliserhued
Chreshued
Schirmhuet
Haslihued
Hued, Hüed
Falbelehued
Schwefelhuet

9

20 Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

22

34 a Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

36

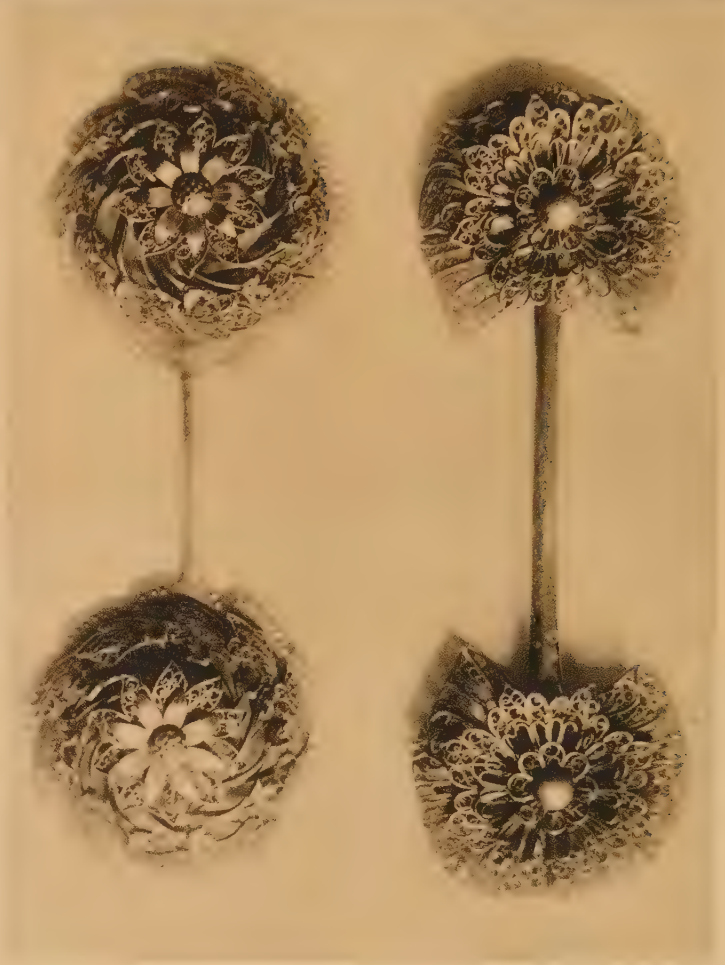
49

Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

50

52 Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

53



56 Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

60

64 Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.

70

71 Aus Beretta-Piccoli: Kopftracht.